

EX LIBRIS

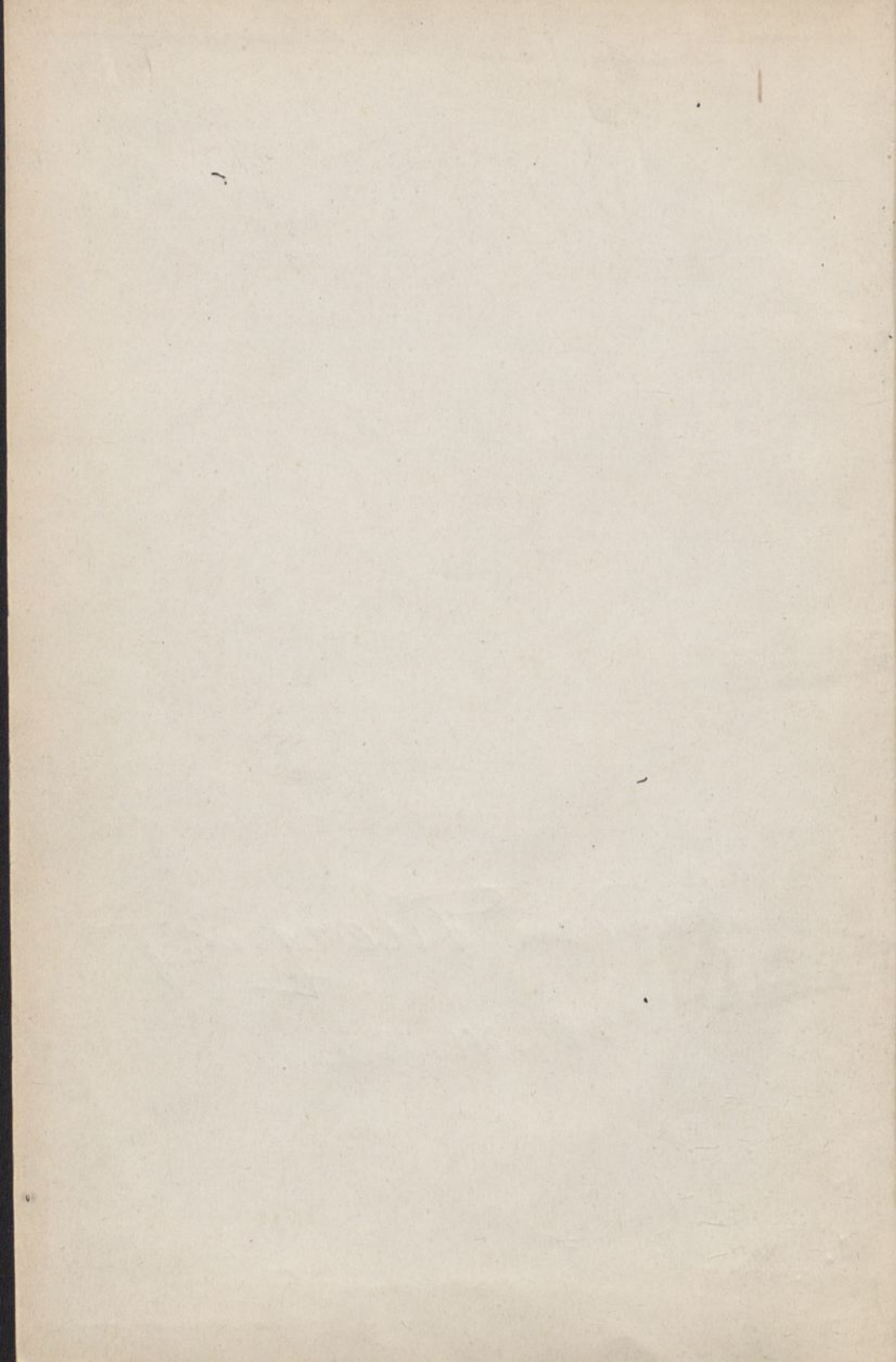
BIBLIOTEKA GŁÓWNA
POLITECHNIKI WROCŁAWSKIEJ

20 162/A.

Ks. 2.

Antwan Fuerguin

28. VI. 52r.



Schlesische
Heidenschanzen,
ihre Erbauer
und
die Handelsstraßen der Alten.

Ein Beitrag zur deutschen Vorgeschichte

von

Oscar Dug.

Oskar Vug.

Verfasser von „Die Schanzen in Hessen.“

In 2 Bänden

mit 118 Abbildungen und 1 Karte.

== 1. Band. ==

W. M. Thierquing

28. VI. 52

→ Grottkau. ←

Im Selbstverlage.

1890

Buchdruckerei Ernst Neugebauer, Grottkau.

Alle Rechte vorbehalten.

BI-12



224 170/1

AKC 829/K/80

Maerwart.

motto: So lang dem Mann das Herz noch schlägt
Soll er nicht Ruhe haben:
Die Saat die ihm nicht Früchte trägt
Wird sie einst Andern tragen.

Widmet Jemand im Alter von 60 Jahren einer ihm bisher völlig fern liegenden Aufgabe den Rest seiner Kraft und verwendet zu ihrer Lösung das mühsam ersparte Eigen, dann muß der in ihm wirkende Trieb sich doch auf eine festere Grundlage stützen als sie etwa persönliches Belieben zu geben vermag, sonst würde er schon am Anfang erliegen.

Im Verlauf meiner Wanderungen konnte ich nicht Jedem das Ziel und den Zweck meiner Arbeit erklären. Ich besitze keine ausgeprägte Vorliebe für Schanzen oder ihre Funde, aber die Vorgeschichte unseres Volkes klarzulegen, das Dunkel das sie umgiebt zu lichten, dazu trieb es mich von Jugend auf mit voller Begeisterung, und sie ist dieselbe geblieben, nachdem sich mir in hartem Ringen anderer Art das Haar gebleicht und die Stirn gefaltet. Zur Erreichung meines Zweckes dienten die Schanzen; so fest wie sie einst dem Feinde den Zugang sperreten, so offen finde ich in ihnen die Vorgeschichte unseres Volkes enthüllt.

Sie zeigen mir klar, auf welcher Stufe der Gesittung die Urväter standen, als sie in das Licht der Geschichte traten, sie zeigen auf welchem Grunde das deutsche Vaterhaus steht und wie weit in der Urzeit die Marken unseres Volkes reichten.

Betrübend erscheint es, wenn des Vaterlandes Söhne im Dienste der Kunst die Vorfahren, — die eigenen Urväter, — mit stumpf verthiertem Gesicht in der Haut des Thieres zur Darstellung bringen, und sich lieber an fremden Gestalten als an den Helden des eigenen Volkes, wie einem Bojokal begeistern.

Aber wie mich betrübt was unserem Volke zur Unzier gereicht, so weise ich entschieden zurück, was ihm an Ruhm nicht gebührt.

Wir haben weder nöthig unseren Schild mit haltlosen Farben zu schmücken, noch uns an zweifelhaftem Ruhm zu begeistern und dafür vom Ausland bedauern zu lassen.

Die erschlossenen Pforten der Schanzen gewähren nicht nur einen Einblick in die alte deutsche Freiheit und ein Bild der Helden ihrer angeblichen Rettung, nein auch die Verhältnisse und Personen der Urzeit im Einzelnen treten uns näher und es wird mir möglich sein, einen Mann, der bisher im Schatten der Geschichte stand, näher auf die Bildfläche zur freien Ansicht und Beurtheilung zu rücken, und ihm dadurch gerecht zu werden.

Wer es unternimmt lieb und bequem gewordenen Anschauungen entgegen zu treten, der muß auf Angriffe aller Art gefaßt bleiben. Das ist der Lauf der Welt und nicht schlimm; dient aber meine Arbeit der Wahrheit und dem Vaterlande, dann hat sie ihren Zweck erfüllt.

Salzdorf, am 2. September 1890.

bei Grottkau i. Schl.

Oscar Vog.

Inhalt des 1. Bandes:

	Seite.
Einleitung	1—8.
Die Quellen	8—9.
Die Namen, Kelten 2c.	9—11.
Die Erbauer der Schanzen	11—17.
Die Formen der Schanzen und maßgebende Gesichtspunkte bei ihrer Anlage	17—19.
Die Gattung der Schanzen	19—21.
Die Hüengräber	21—23.
Die Sagen	23—24.
Betrachtungen über die Sagen	24—26.
Das Steinzeitalter, die Bronze- und Eisenzeit	26—35.
Verschlackte Wälle und Glasburgen	35—37.
Die unterirdischen Gänge	37—39.
Efelswege	39—40.
Bronzeringe	40—43.
Weinberge, Finkenberge und das deutsche Trinken	43—50.
Grenzen der Stämme, ihre Namen, Religions- und Lebens- verhältnisse in der Urzeit	50—55.
Germanische Leichenbestattung	56—60.
Urnen. Dabſſas. Nimmidas	60—62.
Erhaltung und Nutzbarmachung der Funde	62—64.
I. Schanzen welche gleichzeitig zum Schutz der Straßen und der Stammesgrenzen dienten	64—155.
II. Uebergänge über die Reiffe und Anfänge des Raubritterwesens	155—179.

VI

- III. Die alten Straßenzüge 179—182.
IV. Mährisch-Ostrau, Falkenberg, Brieg, Ritschen,
Massel nebst Abzweigungen 183—193.
V. Richtung Zuckmantel-Massel 193—215.
VI. Neisse-Ritschen nebst Abzweigung Würben-Ritschen=
Brieg 216—240.
-

Berichtigungen.

Seite	3	Zeile	21	ist zu lesen	Herodot	statt	Herodes.
"	15	in der	Anmerkung	ist zu lesen	436	statt	433.
"	26	Zeile	16	ist zu lesen	sandigen	statt	sandigem.
"	34	"	20	" " "	Waffen	statt	Waffren.
"	37	"	19	" " "	Schwingtag	statt	Schwinglag.
"	64	"	12	" " "	schaffe	statt	schaffte.
"	97	"	10	" " "	Kretschamhau	statt	Kreschamhau.
"	118	"	18	" " "	doch	statt	noch.
"	133	"	10	" " "	hatte	statt	hätte.

Einleitung.

Die Geschichte Schlesiens besitz im Vergleich mit anderen deutschen Ländern ein nur geringes Alter, sie ruht erst auf sicherer Grundlage vom Anfang des 13. Jahrhunderts ab.

Der Forschung auf archivalem Gebiet gelang es bisher nur in einzelnen Fällen bis zum Jahre 1000 vorzudringen, weiter rückwärts schwinden die sicheren Spuren, und selbst die Sage, aus welcher bei anderen Völkern die Geschichte entsteigt, ist für Schlesiens Vorzeit nur spärlich vorhanden. Als Ersatz dafür hat der Leib unserer schlesischen Muttererde viele andere Schriftzeichen aufbewahrt, die zu suchen und zu sammeln eine zwar mit großen Mühsalen, körperlichen Anstrengungen, Opfern an Zeit und Geld verknüpfte, in ihren sachlichen Ergebnissen aber lohnende Arbeit ist; denn diese Schriftzeichen leiten in der Vorgeschichte Schlesiens in eine Zeit zurück, die an Alter denjenigen Ländern nicht nachsteht, über welche geschriebene Nachrichten vorliegen.

Viele Männer haben sich vor mir auf diesem Gebiet gemüht und sind den Spuren der Vorzeit über und unter der Erde gefolgt.

Zuerst waren es die Funde an Münzen, Urnen und verschiedenen Geräthen, welche Beachtung fanden und zur Forschung anregten.

So sonderbar auch die Deutungen waren die ihnen zu Theil wurden, — zwei gläubige Prediger glaubten z. B. bei den Urnenfunden Gott einen Dienst zu thun, wenn sie dafür eintraten, daß er nach seiner Allmacht diese Töpfe alle Frühjahre in der Erde wachsen ließe, — so hatten solche Urtheile doch das Gute, daß sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Funde lenkten und dadurch die richtige Erkenntniß förderten.

Urnen wurden in Schlesien schon seit langer Zeit gefunden. Soviel ich ermitteln konnte, war Uberus in Breslau der Erste, welcher Urnen und Broncefunde vom Töppelberge bei Massel im Jahre 1544 in einem lateinischen Briefe beschrieb, er erklärte sie richtig für heidnische Begräbniße. Dasselbe that Henel 1613. Nun traten die Herren mit

ihren Theorien vom Wachsen der Urnen am Pfingsttage auf und diese Fabel fand bis zum Jahre 1806 ihre gläubigen Verehrer, trotzdem der Prediger Herrmann in Maffel schon im Jahre 1711 mit voller Schärfe gegen sie aufgetreten war. ¹⁾

Das Urtheil Herrmanns zeugt von klarem Blick, er bestrebt sich die Dinge vom Standpunkt des wirklichen Lebens zu erfassen.

Nach Herrmann trat Kruse mit einer wissenschaftlichen Arbeit auf die Bahn, seine Sammlung erstreckte sich schon über 120 Fundorte. ²⁾ Er ging auch selbst in das Land hinaus und hat kreuz und quer nach Funden gesucht, vor allem widmete er seine Aufmerksamkeit römischen Funden, Münzen, Götterbildern u. dergl. die er auch zahlreich ermittelte.

Mit ihm nach gleichem Ziel strebte Büsching, seine Schriften über die heidnischen Alterthümer Schlesiens, die Blätter für die gesammte schlesische Alterthumskunde, seine Abhandlungen in Schlesiens Vorzeit und viele andere Schriften geben von seinem Streben Zeugniß.

Leider stand Büsching noch zu sehr in den Anschauungen wie sie den Gelehrten des vorigen Jahrhunderts eigen waren. In Ermangelung deutscher Vorbilder begeisterten sie sich an den Schöpfungen der römischen und griechischen Welt, nach den dort empfangenen Eindrücken gestalteten sich ihre Vorstellungen des wirklichen Lebens, auch die römische Art der Gottesverehrung übertrugen sie auf Deutschlands Vorzeit.

Daß schon unser Klima einen derartigen Kultus unmöglich machte, kümmerte sie nichts, die ganze Vorzeit bewegte sich nur um die Darbringung der Opfer.

Unter diesen Eindrücken war es unmöglich Klarheit in die vorgehichtlichen Verhältnisse zu bringen.

Nach ihm arbeitete Luchs, er fuhr fort zu sammeln, zu berichten, das Interesse für die vorgeschichtliche Forschung anzuregen und für das Gesammelte ein besseres Heim zu gründen.

Regen Eifer für die schlesische Vorgeschichte entwickelten die Provinzialblätter und in der Museumszeitschrift „Schlesiens Vorzeit“ hat sich Herr Regierungs-Baumeister Lutsch und auch Herr Assistent Zimmer verdient gemacht. Der Mann aber, der schon vorher sehr eingehend

1) L. D. Hermann: Maslographia oder Beschreibung des schlesischen Maffel im Dels-Bernstädtischen Fürstenthum. Brieg 1711. 4.

2) K. Kruse Budorgis oder etwas über das alte Schlesien, Leipzig 1819.

und klar die vorgeschichtlichen Funde besprach, war der Pfarrer Carl Wunster in Tschilsch bei Bojanowo.

Er ließ im Jahre 1827 auf eigene Kosten in Liegnitz bei J. Kulmey ein Schriftchen erscheinen das den Titel führte: „Die Schmitz ein Station des alten Landhandels.“ Das Buch ist meines Wissens nur in einem Exemplare im Provinzial-Archiv zu Breslau vorhanden und so wenig gekannt, daß ich es nöthig halte, einen kurzen Auszug desselben zu geben:

Wunster beleuchtet eingehend den phöniciſchen Handel, er ſchildert Phönicien als einen ſchmalen, hohen, dünnen Küſtenſtreifen ohne Getreide und Gold. (Horat Od. 13.) Aber was dem Lande fehlte, das erſetzte die Rührigkeit ſeiner Bewohner, ſie erfanden das Glas, zu deſſen Bereitung der Sand des kleinen Fluſſes Belus das Material, und den Purpur, zu deſſen Farbe die Seemuſcheln aus Buccinum und Pelagia den Stoff lieferten. Die Wolle bezogen ſie aus der Wüſte.

Tyrus, das 330 v. Chriſti ſtürzte, war der Concurrent der Phönicier. (Jeſekiel 27. Kap.) Schon zu Abrahamszeiten handelten dieſe mit Glas, Purpur und Linnenwaaren. Das Bild das der phöniciſche Handel bot, verhieß der Prophet den Juden. (Jeſaias 60,9.) Ihre inländiſchen Fabrikate und ausländiſchen Erzeugniſſe gingen in alle Welt. (Ezechiel 27, 18—24 und Herodes III, 113.)

Den Karawanenhandel erwähnt Jeſaias 60, 6 und Jeſekiel 27, 17 bis 19. Homer war ein Zeitgenoſſe Salomons. In dieſem Zeitalter war phöniciſcher Purpur und Wollſtoff die Modetracht auf der ganzen Erde, die Reichen bedeckten ihre Wände und Fußböden mit phöniciſchem Glaſe und der Bernſtein wurde höher geſchätzt als Gold.

Die Hauptfabriken waren zu Sidon und Sarepta.

Das erforderliche Getreide bezog Phönicien aus Kanada, das den Alten unter dem Namen Weinland bekannt war.

Um dem Bedarf an Bernſtein zu genügen, gingen die Phönicier durch die gaditanische Meerenge (Säulen des Herkules) gründeten das heutige Cadix und drangen von hier bis Sütland vor.

Dieſer phöniciſche Handel blühte 1700 Jahre. Nach ihm traten die Macedonier an die Stelle und dieſen folgten die Römer.

Wunster führt die Erforſchung Norddeutſchlands und Schwedens auf die Sehnuſucht des Menſchen nach dem Eldorado (Paradies) zurück, das die Bewohner der heißen Länder im hohen kalten Norden und die Bewohner kalter Länder im warmen Süden ſuchen. —

Ist nun auch der von Wunster erwähnte Bernstein Schmuck der Frauen im trojanischen Zeitalter kein Beweis dafür, daß der Bernstein von der Ostsee geholt worden sei, so wird doch auch von Tacitus berichtet, daß Nero einen Ritter nach der Ostsee nach Bernstein sandte und daß dieser solche Mengen brachte, daß bei den Fechterspielen die Netze, welche die Kampfthiere vom Publikum trennten, in ihren Knoten mit Bernstein geschmückt werden konnten, desgleichen die Waffen, die Todtenbahnen und andere Dinge. Das größte Stück soll 13 Pfund gewogen haben.

Nun verfolgt Wunster den Weg den die Phönicier und nach ihnen die Römer nach der Ostsee nahmen und findet die ersten Spuren im Dorfe Bistritz in Mähren, er zeigt dann weiter, daß die Handelsstraße auf der sich stets mehrere Karawanen gemeinsam bewegten, ihren Lauf da genommen hat, wo sich die heutige Kaiserstraße findet, über Wien durch den Jablunkapass nach Krakau, Lemberg und weiter nach Osten und andererseits über das heutige Neisse an der Neisse herunter und bei Schurgast und Auras über die Oder.

Er verfolgt dann an den gemachten Funden an Urnen, an Glas und römischen Münzenfunden den Weg über Winzig, Trachenberg (Drachenberg) und nun kommt er unter Berücksichtigung der in der Schnitzsch gemachtten Funde welche aus Bernstein-Urnen, die er zeichnete, Glasnäpfschen mit Spuren von Vergoldung, römischen Münzen, darunter eine vom Kaiser Antonius, aus Arsenit-Schlacken mit Nickel gemischt, Eisenschlacken u. dergl. bestanden zu dem Schluß, daß hier in der Schnitzsch eine phöniciische Niederlassung bestanden habe. Wenn nun auch Wunster in der freudigen Erregung über seine Funde vielleicht zu weit zurückgriff und diesen ein zu hohes Alter zuschrieb, so haben sie doch die Wirkung gehabt, daß ein wissenschaftlich gebildeter Mann mit voller Wärme eine schwierige Arbeit unternahm und die Handelsverhältnisse der alten Welt darlegte; er hielt sich frei von religiösen, poetischen oder romantischen Einflüssen, stellte sich nur auf den Boden des wirklichen Lebens und hinterließ uns eine recht schätzenswerthe Arbeit.

In neuerer Zeit war es der polnische Forscher v. Sadowsky, welcher in seinem 1877 veröffentlichten Werk: „Die Handelsstraße der Griechen und Römer durch das Flußgebiet der Oder und Weichsel“ auf Grund astronomischer und geographischer Forschungen zu denselben Schlüssen kommt wie Wunster, auch er führt den Durchgangsverkehr durch Schlefien bis 1500 Jahr vor Christi Geburt zurück und

läßt die Karawanen ihren Weg bei Brieg über die Oder nehmen, dem er ein unteres Brieg hinzufügt, das er in Dyhernfurth vermutet.

Auch diese Arbeit ist eine hochschätzbare Gabe zur Beurtheilung der Vorzeit unserer heimatlichen Provinz, auch v. Sadowsky führt die alte Handelsstraße über Winzig weiter und stimmt vielfach mit Kruse und Wunster überein.

Auch an Forschern fehlte es nicht, die einsam still ihren Weg allein gingen und schöne Sammlungen besitzen; unter diesen nenne ich besonders Pfarrer Senf in Laugwitz, der nach Wunster einer der Ersten war, der auf eigene Kosten die Urnenfunde zeichnen ließ, und Herrn Schneider in Rudelsdorf.

Ich komme nun zu den zweiten Schriftzeichen, die der Leib unserer Muttererde enthält, es sind die alten Erdwälle. Schon im Jahre 1779 wurde der große Rundwall bei Ritschen, am rechten Ufer der Oder, zwischen Brieg und Ohlau untersucht, das Urtheil, das der Großkanzler Carmen abgab, hat zur Klärung der Verhältnisse nichts beigetragen, es bewegte sich in der damals üblichen Ansicht, daß die Schanze nur zur Aufnahme der Urnen errichtet worden sei.

Schon im Jahre 1769 hatte das Gymnasium zu Brieg bei seiner 2. Säkularfeier durch einige am Ritscheberg aufgefundenene Mauerreste veranlaßt, eine Jubelschrift über einen aufgefundenen Heidentempel drucken lassen.

Später haben sich verschiedene Männer mit der Erforschung und Deutung der alten Erdwälle befaßt.

Die klarsten Gedanken hierüber entwickelte der Niederlausitzer Forscher Preusker in seiner Zeitschrift „Blicke in die vaterländische Vorzeit“.

Ich erwähne ihn, weil er vielfach das Gebiet der schlesischen Schanzen berührte.

Nach ihm trat Schuster mit einem verdienstvollen Sammelwerk auf, worin er alle bis dahin ermittelten Schanzen zusammenfaßte und vom militairischen Standpunkt beurtheilte.

Wohl nur aus diesem Grunde hat seine mühevolle Arbeit nicht die verdiente Beachtung gefunden.

In neuester Zeit hat der unermüdlige Forscher Herr Dr. Besla ein Sammelwerk veröffentlicht, das durch seinen Titel „Die Schanzen des östlichen Deutschlands“ eigentlich jede weitere Forschung erübrigen würde, aber damit schießt dasselbe schon weit über das Ziel hinaus.

Nicht einmal alle bisher bekannten Schanzen sind in dem Verzeichniß enthalten und die Zahl der noch zu erforschenden ist sehr groß.

Neue Gesichtspunkte werden in dem Buche nicht eröffnet, mit feinen Opferansichten und der Annahme, daß die großen Schanzen nur nach Art der Amphitheater, zur Aufstellung des Volkes bei Opferfesten dienten, steht der Herr Verfasser ganz im Bereich der Anschauungen des vorigen Jahrhunderts.

Von den verschiedensten schlesischen Lokalforschern werden die Schanzen nur als Opferstätten betrachtet. Es ist eine auffällige Erscheinung, daß Männer des geistlichen Standes wie Herrmann, Wunster und Senf die Urnenfunde, und Senf auch die Schanzen, von den Gesichtspunkten des praktischen Lebens erfassen, während weltliche Gelehrte sich von den Opferansichten nicht frei machen können.

Ich habe den Grund bereits angedeutet. Unsere traurigen nationalen Zustände nach dem 30jährigen Kriege trieben unsere Gelehrten dahin, Genuß und Stärke nur in den idealen Vorstellungen zu suchen, die den Werken der klassischen Dichter entsprossen, und nach ihnen ihres Geistes Flug zu richten.

Es ist darum auch gar keine auffällige Erscheinung, daß die Anschauungen der Gegenwart grade in den Kreisen der Berufsgelehrten am langsamsten Eingang finden und unter ihnen haben die Opferansichten der Brieger Fest-Zubelschrift von 1769 noch ihre gläubigsten Vertreter. Eine Aenderung hierin vollzieht sich ganz von selbst.

Die Verhältnisse gestatten unserer Jugend nicht mehr ihren Geist an Bildern einer eingebildeten Welt zu nähren, noch weniger kann sich der Berufsgelehrte noch still in eine innere Welt versenken, der Kampf ums Dasein ruft jeden auf die Schanze und gebietet ihm das Leben in seinem vollen Ernst in anderer Richtung zu erfassen.

Damit erscheinen dem jungen Mann von selbst auch die Verhältnisse der Vorzeit in einem anderen Lichte; der Pulsschlag der unsere Urväter zu hohen Thaten trieb, er ist wieder in unserem Volke lebendig und damit findet sich die lebenswahre Beurtheilung der Vorzeit von selbst.

Meine erste Bekanntschaft mit einer Schanze machte ich vor 53 Jahren, als mich mein Vater als 8jährigen Knaben auf die große Schanze „die Barde“, eine Meile südwestlich von Winzig führte und mir erklärte, welch' lange Zeit, selbst bei einer großen Menschenzahl dazu gehört habe, diesen großen Wall zu schütten. Dieser Eindruck ist bei mir geblieben.

Vor etwa 25 Jahren regte ich die Frage nach der Bedeutung dieses Ringwalles in den schlesischen Provinzialblättern an.

Meine dienstliche Thätigkeit gestattete mir nicht mich weiter in dieser Richtung zu beschäftigen, erst nach meiner Versetzung in den Ruhestand, als nach zweijährigem Leiden die Bewegung meiner Beine allmählich zurückkehrte, nahm ich den in der Kindheit erhaltenen Eindruck wieder auf und trat der Schanzfrage näher. Von der ganzen vorhandenen Schanzliteratur war mir gar nichts bekannt.

Meine Ansicht über die Verhältnisse der Vorzeit ging dahin, daß ebenso wie heute jeder Besitzer sein Eigenthum in irgend einer Weise gegen seinen Nachbar abschließt, sich ursprünglich jeder einzelne deutsche Stamm zur Sicherung seines Besitzstandes gegen seine Nachbarn durch Wall und Graben abgeschlossen habe, daß sie ihre Dörfer durch Wallburgen und ihre Straßen durch Schutzwehren sicherten, daß aber eine gewaltige Hand alle diese Stämme geleitet, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit sie alle beseelt und eine gemeinsame Sprache und das Band eines gemeinsamen Glaubens an einen vaterländischen Gott sie alle verbunden habe.

Unvermeidliche Grenzstreitigkeiten, die in der Vorzeit meist blutig ausgetragen wurden, konnten an dem Gefühl der Zusammengehörigkeit ebensowenig etwas ändern, als heute durch eine ungünstige richterliche Entscheidung im Streit unter Blutsverwandten, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wohl zeitweise gestört, aber nicht dauernd vernichtet werden kann.

Ungünstig wurden die Verhältnisse erst dann, als römisches Gold den Führern das Bewußtsein für Pflicht und Ehre gegen das eigene Volk geraubt hatte.

Waren nun meine Ansichten richtig, dann mußten sich auch noch Reste jener alten Schutzwehren finden lassen, welche den Zusammenhang einzelner Stämme bekundeten.

Von dieser Ansicht geleitet begann ich meine Wanderungen.

Im Laufe der Arbeit gewährte mir der Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens eine Beihilfe von 200 Mark, ich machte dafür den ersten Theil der Reise noch einmal, um die bis dahin ermittelten Schanzen in seine Meßtischblätter einzutragen. Als ich bestrebt war bei Sichtung des Gefundenen die über die Schanzen und über die Vorgeschichte vorhandene Literatur kennen zu lernen war es dieser Verein der mir seine Quellen erschloß.

Außerdem hat mir Geheimer Archiv-Rath Herr Professor Dr. Grünhagen, sowie die Herren an der königlichen Universitäts-Bibliothek Breslau bereitwillig mit solchen Schriften geholfen die nur bei ihnen vorhanden sind; anderer Seits erhielt ich aus Privatsammlungen Werke die sich in den Bibliotheken nicht fanden. Der Herr aber, den ich unzählige Mal belästigte und der mir mit nie ermüdender Bereitwilligkeit zur Seite stand, ist der Archivar Herr Professor Dr. Markgraf zu Breslau.

Allen diesen Herren sage ich herzlich Dank.

Wie sich nun das, was ich auf dem Leibe unserer schlesischen Erde fand, mit dem deckt, was Kruse, Wunster und v. Sadowsty vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ergründeten, ergiebt sich aus dem folgenden Inhalt.

Q u e l l e n .

Ich habe bereits gesagt, daß ich mich vor Beginn meiner Wanderungen auf keine Quellen stützte, es ging mir wie dem Ritter auf dem Kynast, der im Nebel den Abgrund auf der Burgmauer umritt, den zu umreiten er im Sonnenlicht niemals gewagt hätte.

Wenn ich alles, was über die alten Schanzen schon geschrieben wurde, vorher gekannt hätte, wie ich es jetzt kenne, so hätte ich niemals den Muth gefunden, auch nur nach einer alten Schanze zu suchen, noch viel weniger aber eine Jahre lange ununterbrochene beschwerliche Arbeit und so bedeutende Kosten daran zu wagen, wie es geschehen ist.

Von den Schanzen die ich ermittelte, sind wenige schon beschrieben, das vorhandene Material führe ich soweit an, als es zur Vollständigkeit erforderlich ist.

Ich will kein Sammelwerk schreiben, in welchem vor lauter Quellen kein Raum für eigene Gedanken bleibt, ich will berichten was ich nach eigener Anschauung fand, will darnach urtheilen und es dann Denen überlassen, die es besser verstehen zu finden, wie weit mein Urtheil richtig oder irrig war.

Meine Hauptquellen sind die Schanzen selbst, sie ragen nicht nur als stumme Zeugen der Urzeit in die Gegenwart, nein mehrere werden noch heute in anderer Art zu verschiedenen Zwecken benützt. Dadurch aber wurde ihre Ermittlung und Beurtheilung ungemein

erschwert und erst nach langem Mühen gelang es mir zu erkennen, wo und wie verschiedene Zeitalter ihre Spuren auf einander gelagert hatten und nicht überall konnte ich den Mauerbau im Bereich der Erdschanzen unberücksichtigt lassen. Alle anderen geschriebenen Quellen habe ich da wo ich sie benützte, auch genannt.

Die Namen.

Da sich der Druck dieser Arbeit Jahre lang verzögerte und ich in der Zwischenzeit an zwei Sommern in Hessen nach den bisher dort ungenannten Schanzen gesucht hatte, so fand ich Gelegenheit Vergleiche über die Entstehung der heutigen Namen wie sie in den Karten der neuesten Landesaufnahmen verzeichnet sind, hier und dort anzustellen. Ich gelangte dabei zu der Ueberzeugung, daß ein großer Theil der Namen recht jungen Datums ist, daß die Namen in den Karten nicht mit der in der Bevölkerung üblichen Benennung übereinstimmen und daß die Bezeichnungen „Tatarenschanze“ und „Schwedenschanze“ größten Theils von Lehrern, Geistlichen, Gutsherrn, vor allem aber erst von den Feldmessern in Aufnahme gebracht wurden.

Zum Beweise will ich einige Fälle anführen:

Der Erdkegel bei Guckelwitz hieß stets nur „die Koppitze“, da sprengte beim Manöver vor 7 Jahren ein Offizier ins Dorf und fragte nach der Schwedenschanze, die Niemand kannte, er bezeichnete nach seiner Karte diesen Punkt und von da ab läuft der neue Name neben dem alten her.

Ähnlich verhielt es sich mit dem jetzt abgefahrenen Erdkegel bei Jackschönau, auch er wurde zum Schluß noch den Schweden überwiesen.

Der Erdkegel zu Liebenthal, der vor vielen anderen seinen sinn gemäßen Namen „Meilbergel“ bewahrt hatte, erscheint in den Meßtischblättern frisch weg als Schwedenschanze.

Der alte Ringwall östlich des Dorfes Psychod nördlich Friedland in Oberschlesien, ist nur unter dem Namen „Mogita“¹⁾ bekannt, die Landes-Aufnahme von 1885 aber bezeichnet ihn als Schwedenschanze.

Diese Schanze liegt an einer alten Straße, die durch Sumpf und Wald führte, im Kriegsfall kann es einem Truppenführer, der sich auf

¹⁾ Sprich Moginia.

diesen Punkt stützen will und nur nach erhaltenem Befehl marschirt, sehr verhängnißvoll werden, wenn der Ort nach dem er fragt, von Niemand gekannt wird.

Warum schreiben die Herren Landmesser nicht lieber „alter Ringwall“ oder „alte Schanze“, statt des ganz willkürlichen Namens Schwedenschanze?

Das Schanzenwerk bei Pristram Kreis Nimptsch und die große Schanze bei Girlachsdorf westlich Nimptsch, heißen in der Bevölkerung nur ersteres „der Himmel“ und letztere „der Schanzenberg“, seitdem sie aber in den Karten als Schweden- und Tatarschanzen bezeichnet stehen, bringt durch die Schulen diese irrige Bezeichnung und damit verbunden irrige Vorstellung in die Bevölkerung.

Ebenso verhält es sich mit den Bach- und Flur-Bezeichnungen. Der Thornbach bei Altpatschkau (die Bevölkerung spricht Thornbach) ist in Tarnaubach verwandelt, was man unter Thor versteht, weiß jeder Deutsche, für das modernisirte Tarnau aber, fehlt noch eine sichere Erklärung.

Das verschwundene Wese bei Lichtenberg, das nichts weiter als die volksmundartige Benennung für Wiese ist, aus der die Flur noch heute zum größtentheil besteht, ist in den Karten und Grundbüchern jetzt in ein Wischau verwandelt, von dem Niemand weiß was es eigentlich bedeutet.

So wie hier in Schlesien, sind auch andern Ortes die Feldmesser-sünden sehr groß. In Hessen und auch im Waldeck'schen finde ich eine ganze Anzahl „Schwedenschanzen“ die Niemand unter diesem Namen kennt und mit den Berg- und Flurbezeichnungen ist es ebenso.

Die Schweden bauten ihre Schanzen wie sie für Feuerwaffen nöthig waren, vor allem versahen sie dieselben mit Brustwehren. Eine richtige Schwedenschanze befindet sich bei Gersdorf in Hessen, es ist ein Sternwerk mit 6 Strahlen, hat Wälle und Gräben, Geschützstände und Brustwehren, sie gleicht in nichts den oft recht dürftigen alten Heidenschanzen.

Die Tataren aber können als Reiterchwärme während der wenigen Wochen in denen sie Schlesien durchzogen, nicht Schanzenwerke errichtet haben, wie zu Girlachsdorf, zu deren großartigem Aufbau Jahre gehört haben.

Es wäre also wohl richtig, willkürliche Namen und damit erweckte irrige Vorstellungen fallen zu lassen und wieder zu den alten Benennungen zurück zu kehren.

Die von mir nachstehend bezeichneten alten Schanzen haben mit den Schweden und Tataren gar nichts zu thun, womit ich jedoch nicht sagen will, daß zu verschiedenen Zeiten die verschiedensten Kriegsvölker, da wo sie auf ihren Märschen alte Schanzen vorfanden, diese nicht auch zur Raft oder zur Wehr benutzt haben können, aber ihre Erbauer waren sie nicht.

Ganz so wie in Schlesien mit den Schweden und Tataren, verhält es sich in Süddeutschland mit den Kelten.

Die großen Schanzen bei Dhaun an der Nahe z. B. werden den Kelten beigelegt, alles was groß oder außergewöhnlich ist, das haben sie vollbracht, ja auf den bloßen Namen hin werden ihnen an verschiedenen Orten, wie z. B. in Kirn die Mauerbauten zugeschrieben, (Schneegans das Nahethal Seite 72). Der Name soll nun einmal keltisch sein, ja wenn das so fort geht, dann ist Niemand mehr seiner Abstammung sicher.

Die süddeutsche Zunge kürzt gern, z. B. den Namen Becker verwandelt sie in Beck, heißt der Mann aber Keller und sie kürzt den Namen in Kell, ja dann ist das einer jener alten Tausendsassas, die überall und nirgends zu finden sind.

Ich halte die Kelten für nichts mehr und nichts weniger als einen jener kleinen deutschen Stämme, der einmal irgendwie die Führung übernahm und dadurch besonders genannt wurde; für ein großes Keltentreich sehe ich nirgends Raum, am allerwenigsten zu der Zeit, als am linken Ufer des Rheins der Mauerbau entstand.

Die Erbauer der Schanzen.

Nachdem ich die Schanzen durch Hessen bis an den Rhein, ja bis nach Elsaß verfolgt und gemessen habe und finde, daß sie nicht nur in der Form, sondern auch in den Grundgedanken der Anlage übereinstimmen, kann ich nur zu dem Schluß kommen, daß sie von dem Volk herrühren, welches das Land von der Oder bis zu den Vogesen bewohnte, ich könnte sagen von der Wolga bis Burgund, denn soweit reichen sie, aber ich habe über Schlesien und Elsaß hinaus keine Schanzen untersucht.

Um nun zu wissen worin die Eigenart der germanischen Schanzen besteht ist es erforderlich, sie mit denen des Nachbarvolkes zu ver-

gleichen, welches hierbei nur in Betracht kommen kann, das sind die Römer.

Ich bin daher genöthigt, auf die darüber handelnde Literatur zurückzugreifen. Sehr eingehend hat dieses Gebiet v. Cohausen behandelt, nach ihm schrieb v. Göler die erste Ausgabe seiner Kriege Cäsars, darauf folgte Müstow und dann die 2. Ausgabe v. Göler so, daß beide Forscher sich wechselweise ergänzen konnten.

Beide aber stützten sich auf die Arbeiten Napoleons des III. welcher durch Aufdeckungen der Lager Cäsars in Gallien viel zur Klärung der Verhältnisse beigetragen hat.

Sowohl nach den selbstständigen Arbeiten v. Cohausens, als auch denen Napoleons ergibt sich die römische Schanze als Rechteck und als Viereck, mit einem Verhältniß 2 zu 3. (Siehe Fig. 107.) Die Römer nahmen indes Rücksicht auf die Vertlichkeit und wichen auch davon ab, (siehe Fig. 108) ja sie fügten sich auch den Verhältnissen soweit, daß sie zu Formen übergingen, wie sie Fig. 109 im Grundriß zeigt, aus denen sich aber doch das Bestreben erkennen läßt, möglichst grade Linien zu schaffen und dem Viereck nahe zu kommen.

Die Anlage der Wälle, wie sich im Profil von ehemals und jetzt in Fig. 109 ergibt, ist dieselbe wie bei den germanischen Schanzen.

Die römischen Schanzen hatten 4 auch 5 Eingänge, von denen der kleinste eine Breite von 5 und der größte über 15 Meter hatte.

Dem entsprechend waren im Innern die Lagergassen.

Entlang der Innenseite des Walles lief die bis 200 Fuß breite Wallstraße; die Thore waren nach innen durch hakenförmige Gräben mit einer dahinter liegenden Brustwehr gedeckt, die aus Pfählen oder Flechtwerk bestand. Die Römer pflegten nur in befestigten Lagern zu übernachten, sie gaben jedoch diesen zu vorübergehendem Aufenthalt ausgeworfenen Gräben keine Böschung, sondern führten sie, soweit dies die Beschaffenheit des Erdreichs gestattete, bis 9' tief fast senkrecht; dadurch bildeten sich die später auftretenden Spitzgräben von selbst.

Die breite Wallstraße im Innern diente nicht nur zur Aufstellung des Fuhrparks, Geschütze, Mühlen pp., sondern auch für die Truppen und außerdem schützte die große Breite die dahinter errichteten Lagerzelte vor Wurfmaschinen, Brandpfeilen u. dergl.

Die deutschen Schanzen sind anderer Art, zwar ist auch bei ihnen das Viereck mit abgerundeten Ecken vorherrschend, und mehrere wie Fig. 10, 12, 13, 14, 21, 56, 40, 46, 61, 100, 101, 105 sind derart,

daß man sie ohne Weiteres für römischen Ursprungs erklären könnte, wenn nicht ihre sonstige Ausstattung eigenartig von ihnen abweiche.

Sie haben keine Ausfallthore, nur ein schmaler, selten mehr als 1 Meter breiter Gang führt zu ihnen; sie sind nicht für Heere geschaffen, die plötzlich auf breiten Straßen aus ihnen hervorbrechen und wieder schnell in sie zurückkehren können, sie dienen meist dem langsamen friedlichen Verkehr oder in der Zeit der Noth zur Abwehr feindlicher Angriffe.

Ihre Bauart verräth nicht den Zweck einer vorübergehenden Anlage, sie sind im Gegentheil so dauerhaft und sauber ausgeführt, daß sie als Muster für Erdarbeiten dienen können. Die Gräben haben meist eine Sohlenbreite von 1—3 Meter und während die obere Breite der Römergräben meist nur mit 9' angelegt wurde, besitzen die deutschen Gräben eine solche von 7 Meter (23 römische Fuß).

Von Wallstraßen im Innern ist nichts zu entdecken, aber die Wohnungen im Innern der Wälle schützten vor feindlichen Wurf- und Brandgeschossen.

Die ganze Anlage war auf Dauerhaftigkeit berechnet.

Nun gaben ja auch die Römer ihren Standlagern eine gute Ausrüstung, aber dieselbe war so großartig in ihrer Ausführung, daß sich die deutschen Schanzen damit gar nicht messen können. (Siehe Fig. 110).

Auf dem geschütteten Erdwall zu dem von innen eine Knüppeltreppe führt, stehen an der Außenkante roh behauene Baumstämme als Zinnen für die Schützen, in Abständen von etwa 80 Fuß, die Räume zwischen ihnen sind durch starkes Flechtwerk geschützt. Die Figur 110 erläutert das Weitere.

Daß nun auch die Deutschen von derartigen Schutzwehren Gebrauch machten, das zeigen z. B. die vierfach neben einander herlaufenden Totterngräbe bei Zentschwitz und auch die Sage läßt bei Olbendorf im Walde Dornengehege anlegen einen Steinwurf breit.

Außerdem zeigen die an den meisten Schanzen vorhandenen un- durchdringlichen Dornenhecken, daß solche Dornengehege zur Anlage gelangten. Während nun die großen deutschen Schanzen meist noch nachweisbar ihre Vorschützen hatten, wird von den römischen das nicht erwähnt; ich nehme an, daß sie aber wirklich vorhanden waren, denn es wird angeführt, daß die Marketerer außerhalb des Lagers wohnten, die besetzten Herbergen und Wirthshäuser werden sich dadurch an den Standlagern sehr schnell gebildet haben.

Nun findet sich aber bei den deutschen Schanzen eine eigenthümliche Form die mit den Römerschanzen nichts gemein hat.

Es erscheint ein Erdkegel von 6—34 Meter Durchmesser, ihn umschließt im Viereck ein einfacher oder doppelter Wall, derselbe erweitert sich zur großen Vorschanze. (Siehe Fig. 11, 15, 23, 25, 28, 33, 34, 53, 54, 58, 60, 65, 66, 84, 88). Meist sind es im Sumpf gelegene Schanzen, aber auch wo sie auf Bergen vorkommen, wie auf dem Zobten, dem Schloßberg bei Steinsiegersdorf, Fig. 55 ist der Grundgedanke derselbe, ein hochgelegener kleiner Erdkörper auf dem ein thurmartiger Bau stand und um denselben meist auf der Südostseite die ausbauchende Schanze für die anderen Bewohner.

Diese Form ist vorhanden bis zum Rhein, vom Vogelberg bei Reichenstein bis zum Dinsberg bei Gießen.

Nun erscheinen ovale und ein paar fast kreisrunde Schanzen, (Fig. 22, 55, 52, 67, 87) aber ihre Form ist bedingt durch die Vertiklichkeit und es zeigt sich bei ihnen das Streben selbst in der Rundung möglichst grade Linien zu erhalten.

Nun beanspruchen auch die slavischen Forscher, auf Grund der Form ihrer Rund- und Ringwälle, die sie in Polen, Preußen, Mecklenburg, in der Lausitz und bis zur Elbe finden, die alten Wälle für sich, und diesen Standpunkt vertritt auch v. Sadowsky in seinem in der Einleitung genannten verdienstlichen Werk, aber die Herren müssen nicht in der Lausitz stehen bleiben, sie müssen weiter gehen bis an und über den Rhein, dahin wo der Fuß ihrer Vorfahren niemals kam und sie werden an den Formen und den Grundgedanken bei der Anlage der Schanzen erkennen, daß dieselben nicht von ihren Vorfahren, sondern von einem Volke stammen, das hier und in Polen wohnte, ehe ihre Väter mit der Völkerwanderung ihr heutiges Heimathland betraten.

Daß die Slaven auch nach der sogenannten Völkerwanderung, die Erbauer der bei ihnen vorhandenen Ringwälle nicht waren, daß sie den früheren Zweck und die eigentliche Bedeutung derselben gar nicht kannten, ergibt sich aus den Benennungen, die sie für dieselben wählten und aus der Art ihrer theilweisen Benützung.

Die kleinen Schanzen von 6—10 Meter Kronenbreite und 2—5 Meter Höhe wurden kurzweg Kopiec, aus dem der Deutsche die Kupitze machte, das heißt Erdhausen, genannt. Sie hatten also keine Ahnung davon, daß dieser Erdhausen einst ein Gebäude aus Holz und Lehm getragen hatte, das besonderen Zwecken dienend, sogar mehr als ein Stockwerk hoch war.

Die größeren Ringwälle wurden mit dem Namen „alte Schanze“ bezeichnet, sie mußten also schon vorhanden sein, als die Slaven das Land besiedelten, man hätte sonst die neu angelegten oder vorgefundenen und in Besitz genommenen alten Ansiedelungen in Ermangelung eines bekannten Namens nicht als in oder an der alten Schanze gelegen bezeichnen können, wie es thatsächlich geschehen ist; denn, daß sich aus dem stare Grodziszko (alte Schanze) die verschiedenen Wandlungen der Stargard vollzogen, ist ebenso bekannt, wie das in den vielen Grodke, Grottkau, Gröbitz, Gräg pp. die Namen alter Schanzen enthalten sind, die theilweise heute noch in geringer Entfernung von derartig benannten Orten liegen.

Nun haben ja auch die Slaven die vorgefundenen Schanzen vielfach für ihre Zwecke benützt, theils wiederum zur Vertheidigung, theils setzten die slavischen Herren der Dörfer ihre Schlösser und Gutshöfe da hinein, und endlich wählten sie die heidnischen Priester für ihre Cultuszwecke. Es kam hierbei lediglich darauf an, wer von Beiden zuerst im Dorf vorhanden war, der Gutsherr oder der Priester, das läßt sich sogar aus der Zeit nach Einführung des Christenthums beweisen.

Die ganze hiesige Gegend, die Grafschaft Grottkau, befand sich in der Hand des Burggrafen v. Ritschen, der sich gleichzeitig Graf von Grottkau nannte; kleine Gutsherrn waren somit nicht vorhanden, die Söhne dieser Grafen aber widmeten sich theilweise dem geistlichen Stande, der Gründer Grottkaus war Domherr in Breslau. Ein anderes Glied dieser Familie war der erste Cistercienser-Abt von Kamenz; es wird dadurch erklärlich, daß diese Herren mit Vorliebe die zu erbauenden Kirchen in die Ringwälle setzten, die von den Slaven zu Cultuszwecken benützt worden waren.

Aus dem vielen Beweismaterial greife ich einige Fälle aus der Nähe heraus.

In Bösdorf Kreis Reiffe war nie ein Ritterschloß, aber die Kirche steht in einem alten Ringwall.

In Altgrottkau war bei der im Jahre 1234 erfolgten Aussetzung nach deutschem Recht kein Gutsherr vorhanden, ¹⁾ der Pfarrer hingegen wird schon in dem Zehntenstreit von 1271 genannt, die Kirche steht auf einem künstlich geschütteten Hügel, den daraus für einen Mauerbau ent-

1) Schlesische Regesten bis 1238 Nr. 433.

stehenden Nachtheilen begegneten die Baumeister durch ein sehr breites Fundament, der Wallgraben war an der Westseite noch bis zum Bau der Chaussee vorhanden und markirt sich jetzt noch bei nassem Wetter.

In Leuppusch, Weißelsdorf und Lichtenberg war nie ein Rittersitz, die Kirchen stehen auf geschütteten Hügeln und die Wallgraben sind als Wasserlachen noch zur Hälfte vorhanden, in Seiffersdorf ist es noch theilweise der Fall, in Leippe war ein Theil des Grabens um die Kirche noch vor 40 Jahren vorhanden; in Böhmischesdorf, wo ebenfalls kein Ritterschloß war, ist der Wassergraben um den Hügel der Kirche noch theilweise vorhanden; in Michelau aber wo ein Zweig des alten Grafengeschlechts von Bogarell seinen Sitz hatte, das die dortige Kirche dem Kloster zu Kamenz verließ, ¹⁾ da steht heute noch das Gebäude das den Namen Schloß führt, im alten Ringwall, während die alte Kirche ein paar hundert Schritt davon den Platz auf einer kleinen Erhöhung inne hatte.

In Falkenau wo das Schloß unter dem Namen Groschin schon im 13. Jahrhunderte erscheint, ²⁾ stand es im Ringwall, die Kirche wählte den höchsten Platz im Dorfe.

Die in den Ringwällen stehenden Kirchen zeigen selbst in der später errichteten Kirchhofsmauer noch die ursprüngliche Wallform des abgerundeten Viereck und umschließen einen Raum bis 70 Meter Länge und bis 45 Meter Breite. Es hat somit gar nichts auffälliges, wenn berichtet wird, die Kirche zu Bösdorf ³⁾ sei in ein heidnisches Kastell, und die zu Zauer, Kreis Brieg, in eine heidnische Opferstätte hinein gebaut worden. ⁴⁾ Das heißt die ersten, nicht die heutigen beiden Kirchen. Dadurch aber, daß die Slaven die alten deutschen Ringwälle zu religiösen Zwecken benützten, ist in deren Beurtheilung eine bis auf die Gegenwart reichende, heillose Verwirrung entstanden.

Nach alten Berichten, die diese Ringwälle als Opferstätten bezeichneten, wurden sie nun als nur zu diesem Zweck errichtet betrachtet, da sich diese Schlußfolgerung aber bei vielen Schanzen als unmöglich erwies, so wurde dadurch ein innerer Widerspruch in die Beurtheilung dieser Angelegenheit gebracht.

1) Schlesiſche Regesten bis 1280 Nr. 1499.

2) Ueber Foundationis B. 401. F. 16.

3) Triest top. Handbuch von Oberschlesien Bd. II Bösdorf.

4) Schönwälder Ortsnachrichten von Brieg, Abschnitt Zauer.

Unsere verständigen Urväter haben nicht im entferntesten daran gedacht, für ihre einfache Gottesverehrung so viele und oft so gewaltige Schutzwehren zu errichten.

Die Form der Schanzen und maßgebende Gesichtspunkte bei ihrer Anlage.

Die Form ist das Viereck mit abgerundeten Ecken.

Wo die Schanzen auf Bergen liegen, befindet sich an der höchsten Stelle, welche die Aussicht nach den Nachbarschanzen ermöglichte, nur ein kleiner Wall oder freier Platz, der ein Gebäude von etwa 10 Meter Durchmesser tragen konnte.

An tieferer Stelle südöstlich des Berges gelangte die Hauptschanze zur Anlage. Wo die Natur einen geeigneten, schräg abfallenden Raum zur Anlage der Hauptschanze nicht bot, wurde ein Einschnitt in den Berg gemacht und ein geschützter Platz geschaffen.

Bei großen Schanzen wie am Vogelberg, westlich 1 Meile von Reichenstein in Schlesien und am Dinsberg, nordwestlich 1 Meile von Gießen in Hessen, waren für den Auf- und Abstieg großer Menschenmassen, Vieh-Heerden und des Wagenverkehrs bis 12 Meter breite Wallgänge angelegt, welche nach Südost den Berg herabführten und durch aufgeworfene Wälle nach außen geschützt waren.

Wo Erde nicht vorhanden war, wurden die Wälle aus Steinen aufgeführt.

Die geschützten Wallgänge reichten herab bis zu Wasser und Wiese.

Die Anlage der Schanzen erfolgte möglichst in der Nähe alter Straßen; wo dies mit der Hauptschanze nicht möglich war, da wurde eine kleine Schanze von 6 bis 20 Meter Durchmesser an die Straße vorgeschoben.

Aus den umliegenden Ortschaften führten doppelte, bis vierfache Wallgänge zu den großen Schanzen hinauf, sie dienten nicht allein dem Verkehr, sondern auch als Grenze der Gemeinden und Stämme. Wo die Anlage großer Schanzen in der Ebene erfolgen mußte, da wurden mit Vorliebe sumpfige Stellen gewählt, welche meist nur von drei Seiten mit einem Wall umschlossen wurden.

Wo sich kein Sumpf fand, wurde durch eine Dammanlage eine Wasserstauung geschaffen, die nach Bedarf den Raum in der Schanze selbst füllte, wodurch es den Anschein gewinnt, daß die Häuser auf Erdtegeln, oder auf Pfählen standen.

In diesen Umwallungen der Ebene wurde in einer Ecke ein Erdtegel bis 7 Meter hoch und mit einer oberen Kronenbreite bis 34 Meter geschüttet, der das Hauptgebäude trug und von dem aus die Ueberzicht über das Ganze und die Aussicht nach den Nachbarschanzen möglich war.

Da wo in der Ebene an der Schanze Sumpf, Wasser, oder auf Bergen steil abfallende Stellen vorhanden waren, wurde kein Damm geschüttet; die Gebäude wurden an diesen Stellen errichtet und bei Abhängen dadurch die Ausschachtungen für die Keller erspart.

Die Zugänge zum Hauptwerk sind meist so schmal, daß höchstens zwei Mann neben einander gehen können und liegen vielfach vom Innern der Schanze aus gesehen, rechts in der südöstlichen Ecke.

Die Lage der Grundfläche ist meist schräg.

Die Dämme haben meist eine Höhe von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter und eine Sohlenbreite von 7 Meter.

Die Gräben sind dem entsprechend.

Die Straßen führen an den Schanzen in einem Knie vorüber, die Dämme durch Sümpfe oder zur Stauung des Wassers, die gleichzeitig als Straße dienen, sind in Knieform, oft sogar in doppeltem Knie angelegt.

So wie die großen Schanzen auf den Bergen immer auf der gegen rauhe Winde geschützten Seite liegen, so ist die Wahl des Ortes für die Schanze in der Ebene immer derart getroffen, daß er durch eine vorliegende Anhöhe oder einen Wald möglichst gegen Stürme geschützt war, wir sehen also, daß die Urväter die Unbilden unseres Klimas ebenso fühlten, wie wir und, daß die Schwindsucht bei ihnen bekannt und gefürchtet war, ergiebt sich aus den alten Rechtsbüchern, welche den mit dem Tode bestrafte, der einen Menschen von innen heraus verzehrte. Unsere Landleute sagen noch heute von einem Schwindsüchtigen: Er hat die Verzehrliche und sind heute noch nicht überall frei von dem Aberglauben, daß es ihm angethan sei. —

Auch unsere durch alte Schriftstellen genährte Ansicht, daß die Deutschen Riesen waren, werden wir bedeutend herabstimmen müssen; Lindenschmit hat eine große Anzahl Scelette in den Steinfärgen der Merovingerzeit gemessen und findet folgende Maaße: Männer zwischen

1,88 und 1,94 Meter. Das Maximum 1,983, das Mittel 1,930, das Minimum 1,740. Frauen: Maximum 1,854, Minimum 1,478, Mittel 1,690. ¹⁾)

Das sind Maße, wie wir sie heute auch haben, ja in unseren Garderegimentern sind größere Riefen und sie trogen dem Wetter ebenso, wie die Urväter in ihrer Jugend.

Jedenfalls waren die Römer damals wie heute, im Durchschnitt kleiner als die Deutschen.

In Wässern die nicht durchwatet, sondern überschifft oder überbrückt werden mußten, befindet sich an jedem Ufer eine Schanze, dieselben liegen sich jedoch nicht immer gegenüber, sondern richten sich nach der Richtung der Straße, der Beschaffenheit der Ufer, und dem damaligen Lauf des Wassers.

Das Grundmaß für die Entfernung der Schanzen beträgt 3 Kilometer = 2 römische Meilen, die Beschaffenheit der Gegend ist jedoch dabei maßgebend.

Dies sind die leitenden Gesichtspunkte bei Anlage der Schanzen, soweit es mir möglich war, sie zu ermitteln.

Die Gattung der Schanzen.

Bei Beginn der Arbeit beabsichtigte ich alle Mauerbauten von der Besprechung auszuschließen, bald erkannte ich jedoch, daß das nicht richtig sei, denn die in den Wällen alter Schlösser vorkommenden Urnenfunde bewiesen unzweifelhaft, daß sie schon in der Heidenzeit geschüttet und der Mauerbau erst später in ihnen errichtet wurde.

Da fast alle bestehenden alten Schlösser schon ihre Beschreiber fanden, so beschränkte ich mich bei ihnen auf das Nothwendigste.

In welcher Weise die Benennung der Schanzen zu erfolgen hat, darüber herrscht bei vielen Forschern Unklarheit.

Der bloße Name Schanze oder Ringwall läßt nicht erkennen, zu welcher Gattung das einzelne Schanzenwerk gehört.

¹⁾) Handbuch der deutschen Alterthumskunde von L. Lindenschmit. Bd. I. S. 135—137.

Ich schließe mich bei Benennung an die Namen wie sie General v. Peuker anführt und gliedere diejenigen Schanzen ein, welche ihm noch nicht bekannt waren.

- a. Spitzwälle. Zu ihnen gehören die versunkenen Schlösser, alten Schlösser, Kieferberge, Fuchsberge, Kuppigen, überhaupt alle Erbschanzen, von weniger als 20 Meter Durchmesser an der Krone und verschiedener Höhe. (Fig. 29, 30, 59 pp.).
- b. Rundwälle. Alle Schanzen, welche mit einem Graben oder mit einem Wall und Graben einen Raum von mehr als 20 Meter Durchmesser in runder oder ovaler Form umschließen. (Fig. 22, 42, 52, 78, 87 pp.)
- c. Langwälle. Zu ihnen gehören alle Grenzgräben, Grenzwälle, eingeschnittenen Gänge und sonstigen Damm- und Grabenreste, welche mit der Vorzeit in Beziehung stehen. (Fig. 2).
- d. Ringwälle. Zu ihnen gehören alle Umwallungen, welche mehr als einen Graben oder Rundwall umschließen und in ihrer Mitte meist ein höher gelegenes Schanzenwerk besitzen. (Fig. 21, 33, 40, 48, 55 u. a.) Zu ihnen sind zu rechnen die Sumpfburgen deren Form Fig. 11, 12, 13, 15, 23, 25, 28, 53, 54, 58, 88 ergeben, ebenso gehören zu ihnen die Höhengchanzen mit umwallten Bergen und einem auf der Kuppe befindlichen Spitzwall. (Fig. 4, 5, 55 u. a.).
- e. Die viereckigen Schanzen mit abgerundeten Ecken fallen nach der Zahl ihrer Wälle und Gräben unter die Rundwälle oder Ringwälle. (Fig. 10, 39, 46, 48, 56, 65 u. a.).
- f. Die Winkelschanzen bestehen nur aus zwei Theilen, die einen Winkel bilden. (Fig. 3).
- g. Die halbrunden Schanzen sind nach der Zahl ihrer Wälle den Rundwällen oder Ringwällen zuzurechnen. (Fig. 26, 49, 50, 63).
- h. Nun weicht eine Schanzenform von den anderen ersichtlich ab; es sind dies die scharfen Vierecke. Ich fand diese Form sowohl in Schlesien wie in Hessen; auffälliger Weise ist hier wie dort der nach Südost vorspringende Winkel schärfer als die anderen, ich habe lange gesucht, ehe ich zu der Ueberzeugung gelangte, daß die Abrundung der 3 von Südwest nach Nordost liegenden Ecken keinen anderen Grund hat, als den Einfluß des durch Stürme getriebenen Regens, der an diesen

Seiten die Winkel verrundete, während an der Südostseite diese Wirkungen sehr selten eintraten. Diese Schanzen waren also von Haus aus reine Vierecke. (Siehe Fig. Nr. 1, 45, 58 u. a.).

General v. Peuker glaubt diese Schanzenform sei erst durch Karl den Großen nach Sachsen gebracht worden, für diese Ansicht finde ich hier keine Bestätigung, denn schon die zuerst von mir genannten Schanzen bei Johnsbach und Girichswalde sind richtige Vierecke, sie sind vielfach vertreten.

Nach Schlesien aber ist Karl der Große nicht gekommen.

Nun finde ich noch eine Schanzenform, für die ich keine genügende Erklärung habe.

In der Nähe des Mittelhof in Hessen erscheint eine Schanze wie Figur 103 und 104, nur sind dort die vier Rundwälle in den Ecken näher aneinander gerückt, dadurch entsteht in der Mitte die Form eines +.

Die beiden Schanzen Fig. 103 und 104 bergen in ihrem Innern Mauerbau, wer sie errichtete, zu welcher Zeit es geschah, weiß Niemand.

Ob die Schanze in Hessen Mauerbau im Innern hat, ist noch nicht ermittelt.

Zu diesen Schanzen tritt eine, zwar in der Ausführung der Eck-schanzen auf ein kleines Maaß beschränkte, aber nach demselben Grundgedanken errichtete Schanze. (Fig. 101).

Die Römer bauten auch Schanzen, deren Ecken sie mit hölzernen Thürmen versehen; haben die Ecken hier denselben Zweck?

Das Maaß der Schanze, 120 Meter und 160 Meter entspricht dem Raumverhältniß von 4 Cohorten.

Welchen Zweck hat diese Schanze, wer waren die Erbauer und in welchem Zusammenhang steht sie mit Fig. 103, 104 und der einen Schanze in Hessen?

Das sind Fragen, deren Lösung ich Anderen überlassen muß.

Die Hüengräber.

Ich komme nun zu einem anderen, durch irrige Benennung dunkel gewordenen Punkte, der die klarsten Köpfe beunruhigt und trotz alles

aufgewandten Scharffsinnes nicht zur Ruhe kommen läßt; es sind dies die Hünengräber und die in ihnen gemachten Funde.

Ganz unzweifelhaft enthalten die Hünengräber nicht nur Reste menschlicher Leichen in den verschiedensten Formen der Bestattung, sondern auch allerlei Beigaben, welche ein früheres Volk für die Abgeschiedenen als angenehm oder nützlich hielt.

Nun finden sich aber auch in den oberen Erdschichten allerlei Geräthe des täglichen Lebens, die man einen Todten nicht mit ins Grab gab; im Innern aber wo der Todte, für den der Hügel doch nur geschüttet sein sollte, seine Ruhestätte haben mußte, findet sich gar nichts, nicht einmal eine Spur seiner Asche. Darüber mühen sich die besten Kräfte nutzlos ab und wie einfach ist doch die Lösung, sobald man sich durch hergebrachte Anschauungen und Benennungen nicht weiter beirren läßt.

Stellen wir uns einmal auf den Standpunkt des wirklichen Lebens, nehmen wir an, die Leichenverbrennung wäre allgemeiner Brauch und jede Familie verfügte frei über die Asche ihrer Angehörigen, würde es da nicht eine große Anzahl zärtlicher Mütter und Gattinnen geben, welche sich um keinen Preis von der Asche ihrer Lieben würden trennen wollen? In den kostbarsten Gefäßen würden sie dieselbe verwahren und in ihrer Nähe behalten. ¹⁾

Nun betrachten wir weiter die Verhältnisse der Vorzeit.

Was ist denn eigentlich ein Hünengrab? Wodurch unterscheidet sich ein solcher Erdhaufen von der großen Zahl der anderen Erdhaufen, die ich unter den verschiedensten Benennungen ermittelt?

Was sie im Innern bergen, kann ihnen vorher Niemand ansehen, in ihrem Außern unterscheiden sie sich durch nichts.

Alle diese alten Erdhaufen, die in Schlesien nach örtlicher Auffassung mit den verschiedensten Namen bezeichnet werden, würden, wenn sie in West- oder Süddeutschland lägen, als Hünengräber benannt und demgemäß auf Gräberfunde untersucht werden.

Nun streichen wir einmal frisch weg den Namen „Hünengrab“, sagen wir, der Erdhaufen von mehr als 4 Meter Kronenbreite wurde nur geschüttet, um eine menschliche Wohnung zu tragen, das war sein eigentlicher Zweck, wird es da nicht erklärlich, wenn liebevolle Angehörige die Asche ihrer Abgeschiedenen nur sicher

¹⁾ Als z. B. Agrippina, die Gemahlin des Germanicus aus Asien nach Rom zurückkehrte, trug sie die Asche ihres Mannes am Busen. Tac. ann. II. 75.

in dem Hügel gebettet glaubten, den sie bewohnten und beschützten? — Wurden sie da nicht bewogen, dem Verstorbenen alles mitzugeben, was sie ihm für angenehm hielten? Ja mußten sie nicht glauben, ihr bestes Hab und Gut sei nirgends sicherer geborgen, als in seinem Schutz? Liegt da nicht die Erklärung so nahe, warum sich in einem Hüengrab eine Steinkammer mit Werthsachen, Urnen und Asche, in dem anderen nur Hausrath oder gar nichts findet? Warum in einem Hügel nur eine einzige Urne steht und nicht weit davon ein ganzes Urnenfeld liegt?

Nun verstehe man mich nicht falsch, ich beabsichtige keineswegs alle Hüengräber in einen Topf zu werfen und sie alle nach einer Schablone als menschliche Wohnstätten zu bezeichnen, mir sind im Gegentheil Hügel und Steinsetzungen z. B. auf der Insel Rügen und an anderen Orten bekannt, die ich zweifellos für Grabstätten halte, aber dem eingerissenen Brauch in verschiedenen Theilen unseres Vaterlandes, wonach jeder alte Erdhäufen als ein Hüengrab betrachtet wird, dem trete ich entgegen.

Was die kleinen schlesischen Schanzen, die meist nur die Ausdehnung der sogenannten Hüengräber haben, in ihrem Innern bergen, wissen wir, ich verweise z. B. auf die kleine Schanze bei Willme, auf den Grabeswall bei Kühschmalz und die „Kirche“ zu Eulendorf. Vom Eggenzinken und den Gebrauchs-Gegenständen des täglichen Lebens wie Bratspieß, Tiegel, Töpfe, ist ein Gemisch vom Hufeisen, den Waffen, dem Thürschloß bis zu Urnenscherben, Asche und unverbrannten menschlichen Gebeinen in ihnen vorhanden.

Möge man daher schärfer sichten und die Hügel von anderen Gesichtspunkten betrachten, dann werden auch die Erfolge größer sein und mancher Widerspruch wird sich auf die einfachste Weise lösen.

Die Sage.

Als Sage verzeichne ich nur dasjenige, das mir im Umkreis von wenigstens einer Meile von den verschiedensten Personen in der Hauptsache gleichlautend erzählt wird.

Es hält die Erforschung der Sage indeß schon sehr schwer. Geht es, Leute zu finden, die weder schreiben noch lesen lernten, so ist bei diesen das, was sie vor etwa 60 bis 70 Jahren von den Großeltern hörten, noch wörtlich im Gedächtniß.

Die jüngere Generation lieft in allem möglichem herum, mischt Alles durcheinander und schämt sich alte Sagen zu erzählen. „Es is a ahles tummes Gemahre“, sagte einer, der klug sein wollte. Einen anderen recht beweglichen Mann, den ich auf meinem Wege zu den „Totterngräben“ bei Gührau treffe, frage ich, ob er die dortigen Schanzen kennt: „Die Totternschanzen? Wo im dreißigjährigen Kriege der olle Zieten mit seine Tottern drin gehaust hat? Na ob ich die kenne!“ erhielt ich zur Antwort. Der Mann mischte also die Vorgänge und Personen aus 5 Jahrhunderten durcheinander. Auch in Hessen mischte mir ein Mann, der gebildet sein wollte, Philipp den Gutmüthigen, den siebenjährigen Krieg und den Ringwall auf dem Galgenberge bei Melungen frischweg zusammen.

Es ist ein Unterschied zu machen zwischen der Sage, die von der Bevölkerung leicht hin erzählt wird, wobei der Erzähler seine persönliche Ansicht einschleibt und zwischen der Sage, die ohne jede Deutung von der Bevölkerung wie ein Heiligthum bewahrt und geglaubt wird.

Als ich z. B. einer alten Frau in Geismar meine Zweifel darüber äußere, daß die Donnereiche auf dem Johanniskirchenkopf gestanden habe, erwiderte sie: „Ja lieber Herr! die Donnereiche hat wirklich dort gestanden, aber von uns allen hat sie halt keines mehr gesehen.“

Betrachtungen über die Sagen.

Von der Schanze bei Zauritz wie von der zu Wüstebriese, Haltauf, Guckelwitz bis Wirrwitz berichtet die Sage übereinstimmend: Die Erbauer haben den Boden in den Helmen oder Mützen hinaufgetragen.

Diese Schanzen sind keineswegs die kleinsten, daß etwa dieser Umstand dazu geführt hätte, spottweise eine solche Sage zu erfinden.

Zwischen Zauritz und den genannten Orten besteht kein Verkehr, die Orte liegen gegen 7 Meilen auseinander, und wenn doch bei ihnen die gleiche Sage besteht, so muß wohl auch ein gleicher Vorgang dazu Veranlassung gegeben haben.

Ich fasse die Sage so auf: Die Schanzenbauer trugen die Last nicht wie wir auf der Schulter oder auf dem Rücken, sondern auf dem Kopfe.

Diese Trageweise ist noch heute von Hessen, dem Rhein bis Italien gebräuchlich, hier in Schlesien ist sie unbekannt und wo sie vorkäme,

würde sie als etwas Ungewöhnliches in der Ueberlieferung behalten werden.

Der hier ansässige Stamm, der die Schanzen schuf, mußte sich der älteren Trageweise bedient haben, denn die hier im 13. Jahrhundert eingewanderten Westdeutschen haben überall die in ihrer Heimath übliche Trageweise fallen lassen.

Von den Schanzen bei Gräbitz westlich Ottmachau bis herab in den Zülzwald wird übereinstimmend berichtet (ohne daß ein Dorf die Schanze des Nachbardorfes kennt), daß der Angriff des Feindes und der Abzug der Schanzenbewohner so schnell erfolgte, daß sie ihre Schätze vergraben mußten.

Diese Angriffslinie hat eine Länge von 4 Meilen.

Ein von fern herkommender Feind konnte nicht urplötzlich auftreten, er mußte durch die weit hinaus reichenden Straßenschanzen beobachtet werden, er konnte auch nicht auf der ganzen Linie gleichzeitig anstürmen. Es drängt sich daher die Ansicht auf, daß ein fremder Stamm ein anderes Volk beherrschte, daß die Angreifer im Lande selbst wohnten. Die Sage von den sieben Fürsten, die sich den Tod gaben, um ihrem Volk den Frieden zu geben, weist darauf hin.

Auch die Sage von Burgberg weist darauf hin, hier stand ein Bruder dem andern gegenüber.

Wir finden ja denselben Vorgang schon bei Herrmann, es hat also gar nichts Unwahrscheinliches, wenn von hier ein Gleiches berichtet wird.

Auch die Sage von den Tottergräben bei Gührau läßt auf einen plötzlichen Wechsel in der Herrschaft schließen.

„Der König, der sie anführte, starb und wurde mit all seiner Rüstung begraben, die Gefangenen aber, die ihn begraben hatten, wurden gleich umgebracht u. s. w.“ Dieser Vorgang zeigt besser als alles Andere den Ernst der Lage.

Hätten sich die Besitzer der Schanze noch als Herren des Landes gefühlt, dann wäre der König mit aller Pracht frei und offen begraben worden.

Aber man sieht, daß ihnen der Boden unter den Füßen brannte, daß sie fürchteten, das Grab des Königs könne entweiht werden, deshalb schritten sie zu dieser Gewaltthat.

Aus geschichtlicher Zeit ist nichts bekannt, was zur Erklärung obiger Vorgänge dienen könnte, will man nicht zurückgreifen bis zum Abzug

der Deutschen und der Einwanderung der Slaven, dann finde ich keine Erklärung.

Die Bewahrung der Sage selbst würde sich, wenn sie aus der Zeit der Völkerwanderung stammt, nur dann erklären lassen, wenn angenommen wird, daß nicht alle alten Bewohner das Land verließen, daß vielmehr verstreute Stammestheile zurückblieben und dahin deuten allerdings manche Anzeichen in wenig fruchtbaren Gegenden. ¹⁾

Es ist nicht gut anzunehmen, daß die Slaven denen doch gutes Acker- und Weideland reichlich zu Gebote stand, sich auf Sand angesiedelt hätten, wir finden aber an solch unfruchtbaren Stellen sehr reichlich Schanzen und Begräbnißplätze, das Land muß vor der Völkerwanderung an Uebervölkerung gelitten haben, und da deutsche Ortsnamen auf schlechtem Grund schon bei Beginn der Geschichte auftreten, unmöglich aber angenommen werden kann, die neuen deutschen Ansiedler des 12. und 13. Jahrhunderts, denen in dem verwüsteten Schlesien wiederum guter Boden zur Auswahl stand, hätten sich an sandigem Einöden niedergelassen, so nehme ich an, daß durch die ganze Slavenezeit einzelne Gemeinden an der alt ererbten, wenn auch hungrigen Scholle der Väter haften blieben und eine solch' arme Gegend reicht vom Zülzwald bis über Seiffersdorf, also dahin, wo die Sage übereinstimmend den schnellen Abzug und das Vergraben der Schätze berichtet.

Das Steinzeitalter, die Bronze- und Eisenzeit.

Es wäre verfehlt, darüber streiten zu wollen, welche Waffe zuerst von den Menschen benutzt wurde. Je nach Umständen wird der Eine

¹⁾ So werden z. B. noch im ältesten Decemregister im Bezirk Meisse folgende Orte genannt, die in der geschichtlichen Zeit nicht mehr vorhanden waren und auch heute nicht mehr zu ermitteln sind. Die deutsche Benennung ist augenfällig Lichtenburg, Podorph, Dythmari Villa, Waltheri Villa, Eckardi Villa, Balkanbann, Richardi Villa, Sybracze vel Lewstein, Ethetindorf, Suchaw u. A.

Auch die im Register nicht enthaltenen, aber in der Ueberlieferung bewahrten Orte, wie Alten Goos, Groß Rosen an Stelle des schon 1253 genannten Koppendorf (Reg.-Nr. 838) Krippendorf, Gotschdorf und das genannte, aber verschwundene Erlibach zwischen Halbendorf und der alten Stadt Grottkau, weisen durch ihre rein deutsche Namen in die deutsche Vorzeit.

zum Schlag oder Wurf einen Stein und der Andere einen Knüppel erfaßt haben. Der letztere in seinen verschiedenen Abstufungen von der Keule bis zum Spazierstock ist die einfachste Waffe geblieben bis zur Gegenwart. Denken wir uns die menschliche Entwicklung so schnell oder so langsam als wir wollen, so werden wir annehmen können, daß der abgeschlagene Splitter eines harten Steines sehr lange als Schneidewerkzeug die Menschen in ihren damaligen Bedürfnissen befriedigen konnte. Wurde ein solch scharfer Stein an einen Stab befestigt und als Art benützt, so war selbst der Errichtung von Hütten der Weg gebahnt.

Löste sich aber beim Hieb der Stein vom Stock und flog davon, so war hierdurch die Schleuder von selbst erfunden. Ihre Erfindung hatte aber einen Fortschritt in der Entwicklung des Menschen zur Folge. Im Nahkampf gaben körperliche Kraft den Ausschlag, im Wurf des Steines mit der Schleuder siegte die Gewandtheit und ein Schwächling konnte einen Riesen bezwingen. Jetzt galt es, sich Deckung zu verschaffen und die Erfindung des Schildes bezeichnet schon den Eintritt gewerblicher Thätigkeit.

Mit diesen Waffen und Geräthen konnte sich der Mensch unter geeigneten klimatischen Verhältnissen sehr lange behelfen, er konnte mit ihnen bestehen bis Zufall oder natürliche Veranlagung ihm bei dem einen oder anderen Volk bessere Waffen und Geräthe an die Hand gab.

Der erste Zeitabschnitt, den wir mit dem Namen Steinzeit bezeichnen, hat darum auch bei den verschiedensten Völkern verschiedene Dauer gehabt. Ein bestimmter Zeitpunkt, bis wohin die Steinzeit hier oder da gereicht habe, läßt sich gar nicht angeben, mit Ausnahme der Wilden in Amerika, die theilweise erst in der Gegenwart mit Eisen- und Metallgeräthen bekannt wurden.

Bei allen anderen Völkern ragt der Gebrauch der Steinwaffen bis in die neuere Zeit hinein. In den Gesetzen des Westgothenkönigs Eurich († 484) wird die Schleuder als eine Waffe der Unfreien erwähnt. ¹⁾

In der Schlacht bei Hastings 1066 wird die Stockschleuder unter den üblichen Wurfaffen genannt. ²⁾

Noch im 12. Jahrhundert war es in Norwegen üblich, vor Beginn der Schlacht einen Steinregen zu machen ³⁾ und da die Schleudersteine

¹⁾ Lex Wisigothorum IX.

²⁾ Lindenschmit B. I. S. 149 und 151.

³⁾ General v. Peucker, das Kriegswesen der Urzeit. Bd. II. S. 159 u. 160.

bis 400 Schritt weit flogen, so läßt sich daraus ermessen, daß ihre Anwendung bis zur Einführung des Schießpulvers gar nicht entbehrt werden konnte, selbst als bei einem Theil des Heeres die Armbrust in recht guter Beschaffenheit längst in Anwendung war. Da nachdem das Pulver erfunden war, griff man zur Steinzeit zurück, lud die steinerne Kugel in das metallene Rohr und bis zur Neuzeit warfen die Mörser Körbe mit Steinen nach belagerten Orten und verursachten einen Steinregen wie in der Zeit vor der Erfindung des Pulvers.¹⁾

In engeren Grenzen ist das Steinmesser sogar heute noch im Gebrauch, die Juden vollziehen theilweise die Beschneidung noch mit ihm. Da aber zur Zeit Abrahams Eisen längst im Gebrauch, Gold und Silber nicht nur als Spangen und Armringe, sondern auch als Münzen vorhanden war, so muß man sich wundern, warum er Messer aus Metall zur Beschneidung nicht in Anwendung brachte. Er war ein vielgereifter, weltfluger Mann, und sonst in seinen Mitteln nicht gerade wählerisch, man kann nur annehmen, daß er die Beschneidung von einem Volk entnommen habe, bei dem sie schon geübt wurde, als Metalle bei ihm noch nicht bekannt waren.

Eine hervorragende Rolle spielt bei vorgehichtlichen oder überhaupt bei Gräberfunden „die Steinart“. Gut gearbeitete Steinkeile, an denen sich am Kopfende eine übergreifende Haube befindet, an der sich ein Arthalm sicher befestigen ließ, finden sich bis zur Schwere von 10 Pfund, also schwerer als eine heutige Holzart, die in der Regel nur mit dem Halm $4\frac{1}{2}$ bis 5 Pfund wiegt.

Mit einer solchen schweren Steinart ließen sich Bäume fällen, sie genügte also für die Anforderungen des damaligen Lebens. Zur Erfindung der gelochten Steinart lag gar keine Veranlassung vor, sie wurde durch das Loch nicht haltbarer.

¹⁾ Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß selbst 1813 noch im russischen Heer Pfeil und Bogen in Anwendung waren. Die den Kosaken zum Aufklärungsdienst beigegebenen Baschkiren waren damit bewaffnet. Die Chronik von Winzig berichtet II. 533 über sie Folgendes: Eines Sonntags Nachmittags lungerten Einige von ihnen vor und unter den Lauben der westlichen Ringsseite umher. Mehrere Bürger unterhielten sich mit ihnen, soweit die gegenseitige Sprachkenntnisse dies zuließen und äußerten auch ihre Zweifel an der Sicherheit und Wirksamkeit jenes Geschosses. Zufällig saßen drei Tauben auf dem Dache des Rathhauses; ein Baschkir ließ sich diejenige zeigen, welche er treffen sollte, der Pfeil schwirrte von der Sehne ab und die bezeichnete Taube fiel durchbohrt herab.

Nun soll aber nach der Meinung der Prähistoriker die Lochung derart erfolgt sein, daß ein Stück Hirschgeweihe in eine Fiedel gespannt und nach rechts und links bewegt worden sei.

Merkwürdig, ich habe mich ein Leben lang in Verhältnissen bewegt, in denen ich mit allen Bauhandwerkern zu thun hatte, aber mir hat dieser Versuch nie gelingen wollen, ich habe auch keinen Steinmezel gefunden, der nicht dazu gelacht hätte. Ich kann mit einem guten deutschen Gußstahlmeißel wohl eine größere Anzahl Gußstahlschienen kreuzen (durchhauen) ohne daß seine Schneide ersichtlich Schaden leidet, wenn ich aber diesen selben Meißel einem Steinmezel zur Lochung eines Steines gebe, so ist er sehr bald stumpf. Wozu sollten sich die Menschen mit Anfertigung einer gelochten Steinart abmühen, wo sie eine ungelochte viel schneller in gleicher Güte anfertigen konnten?

Wir müssen die Frage beantworten, zu welchem Zweck diente die kleine Steinart etwa bis zur Schwere von 2 Pfund überhaupt.

Die Edda sagt uns, der Hammer Thors war eine Wurfwaffe.

Von den Franken ist bekannt, daß sie gleich im Beginn des Kampfes mit großer Sicherheit die Art auf den Gegner schleuderten und ihm den Schild spalteten.¹⁾ Das war zu einer Zeit, als Eisen längst im Gebrauch war, aber der größte Theil dieser Art konnte als verloren betrachtet werden, so billig aber war Eisen noch nicht, um es dem Gegner zuzuworfen, dazu eignete sich nur der werthlose Stein.

Nun wäre es aber thöricht, annehmen zu wollen, man habe in dieser Zeit die Lochung in einer für uns geheimnißvollen Weise vollführt, im Gegentheil, man nahm dazu Bronze- oder Stahlmeißel. Die Lochung ist auch meistens so genau, als es heute mit unseren Werkzeugen nur geschehen kann.

Einen Bronze- oder Eisenmeißel konnte sich wohl jedes Dorf verschaffen und damit eine große Anzahl billiger Steinwaffen für den Nahkampf fertigen lassen, eine eiserne Waffe aber konnte nicht Jeder erwerben.

Unter der Regierung Dagoberts I. wurde durch das um das Jahr 630 n. Chr. neu redigirte Ripuarische Gesetz der Werth der vorgeschriebenen Waffen wie folgt festgesetzt:

1 Schwert mit Scheide	kostet	7 Schillinge,
1 " ohne "	"	3 "
1 Lanze und 1 hölzerner Schild	"	2 "
1 Helm	"	6 "

¹⁾ v. Peucker, Geschichte des Kriegswesen der Urzeit. Bd. II S. 132.

1 metallener Ringpanzer	. 12 Schillinge,
1 Paar Beinschienen	. 6 =
Zum Vergleich füge ich den Werth des Viehes an. Es kostete	
ein vollkommen gesunder Stier	2 Schillinge,
eine Kuh	. 1 =
ein Hengst	. 6 =
eine Stute	. 3 =

Ein Schwert mit Scheide kostete also ebensoviel wie 7 Kühe. Die deutschen Heere zählten nach Hunderttausenden von Streitern, wo sollte die große Masse derselben die Mittel hernehmen, sich so theure Waffen zu beschaffen, die große Masse, die nicht die erforderlichen 12 Hufen besaß, für deren Besitz die obige Ausrüstung vorgeschrieben war, sie mußte zu einer billigeren Waffe greifen.

Die dritte Klasse, zu der das Fußvolk gehörte, war daher auch nur verpflichtet, 1 Tuchkleid, 1 Bogen mit 2 Sehnen und 1 Köcher mit 12 Pfeilen zu haben.¹⁾

Wenn nun auch wie die Funde in den Nydamer und Thorsbjjerger Torfmooren in Dänemark beweisen, der Bogen, an einer Seite mit einer Spitze versehen, zum Nahkampfe eingerichtet war,²⁾ so fehlte doch die eigentliche handliche Faustwaffe und dazu gab es keine entsprechendere als das mit einem kurzen Stiel im Gürtel getragene Steinbeil. Diese Waffe eignete sich überhaupt nicht nur ihrer Billigkeit, sondern auch ihrer Sauberkeit halber zum Gebrauch, sie ließ den Mann, wenn er die Lanze, den Köcher und den Bogen abgelegt hatte, nicht wehrlos erscheinen und mag noch in sehr später Zeit als Zier- und Schutzwaffe gerade so getragen worden sein wie heute der Hirschfänger des Jägers und das Seitengewehr des Infanteristen, die längst aufgehört haben, Schlachtwaffen zu bilden.

Ich lege daher den gelochten Steinhämmern, da wo sie verstreut als Einzelfunde und nicht im Zusammenhang mit anderen Spuren der Vorzeit auftreten, für die vorgeschichtliche Forschung gar keinen Werth bei. Anders verhält es sich mit den Streitärten ohne Loch; als man sie fertigte, mögen Metalle dem betreffenden Volke unbekannt gewesen sein, so hat sich z. B. bei den Wilden Nordamerikas, bei den die Steinzeit bis zur Gegenwart bestand keine gelochte Steinart gefunden. Ich komme nun zu der sogenannten „Bronze- und Eisenzeit.“

1) v. Peucker, Bd. I S. 327, 328.

2) v. Cohausen, der römische Grenzwall in Deutschland. S. 13.

Der Streit, ob Bronze oder Eisen zuerst war, ist mir immer vorgekommen, als ob Jemand darüber streiten wolle, ob die Menschen zuerst Laufen oder Tanzen lernten. Ich meine, erst mußten sie stehen können, ehe sie das Eine oder andere thaten.

Erst mußten sie beobachtet haben, daß es Stoffe gab, die im Feuer schmolzen, dann erhärteten und zu irgend einem Gebrauch fähig waren, ehe sie zu einer Aufschuchung und Verarbeitung derselben schreiten konnten. Das Eisen liegt überall zu Tage, mit Zinn und Kupfer ist das nicht der Fall.

Die Phönicier z. B. waren genöthigt, ihr Zinn in Spanien zu holen, während der Wurf eines Kindes mit einem Stück Eisenstein in das Lagerfeuer genügte, um seine Schmelzbarkeit zu zeigen.

Heute bei unserer hochentwickelten Wissenschaft und bei ihrer festen Gliederung in verschiedene Fächer ist es unendlich schwer, über den gezogenen Rahmen hinaus aus angeborenem Talent etwas zu vollbringen, und doch habe ich Kinder gesehen, von denen das eine mit 5stelligen Zahlen schneller im Kopf rechnete, als ein geübter Rechner auf der Tafel, und ein anderes, das mit seinen Fingerchen kaum die Tasten strich, nach dem Gehör Musikstücke vortrug, die geübte Spieler nicht so leicht zu bewältigen vermochten. So ist es auch mit den menschlichen Erfindungen gewesen und in dieser Ansicht steht mir das älteste Zeugniß der Menschengeschichte zur Seite. Die Bibel kennt weder Stein- noch Bronze- oder Eisenzeit. Bei ihr vollzieht sich die Entwicklung plötzlich.

Schon der Nachkomme Esaus im 5. Gliede, zu Lebzeiten Adams im 130. Jahre seines Alters, rief eine Umwälzung hervor, die Menschen wurden sesshaft und Jabal erbaute Wohnungen. Sein Bruder Jubal war der erste Musikant; er fertigte gleichzeitig Geigen und Pfeifen, und der Stiefbruder Thubalkain war Meister in allerlei Erz- und Eisenwerk. ¹⁾ Dem Verfasser des 1. Buch Moses war somit der Streit um Bronze- und Eisenzeit völlig fremd, er läßt beide zusammen erscheinen. Auch die ältere Edda nennt zuerst das Eisen, sowohl bei der Erschaffung der Stände wie bei der Schöpfung der Zwerge, aber zu gleicher Zeit wird auch Silber angeführt und es erscheint das Gold.

Helms, Harnisch und Schwert gab Wodan selbst an Hellsnuth. (Edda Seite 170).

Es ergibt sich daraus, daß die Bekanntschaft mit allen Metallen soweit hinaufreicht, daß diese in der Erinnerung der Menschen bei ihren ersten schriftlichen Aufzeichnungen schon nicht mehr zu trennen waren.

¹⁾ 1. Moses 4, 20—22.

Gehen wir nun in unserer vaterländischen Geschichte bis zu ihren Anfängen zurück, so finden wir dasselbe Verhältniß, wie es die Bibel in Bezug auf Metalle bei den Juden schildert.

Von einer Steinzeit ist bei den Deutschen bei ihrem ersten Auftreten keine Rede mehr, sie sind vielmehr im Besiz beider Metalle.

Nach den Angaben der Capitolinischen Fasten (Steininschriften) fanden schon 531 Jahre nach der Erbauung Roms, mithin 223 Jahre v. Christi die ersten Kämpfe zwischen den Germanen und dem Consul Marcellus statt. An ihnen nahmen gleichzeitig die Gallischen Völkerstämme der Insubrer Theil, deren Hauptstadt Mediolanum (Mailand) war. Ihr Anführer Viridomar wurde von dem römischen Heersführer bei Clastidium, einem festen Ort unweit des Po, getödtet.

Die Germanen hatten geschworen, ihre Wehrgehänge erst auf dem Kapitol zu Rom abzulegen, dieser Schwur wurde erfüllt, als sie als Gefangene auf das Kapitol gebracht wurden. Marcellus weihte die erbeutete Rüstung des gefallenen Königs dem Jupiter Feretius.¹⁾

Ferner: In der Schlacht bei Vercelli am 30. Juli 101 v. Chr. waren 15 000 deutsche Reiter mit metallenen Helmen, auf denen sich Thiergestalten, Flügel, Federbüsche u. dergl. befanden, mit Wurfspeeren und einem mächtigen gekrümmten Säbel bewaffnet, die Brust war mit einem metallenen Panzer geschmückt, am Arm führten sie weiße, weithin leuchtende Schilde. Vom Fußvolk wird erwähnt, daß sich die Genossen der vordersten Glieder mit Riemen an ihren metallenen Gürteln zusammenbanden.²⁾

Es ist vielfach die Ansicht verbreitet, daß das deutsche Fußvolk keine Helme gehabt und baarhäutig gekämpft habe, auch General v. Peucker kommt, gestützt auf Tacitus, für einen Theil des Fußvolkes zu dieser Ansicht. Tacitus stützt sich auf den Feldherrn Germanicus. Nun sehen wir uns aber die betreffende Stelle etwas genauer an und wir werden ihren Werth erkennen. Das römische Heer hatte eine Meerfahrt überstanden und war nicht in gehobener Stimmung. Germanicus ließ die Heerversammlung berufen, sagte ihr, daß er in der Nacht einen guten Traum gehabt und daß die ihm gewordenen Erscheinungen den Sieg verheißen.

Er belehrt seine Leute über die Kampfweise der Germanen und fährt dann fort: „Keinen Harnisch habe der Germane, keinen Helm,

1) v. Peucker, Bd. III S. 7.

2) v. Peucker, Bd. III S. 46—48.

nicht einmal die Schilde seien mit Eisen oder Leder verwahrt, sondern bloßes Weidengeflecht, dünne, mit Farbe überlunte Bretter; die erste Schlachtreihe sei einigermaßen mit Speeren versehen, die Uebrigen hätten nur im Feuer hartgepigte oder kurze Wurfgeschosse. Endlich sie selbst, so furchtbar auch von Ansehen und zum kurzen Angriff tüchtig, so empfindlich seien sie gegen Wunden; ohne Gefühl für Schande, ohne um ihre Anführer sich zu kümmern liefen sie davon und flöhen, verzagt im Unglück, im Glück nicht göttlichen, nicht menschlichen Rechtes eingedenk.“ Tacitus ann. II 14.

Ich überlasse es dem Leser zu beurtheilen, ob der erste Theil der Rede wahrer sei als der letzte, die ganze Schilderung hatte doch nur den Zweck, den gesunkenen Muth der Römer zu heben.

Ein ähnlicher Vorgang fand bei uns 1870 statt, um dem deutschen Soldaten nicht das Vertrauen zu seiner Waffe zu rauben, log ein großer Theil unserer Zeitungen in patriotischem Eifer frisch weg, das Chassepotgewehr taue gar nichts, sei keine Feldwaffe zc. Nach dem Kriege aber änderten wir schleunigst unsere Waffen und schon in Frankreich griffen unsere Soldaten zum Chassepot.

Die römische Beweisstelle, daß das deutsche Fußvolk unbehelmt kämpfe, hat also gar keinen Werth.

Kehe ich nun zu den 15 000 deutschen Panzerreitern der deutschen Urzeit zurück, so wird Niemand behaupten wollen, daß diese noch kein Eisen besessen hätten, wir werden vielmehr ihre Schwerter wohl aus Eisen gefertigt betrachten müssen.

Die Deutschen erscheinen somit bei ihrem ersten Auftreten schon weit entfernt von einer Steinzeit, im Besitz beider Metalle.

Wenn nun selbst in der Merovinger-Zeit in den aus Stein gearbeiteten Gräbern und noch später steinerne Waffen auftreten, so ist das wohl nur der Macht der Gewohnheit und der leichten Handhabung der zierlichen Steinwaffen zuzuschreiben, und wir würden sie noch viel später finden, wenn nicht das Christenthum die Mitgabe von Waffen an Tödtte verboten hätte.

Zu der häufigen Auffindung steinerne gelochter Aexte kommen noch andere Gründe.

Die Angelsächsischen Gesetze schrieben vor, daß die Waffen in der männlichen Linie forterben, waren männliche Erben nicht vorhanden, stand der Verstorbene aber in irgend einem Verhältniß der Abhängigkeit zu einem höher Gestellten, so vererbten sie an diesen.

War er ein Gefolgschaftsführer, so fielen sie an den, dem er zur Treue verpflichtet war und wenn alle diese Fälle nicht vorlagen, so erbte die Waffen der König.

Die Thüringer Gesetze bestimmten, daß der Lederpanzer stets mit dem Grundstück vererben solle.

Die alte Bestimmung, daß der Gefolgschaftsführer seinem Gefolge das Schlachtroß und die Kriegswaffen hinterlassen mußte, wurde bei allen Stämmen auf alle die ausgedehnt, die einem Herren das Versprechen der Treue gegeben hatten.

Bei den Angelsachsen mußte jeder Anführer seinem Gefolge die volle Kriegsausrüstung hinterlassen, davon war auch der König selbst nicht ausgenommen, seine Waffen und Pferde erhielten die Barone. Was aber vererbt werden mußte, konnte nicht mit ins Grab gehen.

Es ist daher erklärlich, wenn wir in Gräbern die ersichtlich einer späteren Zeit angehören, selten Eisenwaffen finden, zur Mitgabe an den Todten genügte wie heute ein Galanteriedegen, so damals die leichteste billigste Waffe, die Steinart.

Noch im Jahre 805 wurde mit voller Strenge geboten, daß Waffen an Handelsleute nicht verkauft werden durften und daß einem Kaufmann der Waffen kaufte, seine ganze Habe weggenommen wurde. ¹⁾

Es erklärt sich hieraus vollständig, wenn Lindenschmit in seinem verdienstlichen Werk anführt, daß die Waffen, welche er in den Steinfärgen der Merovinger-Zeit findet, verbogene zerbrochene, oder sonst wie verdorben sind. ²⁾ Werthlose Waffen nützten den Erben nichts und von dem Todten hoffte man wohl, daß er sie schon brauchbar machen werde. Ja ich gelange zu der Ansicht, daß man völlig gekrümmte Waffen für den Todten fertigte um ihm deren Besitz zu sichern, denn Bronzeschwerter lassen sich nicht kreisrund biegen und brechen beim grade-richten. Solche Schwerter finden sich auch in schlesischen Gräbern.

Den bisher genährten Streit, welches der Metalle auf die Steinwaffen gefolgt sei, weiter zu führen, erscheint zwecklos, besser ist es, er verschwindet.

Die bequeme aber unfruchtbare Eintheilung in Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit, erschwert die wirkliche Forschung, nützt unnöthig die Kräfte

¹⁾ v. Heuser, das deutsche Kriegswesen der Urzeit. Bd. I S. 330 u. 358.

²⁾ Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde. I. Bd.

ab und verwirrt die Begriffe. Es fehlt ihr jede sichere Unterlage, man lasse sie fallen. ¹⁾

Verschlackte Wälle und Glasburgen.

In meiner hessischen Arbeit vom Jahr 1888, abgedruckt in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Jahrgang 1890, habe ich bereits darauf hingewiesen, daß die Schlacken und Schmelzungen von Sand und Gestein in der älteren Edda ihre Erklärung finden, ohne dies dort näher zu begründen.

Ich möchte zunächst bemerken, daß ich die Ansichten, welche von hervorragenden Gelehrten über die germanische Vorzeit entwickelt werden nicht theile.

Lese ich z. B. Colshorn's deutsche Mythologie, so schwirrt mir der Kopf, und ich sage mir: Wenn unsere Vorfahren nicht sammt und sonders Professoren waren, dann ist es undenklich, daß sie eine so hochentwickelte mit aller Feinheit und Verstandeschärfe bis ins Kleinste durchdachte Naturreligion besaßen, wie sie Colshorn schildert.

Ich weiche auch bei Beurtheilung der Edda von dem üblichen Wege übersinnlicher Deutung ab, nehme alle einzelnen Handlungen als wirkliche Vorgänge des gewöhnlichen Lebens, deren Erinnerung sich im Volke bewahrte und die dann erst viel später eine blühende nordische Phantasie in übersinnlicher Deutung mit dem Gewand der Dichtung umgab.

Wenn unsere Uebersetzer und Deuter sich mühen, dem Flug der nordischen Dichter zu folgen, so wird der ursprüngliche einfache Vorgang immer unverständlicher und für die Erforschung der Urzeit ist dadurch wenig gewonnen.

Ich lasse deshalb alles Uebersinnliche fallen, schäle mir den rohen Kern heraus und mache darin auch mit den Flammen, der Lohe und

¹⁾ Wie die Vorfahren über die Zeitalter dachten, davon giebt Thietmar von Merseburg etwa im Jahr 973 Zeugniß, er schreibt im 2. Buch S. 59:

Ein weiser Seher der Zukunft sagt: Das erste Jahrhundert ist das goldene, dann folgt das eberne und zuletzt kommt das eiserne. —

Damit sollte wohl nur eine Verschlechterung der Verhältnisse ausgedrückt werden.

der die Riesen schreckenden Gluth keine Ausnahme und gelange dabei zu ganz natürlichen Vorgängen.

„Wie heißt das weise mit Waberlohe umschlungene Schloß?“ fragt der Fremde, und unter den Schutzmitteln nennt Wielgewandt: Holz und Eisen, Hart und Feucht, Gluth und Flamme. Als König Gerroth hört, Wodan sei zu ihm gekommen, springt er auf um ihn aus dem Feuer zu ziehen, bei dieser Handlung verunglückt er, sein Schwert entgleitet der Scheide und er fällt in dasselbe, nun rückt Dgnar die Kessel mit den Feuern fort.

Als Hagen in der gastlichen Halle Gunthers meuchlings überfallen wurde, da heißt es:

Doch sieben schlug Hagen mit sehrendem Schwerte,
Den achten stieß er in offene Gluth.

„Leih mir Dein Roß, durch der rauchenden Lohe Zauber zu ziehn,“ ruft Schirner. Und nachdem dies geschehn, fragt Gerda verwundert: „Durchs feindliche Feuer wie führst Du so einsam uns zu grüßen?“

Der Wächter Wielgewandt ruft:

„Welch ein Riese erreichte den Ring der Burg
und durchbrach die Brandgluth?“

„Sieh auf des Hinderbergs Höhe die Burg!
Nach außen umschließen sie schirmende Gluthen;
Die haben weise Herrscher gewirkt
aus weithin scheinender Schreckenslohe.“

So ruft die Adlerin im Drachenkampf.

In Brunhildens Todesfahrt erzählt sie:

„ . . . und beschied mir, es werd aus dem Schlummer mich wecken,
nur wer das Fürchten nie erfuhr:

Hoch dann hieß er den Holzverheerer
lodern um meinen leuchtenden Saal,
und gebot, nur der Held, der mir brächte vom Golde,
darauf Fasner (der Drache) ruhte: der reite hindurch.“

Im Anschluß an diese Stelle der Edda berichtet die Volsungasage:

„Das Feuer wabert, es wankte die Erde,
die hohe Lohe leckte gen Himmel;
wenige Helden wagten es wohl
durch die Gluthen zu reiten, darüber zu steigen!
Doch Siegfried gab dem Grane den Schwertwink:
Das Feuer erlosch vor dem Fürstensohne,
Vor seiner Ruhmgier sank die Lohe. — 2c.

Siegfried war somit der furchtlose Held der durch die Flammen, die den Eingang schlossen und erhellten, sprengte. Uebrigens lebt die Ueberlieferung an solche Thaten auch in unseren Reiterchaaren. Vor mehreren Jahren gaben die rothen Husaren in Rathenow dem Prinzen Friedrich Karl ein Reiterfest und dabei sprengten sie tollkühn nicht etwa durch bengalische Flammen, nein durch wirkliche Feuer, und selbst die Tochter des Regimentscommandeurs wagte diesen gefährlichen Ritt. —

Denken wir uns, diese Begebenheit werde einige Hundertjahre nur in der Sage vererbt und dann von blühender Phantasie poetisch verarbeitet, würde da nicht eine Lichtgöttin, Lichtalben, Götterdämmerung und Wolkenritt daraus entstehen? —

Nicht nur in der Gefahr häuften die Alten an den Eingängen und an gefährdeten Stellen die Holzstöße und benützten die Flamme als schützende Wehr, wobei Sand, Lehm und Steine schmolzen, nein auch bei frohen Festen diente das Feuer zur Erhöhung der Freude. Helle und Wärme strahlte es aus und weithin ins Land strahlte die Halle in „Wal.“¹⁾

„Wo die Gürtung glüht um den goldenen Saal, da ist wonnig zu weilen,“ — ruft in Schwinglag und Goldfreude der Fremde.

Es ist nicht nöthig, daß wir bei Auffindung von Sand und Steinschmelzungen zu wunderbaren Erklärungen greifen. Das vorliegende Material reicht zur Erläuterung auf ganz gewöhnliche natürliche Weise völlig aus, der poetische Schwung geht dabei allerdings verloren.

Unterirdische Gänge.

In ganz Deutschland finden sich Sagen von unterirdischen Gängen.

Soviel ich ermitteln konnte sind derartige Gänge wirklich vorhanden, wenn auch nicht überall da wo sie bezeichnet werden und nicht in der Ausdehnung wie gesagt wird.

Die Sage nennt derartige Gänge von mehreren Meilen Länge durch Gebirge und Flüsse wo der Augenschein lehrt, daß ihre Anlegung eine Unmöglichkeit sei. Es kann Niemand für die Erhaltung eines Bauwerks, einer Festung oder eines Landes mehr ausgeben als der Werth desselben überhaupt beträgt.

¹⁾ Die Edda sagt so wie es bei unserer Landbevölkerung geschieht, nicht Wal, sondern Walburg. S. 350.

Daß auch in geschichtlicher Zeit noch derartige Gänge gebaut wurden ist sicher. So verpflichtet sich z. B. das Domkapitel zu Breslau am 7. Mai 1382, dem Kaiser auf der Dominfel einen Palast zu erbauen und unter Anderem wird auch „ein überwölbter Graben“ genannt, das ist ein unterirdischer Gang.¹⁾

Es mag ja jede Ritterburg ein derartiges Schlupfloch gehabt haben, für mich wäre das ohne Interesse, wenn ich nicht gefunden hätte, daß diese geheimen Gänge in langen Erdwällen eine Fortsetzung hatten und daß die sogenannten unterirdischen Gänge von meilenlanger Ausdehnung nichts weiter waren als mit Wallaufwurf und dichtem Gesträuch versehene Gräben die als Pfad- und als Stammesgrenzen dienten und unter den verschiedensten Namen noch erhalten sind.

Die Urväter waren eben verständige Leute, hätten wir z. B. seit 1870 längs der deutsch-französischen Grenze durch unsere Soldaten einen hohen Grenzwall geschaffen, so hätten wir viel Kosten, Ärger und Unruhe weniger gehabt, die Alten schrakten vor der Anlage einer Teufelsmauer nicht zurück.

Die Sage berichtet von einem unterirdischen Gang der von Reichenstein bis Jauernig führen soll. Unterirdisch ist er ein Unding, als Graben aber ist er auf lange Strecken noch vorhanden und theilweise von mir verfolgt worden.

Nun soll dieser Gang aber östlich weiter führen und da war es mir lieb ein Buch zu ermitteln, das ihn näher bezeichnet.²⁾

Ein Gymnasial-Professor, Namens Peter in Troppau, hat alle Sagen, Gebräuche, Sitten, Märchen, Ruinen u. dergl. in Oesterreich-Schlesien beschrieben, er schöpfte mit Hilfe seiner Schüler direct aus dem Volke; ich finde einige von mir erzählte, ebenfalls von der Bevölkerung ermittelte Sagen, bei ihm ausführlicher beschrieben, und sehe, daß die Ueberlieferung sich seit 23 Jahren nicht verändert hat.

Peter führt nun Band II Seite 101 die unterirdischen Gänge in Oesterreich-Schlesien an, sie nehmen ihren Lauf von Reichenstein über Jauernig, Friedeberg, Zuckmantel über Jägerndorf, Leobschütz, Troppau und Teschen. Ich habe sie nicht überall verfolgt, stütze mich hier auf die Aufzeichnungen Peters, aus denselben ergibt sich, daß die einzelnen Gänge in ihrem Zusammenhange erfaßt, mit der Landesgrenze von

1) Heynes Docum.-Geschichte des Bisthums Breslau. Bd. II S. 80.

2) Volksthümliches aus Oesterr.-Schl. von Anton Peter. Troppau 1867.

Oesterreich und Preußen zusammenfallen, dieselbe aber in graberer Linie darstellen als es bei der heutigen Grenze der Fall ist.

Da diese Gräben schon von Silberberg ab auftreten, so hätten wir hier eine gegen 40 Meilen lange Grenzwehr, ihr ältester Name ist Preseka, heute ist derselbe in der Bevölkerung nirgends mehr gebräuchlich, ein gemeinsamer Name für diese Gräben fehlt, meist werden sie nach den Grundstücken oder ihren Besitzern genannt.

Vom Schulzenberg bei Briesnitz bis zum Stenberg bei Riegersdorf und auch im Ochsenbusch bei Girichwalde liegt der Graben nördlich, der Wall südlich, das Volk das ihn zur Anlage brachte war also im Besitz des Gebirges und des südlich von ihm gelegenen Landes, also Böhmens.

Auffällig ist, daß z. B. die Schanze am Fuchsberge nördlich des Grabens, die nur 600 Meter davon entfernte auf dem Stenberge aber südlich desselben liegt.

Seit Peter seine Aufzeichnungen machte sind 23 Jahre vergangen, seitdem ist der Spaten und die Hacke des Forstmannes und der Pflug des Landmannes unaufhörlich bemüht gewesen, den gut abgelagerten Boden der Wälle anderweitig zu verwenden, so daß es kaum noch durchführbar sein wird, den gesammten Lauf dieses namenlosen Grabens so klar zu legen, wie es v. Cohausen mit seinem Römerwall von der Donau bis Gießen in Hessen gethan hat, und doch drängt sich die Frage auf: Ob wir es hier nicht mit demselben Wall zu thun haben.

Wo Peter seine unterirdischen Gänge anführt, dient ihnen als Ausgangspunkt ein sagenhaftes Schloß oder Neste viereckiger Mauerthürme. Wo im Lande außerhalb unterirdische Gänge auftreten sind es meist Wallgänge die zu großen Zufluchtsstätten führten, damit ist ihr hohes Alter dargethan.

E s e l s w e g e .

In Schlesien ist eine Bezeichnung selten, die im südlichen Deutschland sehr häufig ist.

Vom Rhein bis durch Hessen erscheinen überall Eselswege, Steige, Berge, Ruppen, Gründe, Brunnen u. s. w., sie deuten darauf, daß vor der Völkerwanderung der Esel in Deutschland das gebräuchliche Lastthier war, denn an der Grenze, bis wohin das Slaventhum drang,

fehlen diese Bezeichnungen. Wo sie aber in Schlesien erhalten sind, kann man auf das Vorhandensein einer Urbevölkerung schließen.

So erscheint auch in Reichenstein der Name Goldeselschacht.

Wahrscheinlich wurden Esel zum Transport des goldhaltigen Gesteins verwandt.

Es erscheint ein Eselsbrunnen an der Kynsburg, ein Esberg und Esdorf bei Schweidnitz, ein Esdorf bei Trebnitz, ein Eselsberg bei Rothenburg, meist in armer Gegend.

Fraglich bleibt es, ob die vielen in Schlesien vorkommenden Dschin, Ossick, Ossig etc. nicht auf das polnische Oszio (Esel) zurückzuführen sind.

Ganz unerklärt sind die häufig in Schlesien vorkommenden Butterberge.

Leider färgt unsere Landesaufnahme in den Meßtischblättern in bedauerlicher Weise mit Namen von Bergen und Fluren auch da, wo es der Raum gestattet, die hessische Aufnahme von 1847/48 steht darin unerreicht da.

Bronzeringe.

Lange Zeit war die vorgeschichtliche Forschung bemüht, die in den Grabstätten gefundenen Ringe nicht als Todtengaben der Deutschen zu betrachten; Diodor v. Sicilien erwähnt aber schon, daß die Gallier am andern (rechten) Ufer des Rheines viel Gold besitzen, daß ihre Flüsse Massen von Goldsand führen und sie das Gold zum Schmuck für Frauen und Männer verwenden.

Sie tragen Fingerringe, um Hände und Arme, goldene Bänder und um den Hals dicke Ringe, auch zu den Panzern wird es gebraucht.

Damit aber kein Zweifel bleibe, wen er unter den Galliern meine, so sagt er: Sie haben sehr lange Leiber, weiße und durchsichtige Haut und goldgelbe Haare.

Die weiteren Aufschlüsse giebt die ältere Edda.

Die rothen und goldenen Ringe reichen bei ihr soweit zurück wie überhaupt die Erinnerung an die Vorzeit und zwar ist es Wodan selbst, der sie anführt:

„Wem siehst du die Ruhstatt mit Ringen besät?“

fragt er die Wala. Seite 117.

Der Brautwerber Schirner bietet Gerda „den Ring der verbrannt ward mit Wodans edelstem Erben“.

Sie lehnt ihn ab, trotzdem er sagt, daß von diesem Ringe jede neunte Nacht acht ebenso ächte Ringe entstehen und erwidert: „Mir fehlts nicht am Golde aus Vaters Gute.“ In des Hammers Heimkunft bittet des Riesen Schwester: Sieh von der Rechten die goldenen Ringe, dann magst du erlangen auch meine Liebe. Ja Ringe scheinen selbst als Strafe erlegt worden zu sein, denn im Götterzank sagt Harbart:

„Bald mit 'nem Armring werd ich dir alles das büßen,
so mir's der Richter nur sagt, der versöhnen uns soll.“

Breifacher Gold wird wiederholt erwähnt.

Roß, Schwert und Ring aus dem Schaze nennt Brage Seite 103 und Loge erwidert: Nie wirst du reich an Roß und Ringen. Eines Ringverschwendens Hrörefs wird gedacht. Seite 174. Im Kessel des Humer heißt es: Er setzte ihn auf, daß die Ringe an den Knöcheln klirren.

Der Sohn Zhrings, der Stammvater der Edlen beschenkte die Seinen: „Mit schmucken Geschmeiden und schlanken Rossen, getheilten Reifen und Ringen von Gold.“

Als der fürstliche Künstler, der Schmied Wieland, auf der Jagd war, durchsuchte der Fürst der Niaren Wielands Halle und fand darin siebenhundert Ringe. Einen nahm er mit, er wird golden genannt.

Nachdem dann Wieland überfallen und geknebelt war, fragt er ihn woher die Ringe stammen und dabei erfahren wir von Wieland selbst, daß er kein Däne oder Schwede, sondern ein Deutscher ist.

„Hier fand sich kein Gold, wie bei Granes Fahrt,
und fern ist dein Reich von den Felsen am Rhein;
wir hatten wahrlich wertheres Gut,
da wir heil noch lebten im Heimathlande.“ ¹⁾

Auch die Söhne des Niarenfürsten trieb die Sucht nach den Ringen zu Wieland, der nun Rache an ihnen nahm und ihre Zähne und Schädel in Gold faßte.

Der geraubte zerbrochene Ring gereichte auch der Tochter Bathilde zum Verderben. (Seite 219.) Als Gudrum Hagen warnen wollte, sandte sie ihm einen Goldring mit einem Wolfshaar. (Seite 358.) Beim Ringe des Aller schwur man Eide (Seite 361.) Brunhilde sagt: doch mehr lag am Herzen mir das Hortgut, die seltenen Ringe des Sigmundsohnes, der Drache ruft Siegfried zu: dies klingende Gold, dieser gluthrothe

1) Aeltere Edda S. 218.

Schatz, diese Ringe müssen dich morden! doch der Rabe ruft: Raffe, Siegfried die rothen Ringe! Gudrun sagt: Wohl reichten wir rothe Ringe den Männern, (um ihr Schweigen zu erkaufen) und weiter ruft sie in ihrem Schmerz: Nicht sollst du Gunther des Goldes genießen, das Leben rauben die Ringe dir! Grimhild verspricht Gudrun: Ludwigs Säle und lichte Ringe.

Nachdem Gudrun den Hagen ermordet rief er: In den wallenden Bogen (des Rheins) ihr rothen Ringe leuchtet ihr schöner als schien euer Gold hier in den Händen der Himmelsöhne.

Nach Gudruns fürchterlicher That heißt es: Die Schwanenlichte verschenkte ihr Gold, bereichte mit rothen Ringen die Knechte. Im Gesang an der Mühle rufen die Mägde dem König Frote zu: Du sollst ihn verlieren den Sig auf Seeland, die goldenen Ringe u. s. w.

Ja alles Unglück das über die Menschen hereinbrach leitet die ältere Edda direct auf das Gold zurück. Seite 146 sagt sie:

Wohl kannt ich das Kriegsleid das kam in die Welten
seit Goldes Masse die Götter zuerst

in Streitwaters Halle stießen und schmolzen. (—)

Da brach auch der Grenzwall der Götterburgen,
da lernten auch Wanen die Wahlstatt zerstampfen:

Da warf übers Heer Wodan den Speer,

Da war das Kriegsleid zur Welt gekommen. —

(Hier erscheint also Wodan als wirklicher einziger oder oberster deutscher Heerführer.)

Nun aber tröstet sich die Edda, sie weiß es muß Alles vergehen, auch der alte deutsche Glaube und die alten Götter, aber es wird die Zeit kommen, da erstehen sie edler schöner von neuem und nun erwähnt sie eines unklaren Vorganges und nennt wiederum das Gold: Seite 151.

Auch werden sie wieder die wundersamen

goldenen Täfelin im Grase treffen

mit denen zur Urzeit sich unterhielten

Wodan und all' sein Menschengeschlecht.

Diese Anführungen genügen hoffentlich zum Beweis, daß in der deutschen Urzeit goldene und bronzene Ringe ein begehrter und üblicher Schmuck nicht nur bei deutschen Frauen, sondern auch bei deutschen Männern waren.

Es hat hiernach gar nichts wunderbares wenn goldene und Bronzeringe aller Art in ganz Deutschland gefunden werden.

Seltfam berührt es zu sehen, wie Männer die doch in diesen Sachen Kenntniß haben, geneigt sind jeden halbwegs werthvollen Fund nicht als altes deutsches Gut, sondern als Beutestücke oder von fremden Händlern verschleppte Waare zu bezeichnen.

Die ältere Edda erwähnt der Spangenseiler.

In Pommern wie in Thüringen sind Schmelztiegel und Schmelzfuchsen von Erz im Gewicht bis 103 Pfund an vier verschiedenen Stellen gefunden worden. ¹⁾

Die Männer die sich rühmen konnten:

„Wir haben voll Schwerter der Hallen sieben, ²⁾

und golden ist jeglicher Griff daran;

Unsere Bank zieren Bogen und Brünnen von Gold“

(Edda Seite 358.)

Diese Männer besaßen auch die Mittel sich so armselige Bronzeringe oder Goldreifen fertigen zu lassen wie sie in Urnen oder auf Feldern gefunden werden, ohne daß sie nöthig hatten nur auf fremde Händler zu warten. Das sprüchwörtliche Heibengeld besaßen sie selbst.

Die Weinberge, finkeberge und das deutsche Trinken.

Ich finde, daß fast jede Schanze ihren Weinberg hatte.

Wo in der Ebene wie um Wansen die Berge fehlen, erscheinen die Weinberge bei Steinkirche und an Orten bis zum Zobten wo sich Dorf und Berg Weinberg befindet.

Südlich des Zobten treten sie wieder auf, ziehen sich über Zenschwitz, Faulbrück, Berthelsdorf nach Reichenbach und fehlen am Gebirge wo keine Rebe wächst.

Ebenso wo sich die Schanzen von Oswitz aus nach Niederschlesien weiter ziehen sind die Weinberge ihre Begleiter.

Der Schanze bei Prottsch folgt der Weinberg zu Hünern.

Dem Kesselberg nordöstlich von Heidenwilgen steht südlich ein Weinberg gegenüber, und so ist es überall; da aber diese Berge sonst nichts für die Vorgeschichte bieten, so führe ich sie nicht alle an.

¹⁾ v. Peucker, das deutsche Kriegswesen der Urzeit. Bd. II S. 92.

²⁾ Also sieben Beughäuser.

Aus geschichtlicher Zeit liegen Nachrichten über den Betrieb des Weinbaues bis zur Gegenwart vor.

Ober-Glogau hat in seinem Wappen einen Weinmesser, Winzig, das im Polnischen noch heut Winica (Weinberg) heißt und in seinem ältesten Wappen eine Rebe führt, zu der im zweiten Wappen der geharnischte Mann gefügt wurde, baute bis zum 30jährigen Kriege Wein, dann gerieth der Anbau in Verfall.

Eine Meile vom Geiersberge liegt Berthelsdorf bei Reichenbach; der dortige Ortsvorsteher und seine 75jährige Schwester bekundeten mir übereinstimmend, daß noch bis etwa ums Jahr 1830 der Weinbau in Berthelsdorf so umfassend betrieben wurde, daß die Arbeiter zur Weinlese durch Inserate im Amtsblatt gesucht und oft mehr als hundert Personen dabei beschäftigt wurden.

Der Wein war sehr gut und ging in Körben in die Ferne.

Nach dem Tode des Besitzers wurde der Winzer entlassen, der Weinbau ging ein und heute ist der Weinberg ein Kieferwald.

Ich habe nicht die geringste Ursache an dieser Mittheilung eines ehrenwerthen Grundbesitzers und Gemeindevorstehers und seiner gleich ehrenwerthen Schwester zu zweifeln.

Daß die im 13. Jahrhundert gegründeten Klöster den Weinbau werden gefördert haben, läßt sich annehmen, aber er war schon vor ihnen in Schlesien bekannt. Den Beweis dafür liefern Grünhagens schlesische Regesten.

Herzog Heinrich von Schlesien verleiht 1204 bei dem Baue des Bartholomäusklosters zu Trebnitz seinen Hörigen den Weinbauer Zvanis, ¹⁾ welcher statt aller sonstigen Dienste den Weinberg bauen soll.

Ferner giebt er von einer hospita des Herzogs den Sohn des Ludwig und Heinrich zum Weinbau. ²⁾

1268 Mai 12. Wodizlaus bestätigt dem Klarenstifte unter Anderem den Weinberg bei Bögendorf ³⁾ und Dzwig.

1280. Heinrich Herzog von Schlesien giebt dem Berthold genannt Tokensathel, einen in der Nähe des Weinberges des Protonotar Peter gelegenen Weinberg in der Stadt Olesnicz (Oels), welchen der Herzog dem Berthold wegen einiger Eresse weggenommen hatte, zurück. ⁴⁾

¹⁾ Regesten Nr. 94 S. 80.

²⁾ Regesten ebendort. S. 81.

³⁾ Regesten ebendort. Nr. 1301 S. 167 und 168.

⁴⁾ Regesten ebendort. Nr. 1639 S. 256.

Am 8. September 1292 bei Stiftung des Cistercienser-Klosters Grüssau werden diesem auch die Wein- und Hopfengärten bei Löwenberg überwiesen, mit einigen von Alters her damit verbundenen Aekern und Wiesen. Daraus ergibt sich, daß schon 1292 die Weingärten z. als von Alters her vorhanden waren. ¹⁾

Hieraus ist das Bestehen des Weinbaues in Schlesien genügend bewiesen.

In welche Zeit seine Anfänge zurückreichen, das läßt sich nur vermuthen, und so vermuthet auch der Chronist von Ober-Glogau, daß der Weinbau schon in vor-slavischer Zeit zur Einführung gelangte.

Ich finde dieselben Verhältnisse in Hessen, auch dort taucht der Name Weinberg an Orten auf, wo von einem ehemaligen Weinbau nichts bekannt ist.

Auch dort sind es meist in sonniger Lage gelegene, jetzt bewaldete oder beackerte Abhänge.

Bismarck äußerte einst im Reichstage, er wünsche, daß der Wein das National-Getränk der Deutschen werde. An eine fremde Einfuhr hat er dabei sicherlich nicht gedacht, sondern an eigenen Anbau. Er ist ja ein vorzüglicher Kenner der deutschen Vorgeschichte, er würde diesen Ausspruch nicht gethan haben, wenn er nicht die Erfüllung für möglich hielt.

Es steht ihm sein Vorläufer, der alte Vater Wodan zur Seite, von dem es heißt:

„Doch Wodan der Waffenbewehrte selbst
lebt ewig nur einzig vom Weine.“)

Und den hätten die Deutschen nicht sollen bauen können? Sie sollten sich auf den Bezug vom Auslande verlassen haben? Nein, so ungeschickte Leute waren die Urväter nicht, ihr Gott hätte da erdürsten müssen.

Wir finden aber schon sehr früh griechische Weinhändler am Rhein, wahrscheinlich dienten ihre süßen Weine zum Verschnitt und es wird erklärlich, warum schon in ältester Zeit die Einfuhr fremder Weine verboten wurde. — So berichtet Cäsar vom Stamme der Neroier. ³⁾

Daß damit der Genuß von Wein überhaupt hätte sollen abgeschafft werden, kann ebenso wenig angenommen werden als heute, wo die

1) Regesten ebendort. Nr. 2241 S. 174.

2) Aeltere Edda.

3) v. Peucker, Bd. III S. 113.

Einfuhr verschiedener Thiere verboten wird, wodurch nicht der Fleischgenuß abgeschafft, sondern wohl eher die Zucht der Thiere im Inlande gefördert werden soll.

Die erschlafften Kräfte zu beleben, dazu genügt ein Schluck rauher Wein, ohne die Gefahr, daß Jemand so leicht wie an süßem, zu viel trinkt. Darin lag auch für die Heere der Vorzeit ein nicht zu unterschätzender Vortheil.

Daß der Wein bei den Heeren der frühesten Zeit zu den Lebensmitteln gerechnet wurde, ergiebt eine noch zur Zeit Karls des Großen bestehende Bestimmung. Wer von den Gemeinfreien nicht pünktlich dem Aufruf zum Heerbann folgte, verfiel dem Königsbann, das heißt, er zahlte 60 Schillinge (den Werth von 60 Rühen) oder wenn er das nicht konnte, verfiel er der Knechtschaft. Wer aber von den Lehnsmännern des Königs zu spät zum Zuge gegen den Feind eintraf, wurde für jeden versäumten Tag nur auf einen Tag mit Entziehung der Fleischkost und des Weines bestraft.¹⁾

Ich weiß nicht, war hierbei vorwiegend, daß man die Freiheit des Volkes so gering oder bei den Bevorrechteten das Verlangen nach dem Genuß von Fleisch und Wein so hoch achtete. Der Gegensatz ist doch gar zu groß.

Dem grellen Licht, das hier über die sogenannte alte deutsche Freiheit seine Strahlen ergießt, will ich hier nicht weiter folgen und mich nur an die Sache halten.

Nehme ich also an, der Wein sei nur bei den Lehnsmännern, also bei den Offizieren das übliche Getränk gewesen, so mußte er sehr reichlich angebaut werden, denn die Zahl der Offiziere war bei der großen Biffer der deutschen Soldaten nicht gering.

Die Edda gedenkt des Weines in folgenden Versen.

Gudrun, die Wittve Siegfrieds, sollte sich wieder verheirathen und zwar mit Etzeln, dem Bruder Brunhildens, dem Mörder ihres Gatten Siegfried. Sie sträubte sich heftig dagegen, da gab ihr die Mutter Wein und anscheinend trunken gemacht, willigte sie in die Verheirathung. Die Stelle hat folgenden Wortlaut:

„Noch schenk ich dir Land und Leute dazu:
Weinburg und Walburg, willst du sie haben.
Besitze sie, Tochter, und sei wieder gut.“

1) v. Peuler, das deutsche Kriegswesen der Urzeit. Bd. III S. 347.

Damit gab mir die Mutter, des Grams zu vergeffen,
im Kelsche den herben, den kalten Trank,
den die Erde genährt aus eigener Kraft,
die kalte See und die Sonnenstrahlen.“¹⁾ (Also Wein.)

Daß der Weinbau auch früher in Schlesien ergiebig war, dafür liegen außer den bereits angeführten noch andere Thatfachen vor.

In Brieg wurde der Weinbau noch 1366 betrieben und zwar derart, daß die Stadt und der Winzer den Ertrag theilten.

Er wird auch 1382 ja selbst 1547 noch angeführt²⁾ dann scheint er mit dem 30jährigen Kriege untergegangen zu sein. Aber im Jahre 1717 traten die alten Erinnerungen wieder auf und der Anbau der Rebe wurde von neuem begonnen.

Auf den Aekern des Briegischdorfer Vorwerks wurden 9 Morgen damit bepflanzt.

Für die Fläche zog der Magistrat einen Zins von 18 Thalern und der Stadtdirektor Schulz als Winzer erntete jährlich 60—80 Eimer Wein.³⁾

Damit haben wir einen Anhalt zu einer Berechnung des Reingewinns, die ich den Herrn Fachmännern überlasse.

Der Weinbau bestand noch 1796, wodurch er zu Grunde ging, ist nicht ersichtlich, wahrscheinlich durch die Anlage der Festung, Belagerungen u. dergl.

Es liegt noch ein anderes Zeugniß vor, daß in der Neuzeit der Weinbau selbst auf der rechten Oderseite mit Erfolg betrieben wurde.

Johann Jacob Luz ein Schneider aus Württemberg, ließ sich in Medzibor nieder, gab die Schneiderei auf und kaufte einige Sandhügel, auf denen er den Weinbau versuchte. Er hatte Erfolg, kaufte mehr und zog Weinbauer aus Württemberg heran. Bald prangten 60 Morgen Sandberge im Schmuck der Neben; das war im Jahre 1745.

Sein Beispiel fand Nachahmung und andere Besizer thaten wie er.

Der Weinbau entwickelte sich derart, daß nach möglichst genauen Ermittlungen im Jahre 1782, 420 Eimer, 1783, 660 Eimer, 1784, 480 Eimer Wein gebaut wurden, wovon der Eimer 8—10 fl. = 16 bis 20 Mark Ertrag brachte.

Das Arbeitslohn zc. kostete pro Morgen und Jahr 8—12 Thaler. Für gute Weinjahre wurde der Gesammttertrag auf 5000 Eimer geschätzt.

1) Alte Edda. S. 350.

2) Brieger Stadtbuch I p. 56.

3) Schönwälder Ortsnachrichten von Brieg. Bd. I S. 108 und 109.

Nun brachte aber der Mann, der den Weinbau schuf, ihm auch den Untergang. Er übervorteilte seine ihm vertrauenden Landsleute, gab ihnen den schlechtesten Acker und legte ihnen so hohe Grundzinsen und Abgaben an Bodenwein auf, daß sie nicht bestehen konnten. ¹⁾ Die Folge davon war, daß der Weinbau aufhörte.

Auf den Grünberger Weinbau brauche ich nicht zu verweisen, denn der Prophet gilt auch in Schlesien nichts in seinem Vaterlande, darum sind hier wohl alle Sorten Rheinweine zc. zu haben, Grünberger aber ist nicht zu erfragen; nur aus Süd- und Nordamerika sagen die Berichte, daß er den Wettbewerb mit anderen Weinen verträgt.

Ich habe keinen Zweifel, daß die Urväter schon ihren Weinbedarf selbst deckten durch eigenen Anbau und hoffe auch, daß der Wunsch Bismarcks: „Der Wein solle das Nationalgetränk der Deutschen sein,“ sich noch erfüllen wird.

Neben den Weinbergen läuft noch eine alte Bezeichnung her, die ohne Deutung ist, es sind die überall in Schlesien auftretenden Finkberge. Meist sind es ebenfalls in sonniger Lage gelegene Sandhügel.

Ich glaube auch sie waren in der Urzeit Weinberge. Die slavische Einwanderung kürzte den Namen Vinica wohl in Vinc oder Vinc, so erscheint wenigstens 1218 unter Nr. 199 die Stadt Winzig in den schlesischen Negeßen; dadurch wird es auch erklärlich, daß wir nicht nur Finkberge, sondern auch Finkhäuser, Finkfretschame u. s. w. haben.

Ich berühre noch den Trunk im Allgemeinen.

Es wird so viel gesprochen und geschrieben vom deutschen Trunk. Da ich fast gar nichts trinke, mich aber stets mit der Bevölkerung in Zusammenhang befand, so muß mir doch dieser Trunk besonders auffallen.

Wer waren denn die Männer, die zuerst dieser Leidenschaft erwähnten? Diodor v. Sicilien, ein Zeitgenosse Julius Cäsars spricht zuerst davon, daß die Deutschen die am rechten Rheinufer wohnten und die er Gallier nennt, den Wein leidenschaftlich liebten und daß bei ihnen griechische und römische Händler gute Geschäfte machten.

Der Zweite ist Tacitus, also beides Söhne eines warmen Klimas, in welchem die Natur weniger erregende Mittel fordert, wo man noch heute den Wein nur mit Wasser gemischt trinkt.

¹⁾ Beiträge zur Beschreibung von Schlesien von Friedrich Albert Zimmermann. Brieg 1783. IV. Bd. S. 268—274.

Auch in Süddeutschland ja selbst in Baiern, werden so schwere Biere gar nicht getrunken, wie sie dort für uns gebraut werden und gehen wir weiter nach Polen und Rußland, so finden wir, daß die dortigen Bewohner unter einem noch ungünstigeren Klima viel größere Mengen weit schwererer Getränke ohne Nachtheil vertragen. Und noch weiter hinauf sind die Menschen genöthigt zur Thranflasche zu greifen, um sich zu erwärmen.

Hätte ein Pole oder Russe über den deutschen Trunk geschrieben, dann würde er die Deutschen als sehr mäßig, vielleicht als Stümper im Trinken bezeichnen, während sie die Herren Südländer als unmäßig schilderten.

In Wirklichkeit finde ich die Sache so: Gepflegt wird der Trunk und bis zum Uebermaaß gesteigert gerade da, wo es nicht sein sollte, auf den Hochschulen, theils aus übersprudelnder Lebenskraft, theils aus mangelnder Gelegenheit zu größeren Thaten.

Die irrige Vorstellung vom Trunk der alten Deutschen verleiht diesem eine Art Nimbus und begeistert die jungen Germanen auf diesem Pfad den Spuren der Väter zu folgen.

Anderer standhafte Verehrer findet der Trunk namentlich nach großen Kriegen bei alten Soldaten.

Uebermäßige körperliche Anstrengungen veranlaßten gerade den Schwachen nach öfterer Stärkung zu suchen, bis sie ihm unentbehrlich wurde.

Er wird ferner hervorgerufen bei den armen Klassen des Volkes, welchen für die an sie gestellten körperlichen Forderungen, die kräftige Nahrung und schützende Kleidung fehlt und die Beides durch innere Erregung ersetzen. Daraus entwickeln sich Gewohnheitstrinker die auffällig werden, sobald sie die körperliche Kraft mit der Jugend verläßt.

Das Alter fordert irgend welche Stärkungsmittel, aber sie verwandeln sich bei geschwächtem Körper leicht in das Gegentheil.

Die große Masse des Volkes aber, vor allem die auf dem Lande, lebt so mäßig, daß jeder Gewohnheitstrinker verachtet und gemieden wird.

Daß es aber schon in der Urzeit so war, darüber giebt uns die ältere Edda unumstößlich Zeugniß. Es heißt da:

Gerroth du Trunkner, was trankst du dich voll?

Nun bist du gebracht um Vieles:

Mit Grimms Gunst verging dir die Huld

Der Walhallgenossen und Wodans!

(Er war also als Trunkener auch im Himmel verachtet.)

In den Lebensregeln der Edda heißt es unter Nr. 3:

Man halt an den Meth sich, halt aber Maaß,
 so schwagt man und schweigt, wie es nöthig;
 und ziehst du zur Ruh dich zeitig zurück,
 wird Keiner das dir verdenken.
 Nicht so gut ist dem Menschen der Meth als man glaubt,
 und die böseste Wegkost wählte,
 wer sich betrinkt! Jedweder Trunk
 stiehlt ihm ein Stück Verstandes.

Wir sehen hieraus, daß die Urväter über das Trinken und Betrinken gerade so dachten wie wir.

Grenzen der Stämme, ihre Namen, Religions- und Lebensverhältnisse in der Urzeit.

Wo in frühester Zeit die Menschheit beginnt sich in Stämme und Völker zu gliedern, da tritt das Verlangen nach gegenseitigem Schutz durch Bündnisse hervor, und die Wilden in Afrika besiegeln einen solchen Bund noch heute mit dem in den Trank gemischten Blut.

Bis in diese ferne Zeit reichen auch für das deutsche Volk die Erinnerungen der Edda.

„Gemahts dich nicht, Wodan? Wir mischten vor Zeiten doch
 Beid' unser Blut?

da schworst du niemals zu nippen am Trank,
 der nicht Beiden gebracht war.“ (Seite 103.)

Diese Stelle kann man als das früheste Zeugniß deutscher Stammesbildung betrachten, dort hatte sich die Gliederung der Stämme schon vollzogen, von dort ab zog wohl jeder Stamm die schützenden Wälle um sein Gebiet.

Betrachte ich nun die Zeugen dieser ältesten Stammesgruppen, wie ich sie als Grenzwälle in Hessen und Schlesien unter den verschiedensten Namen wie Landwehr-, Lampertsche-, Tottern-, Schweden- und Drei-gräben u. s. w. finde, so gelange ich zu dem Schluß, daß das Gebiet der ältesten deutschen Stämme ein recht kleines war. Stellten sie sich zur Stunde der Gefahr unter die Führung eines Stammes oder hervorragenden Mannes, dann erscheinen sie alle unter dessen Namen, dadurch

wird es unmöglich, die Grenzen des als groß und mächtig geschilderten Stammes zu bestimmen, dadurch verschoben sich aber auch die Namen, und wenn plötzlich ein Stammname auftrat, der vorher gar keinen Klang hatte und zum Gesamtnamen wurde, so hat das nichts Auffälliges.

So erklärt sich auch die Stelle in Tac. Germ. Satz 2, daß die Deutschen den Namen Germaner vorfanden, die Uebersetzer Osiander Tafel und Schwab erklären das für eine verzweifelte Stelle, sie ist im Gegentheil sehr klar.

Als 1870 alle Deutschen unter Preußens Führung nach Frankreich kamen, da fragten die Franzosen nicht: Wer ist Lippe-Detmolder, Neusser, Bücheburger zc., sondern sie benannten uns alle als Preussiens und — Bismarcker.

Diese beiden Namen fanden wir vor und anders ist es ehemals auch nicht gewesen.

Ueber die Größe der einzelnen Stammesgebiete giebt uns die ältere Edda einen Fingerzeig. Was sie Edlinge nennt, das sind die heutigen Fürsten, nun sagt sie von Fring, dem Stammvater derselben,¹⁾ den sie als Muster aufstellt: „In achtzehn Burgen gebot er einzig;“ da das als etwas Großes hingestellt ist, so muß man annehmen, daß seine Standesgenossen über viel weniger geboten. Einen Beleg hierfür finde ich z. B. am Bilstein an der Werra am Höllenthal, dort heißt es, daß dem Grafen alles Land gehört habe, soweit er es von der Burg sehen konnte, es sind auffälliger Weise auch 18 Dörfer, noch auffälliger ist es, daß der Berggrücken zwischen Sooden und dem Bilstein „der Thring“ heißt, so wie der 18 Burgen besitzende Stammvater der Edlen. An anderen Orten z. B. von den Besitzern der Boyneburg im Ringgau westlich Netra heißt es, daß sie nur 6 Dörfer übersahen und als ihr Eigenthum bezeichneten. Selbst drei Güter müssen schon als ausreichender Besitz eines Gottes (Fürsten) gegolten haben, denn im Götterzank (ältere Edda Seite 67) ruft Harbart als Fährmann dem Donner zu: Du siehst mir nicht aus, als ob du drei Güter besähest zc.

Welche Ansichten über die Größe der Länder überhaupt noch in viel späterer Zeit vorwalteten, davon finden wir einen Beleg im Leben des hl. Bonifacius 7, in einer Sage über die Ungarnschlacht.

Ein alter Ritter sagte: Herr, das Land Düringen ist 12 Meilen lang und breit, ist beschloffen mit zwei Wässern und mit zwei Wäldern

1) Ältere Edda in der Entstehung der Stände. S. 166.

und es ist das beste Land in allen Welten, das man möchte finden in solcher Größe.

Die ältere Edda giebt uns aber auch einen Nachweis über die Kenntnisse und Beschäftigungen dieser Herren, da heißt es: ¹⁾

Schilde schwingend, Schäfte brechend,

Pfeile schießend, Pferde zähmend; (also zuerst Krieger.)

ja, an einer anderen Stelle der Edda heißt es:

. . . . ungeboren noch acht ich die Edeln

bestimmt zu dem Streite. (Seite 286.)

ferner:

Der junge König war kundig der Runen

aller vergangenen alten Zeiten, (also Schriftgelehrter)

hatte die Kenntniß, Kranke zu heilen, (Arzt)

Schwerter zu stumpfen, Stürme zu schwicht'gen, (Kenntniß

Feuer zu löschen, Vögeln zu lauschen, der Natur)

Seelen zu trösten, Sorgen zu lösen, (Seelsorger)

und von acht Männern die Muskelkraft.

(Er war also der die Hilfsmittel der damaligen
Technik beherrschende Baumeister.)

Erst nach einer Prüfung durch den alten Tring in allen diesen Fächern wurde ihm der Name Tring beigelegt. Derselbe entspricht daher dem alten Titel „Meister“ oder will man ihn in modernem Begriff auf die angeführten Wissenschaften übertragen, so ist er der Vorläufer der heutigen Doctorwürde.

Daß die Urväter ihre Bibliotheken besaßen ebenso wie wir, ergibt sich ganz klar aus einer Stelle der älteren Edda ²⁾, nur waren sie nicht von Pergament oder Papier, sondern bestanden aus schwachen oder starken Holzstäben. Die Beweisstelle lautet:

„Versteh mir die Runen, errath mir die Stäbe,

die stärksten Stäbe, beständigsten Stäbe;

Urredner rigte, Urgötter gruben,

Asenhaupt schnitt sie ein.“

Im weiteren Verlauf wird in den bezeichneten Versen angeführt, daß die fürstlichen Frauen die Trägerinnen der geschichtlichen Ueberlieferung im Volksliede waren, denn es heißt weiter:

Nun kenn ich die Lieder wie keiner der Männer,

und wie kein fürstlich Weib.

¹⁾ Entstehung der Stände. S. 166, 167.

²⁾ Wodans Runenkunde (Havamal Vers 139—165) S. 181 der Edda.

Auch die Königin Gudrun war kundig der Runen, sie sandte einen geschlitzten Stab an ihre Schwester, Hagens Frau und von dieser heißt es:

„Kostbare“ war ein kundiges Weib
 sie kannte die Regeln der Runenkunst
 da las sie die Stäbe beim Lichte des Feuers.

(Alte Edda Gudruns Rache Seite 365.)

Wir erhalten hierdurch allerdings ein anderes Bild der Urzeit als es Tacitus von der Beschäftigung der deutschen Edlen entwirft, die nur Kämpfen, Spielen, Jagen und Trinken konnten, das thun sie unter gegebenen Verhältnissen auch heute noch.

So lange unsere Söhne als Offiziere und Soldaten die Uniform tragen, da darf Herr Tacitus nicht bange sein, da werden sie ihm nach Mühen und Beschwerden ebenso fest den Becher kredenzen und mit fröhlichem Muths leeren wie die Urväter, aber sie haben auch etwas besseres gelernt und sobald sie zu friedlicher Arbeit zurückkehren, verstehen sie auch in ihrem friedlichen Beruf erstaunliches zu leisten.

Daß aber schon den Urvätern die Beschäftigung mit den höchsten Zweigen menschlicher Bildung gar nicht fremd war ergiebt sich daraus, daß sie schon die Nachtheile derselben kannten und vor ihnen warnten.

So sagt die Edda Seite 194:

Mäßige Weisheit wahre der Mann, er werde nicht allzuweise:

Wer, was er weiß, nur wirklich weiß, hats immer leicht im Leben.

Mäßige Weisheit wahre der Mann, er werde nicht allzuweise:

Des Weisen Herz ist wenig froh; er kennt dafür zu Vieles.

Mäßige Weisheit wahre der Mann, er werde nicht allzuweise:

Sorglosen Sinn hat ein Solcher allein, dem sein Schicksal dunkel u. s. w.

Um ein klares Bild der Urzeit zu haben ist es nöthig noch einen Blick in die Wohnung zu thun.

Daß die deutschen Großen ihre Burgen so reichlich ausstatteten wie es reiche Leute heute auch thun, das ergiebt sich aus der Edda. Es fehlte an nichts, vom feinen Gebäck im silbernen Körbchen bis zum perlenden Wein in goldener Kanne, und von der gepolsterten Bank bis zum Daunenbett und zum seidenen Kinderhemdchen. —

Außer der älteren Edda geben die alten Rechtsbücher, die bei den verschiedenen Stämmen die verschiedensten Verhältnisse oft recht eingehend behandeln, zur Beurtheilung der Vorzeit recht werthvolles Material.

So giebt uns das alemannische Gesetz einen Einblick in die Zahl des Gesindes und des Viehstandes der Herrnhöfe.

Es wird da ein Senneschalf genannt unter dem im Hause 12 Sklaven stehen, dann ein Marschalf der die Aufsicht über 12 Pferde führte, ein Koch der einen Gehilfen hatte. Jeder Kuhstall enthielt 12 Kühe und 1 Stier. Dem Schweinehirten ist ein Junge mit 40 Schweinen unterstellt, der Schaafhirte hütet 80 Schaafse.

Wir haben hier das Vorbild unserer heutigen Rittergüter, denn wenn auch nicht gesagt ist wie viel Kuhställe vorhanden sind, so bilden doch diese Angaben den Grundstock auf dem sich die Wirthschaft aufbaute, und der Koch mit Gehilfen und der Hausmeister mit den 12 Dienstboten lassen auf die Größe des Haushalts wie auch auf die Zahl der Unterkunftsräume schließen, die schon für gewöhnlich in den alten Ringwällen vorhanden sein mußten, und es erklärt sich wenn das Gesinde wie das Vieh die kasemattirten Wälle bewohnte.

Hier liegt der Schlüssel wenn Tacitus in seiner Germania Satz 20 sagt, daß die Deutschen nackt und schmutzig aufwachsen und daß sie unter dem Vieh auf demselben Boden leben, und wenn er im Widerspruch hiermit in Satz 22 anführt: Gleich nach dem Schlafe, den sie meistens bis in den Tag hinein ausdehnen, baden sie gewöhnlich warm zc. (Soweit haben wir es heute noch gar nicht gebracht.) Man hat eben zu unterscheiden zwischen den damaligen Herren und ihren Untergebenen.

Aus der Lage der Wohnungen kann ich nur schließen: der Herr in seiner von einem Wall geschützten Halle, also in seiner Wallhalle oder wie der Volksmund sagt „Walhalle“ wohnte gut, die Leute in ihren Wällen wohnten dagegen zwar warm aber arm, wie es in unseren heutigen Gesindehäusern noch bis vor kurzem der Fall war, erbärmlich.

Wenn nun der Volksglaube lehrte, daß, wer als Held im Kampfe falle, der komme da droben auch in eine Wallhalle, in der er alles das habe, was er hier auf Erden sah und was ihm begehrlieh schien; Jagen, Spielen, Trinken, Kämpfen und sich von hübschen Damen bedienen lassen, so ist es erklärlich, wenn die Gebildeteren diesen Glauben nährten und die große Masse des Volkes freudig dafür in den Tod ging.

Wenn ich es auch noch nicht als voll erwiesen ansehe, was Herodot und Didor von Sicilien berichten, daß das bei den Deutschen geschah, daß nämlich Zalmoxis, ein Schüler des Pythagoras, sich in einer irdischen Wohnung aufhielt, und nachdem er drei Jahre vom Volke todt geglaubt, aus derselben wieder hervorgekommen sei, um dem Volke die Wahrheit seiner Lehre von der Unsterblichkeit zu beweisen, so ist doch alles was wir aus der Vorzeit wissen darnach angethan, daß die

große Masse des deutschen Volkes wirklich an eine körperliche Fortdauer in Wallhalla glaubte.

Diese Seite der Urzeit ist traurig. Aber das harte Loos der großen Masse des Volkes wäre ohne diesen Glauben nicht erträglich gewesen.

Daß die reinere Gottesverehrung des gebildeten Theiles der Deutschen der Urzeit unmöglich auf Alle, und nicht auf die große Masse der Besiegten übertragen werden konnte, zeigen die Worte der Edda: (Seite 194)

„So klein wie der Sand so klein der Verstand
bei engbegrenzten Geistern;
nicht gleich wurden Alle mit Einsicht begabt,
verschieden ist Alles auf Erden.“

Die alten Fundamente der deutschen Nationalreligion sind ja unter dem über sie gehäuften Schutt noch völlig vorhanden. —

Als aber mit Einführung des Christenthums bei der großen Masse der alte Glaube an Wallhalle schwand, da schwand auch die urwüchsigte Kraft, die nach dem Plan des Weltlenkers erst gebrochen werden mußte, ehe sie veredelt von Neuem erstehen kann, um die ihr beschiedene Weltmission noch zu erfüllen.

Auf eines will ich noch verweisen:

Als edelster aller deutschen Stämme nennt Tacitus die Semnonen, (Germ. 39) zu ihm kommen die Gesandtschaften aller Völker von gleichem Blut. —

Hierher versetzte der Glaube aller Stämme die Wiege des Volkes, hier wohnte der Herrscher des Weltalls, der allmächtige Gott, dem alles Andere unterwürfig und dienstbar sei.

Hier war das Volk dem das Glück zur Seite stand, dessen Glieder hundert Gaue bewohnten und das als Haupt der Sueven galt.

Und wo ist der Wohnsitz dieses von dem alten deutschen Gott erwählten Stammes, wo hatten die vom Glück gesegneten Semnonen ihre Hütten?

Da wo heute sich wiederum das Haupt des deutschen Volkes befindet, da wohin heute wiederum die Gesandten aller deutschen Stämme wallen, da wo heute wiederum das Glück sich an die deutschen Fahnen heftet und von wo aus der Pulsschlag das ganze deutsche Volk belebt: **In der Provinz Brandenburg!**

Die germanische Bestattung der Todten.

Die Ansichten darüber, in welcher Art eigentlich die Bestattung der Verstorbenen bei unseren Vorfahren erfolgte, gehen auseinander, und doch besitzen wir in der älteren Edda die Grundlage zur Beurtheilung.

Man hat angenommen, die Edda entstamme selbst einer späteren Zeit, das trifft für einzelne Theile. In der Hauptsache ist sie das älteste deutsche Schriftstück. Es ergibt sich dies schon daraus, daß, während die ältesten Gesetzbücher, die dem vierten und fünften Jahrhundert angehören, die Zahl der Stände auf vier angeben, die Edda in ihrem ältesten Theil in der „Entstehung der Stände“ Seite 162 und 163 nur drei Stände nennt, Herren, Bauern, die gleichzeitig Wagen und Häuser bauen und Knechte.

Ich führe nun lediglich das Material an, wie es die ältere Edda bietet. ¹⁾

Brunhilde giebt ihrem Geliebten, dem bekannten Siegfried unter Anderem folgenden Rath:

„Das rath ich zum neunten dir: raff ihn auf,
 wo den Todten im Felde du findest,
 sei er gestorben siech, in der See,
 oder vom Eisen getroffen.
 Schütte den Hügel dem Hingeschied'nen,
 und wasch ihm Haupt und Hände;
 er ruh in der Kiste gereinigt, gekämmt,
 und selig sei ihm der Schlummer.

Also ein einfaches Begräbniß dem unbekanntem Todten, ganz so wie wir es heute auch haben.

Wodans Sohn Valder, der seiner Wunde erlag, wurde verbrannt. Seite 138 fragt Wadabrut: Was sagte Wodan dem Sohn, ehe er verbrannt ward, ins Ohr? Und in Schirners Werbung Seite 30 wird der Ring genannt, der verbrannt ward mit Wodans edelstem Erben.

Als Brunhildens Verlobter, Siegfried, sie vergessen und Gudrun geheirathet hat und von ihrem Bruder ermordet war, da faßt sie Verzweiflung, sie legt die goldene Brünne (das Panzerhemd) an, mustert

¹⁾ Ältere Edda, Uebersetzung von Hans v. Woltzogen. Leipzig bei Reclam. S. 312.

alle ihre Schätze, ruft ihre Dienstleute und fragt, wer von ihnen bereit ist, ihr in den Tod zu folgen.

Bezeichnend ist die Antwort, die diese geben:

„In Mangel wohl, möchten wir lieber leben;
doch Dienende soll'n nach der Sitte thun.“¹⁾

Sie antwortet:

Niemand soll zögernd und nur erzwungen
mir zu Liebe das Leben verlieren;
doch acht ich, es brennen mit euren Gebeinen
nur wenige Schätze, kein werthvoller Schmuck,
wenn einst ihr dahinfahrt, mich aufzusuchen! —

Nun begiebt sie sich zu ihrem wieder Willen geheiratheten Gemahl und hat mit ihm eine scharfe Auseinandersetzung.

Sie kündigt ihm in höchstem Zorn ein schimpfliches Ende, indem sie ruft: „Zur engen Wurmgrube wirst du geschleppt!“ —

Wir befinden uns also hier wohl in der Uebergangszeit, sie meint das christliche Grab.

Schließlich aber bittet sie ihren Gemahl, daß er auf einem freien Platz alle Vorbereitungen für ihr Begräbniß treffen möge.²⁾

„Eine Bitte will ich dich noch bitten,
es wird im Leben die letzte sein:
Hohe Scheite schicht im Felde,
daß wir alle droben ruhen,
die selber zu Tode mit Siegfried gehn.
Umhängt die Scheite mit Hüllen und Schilden,
und laffet die reichen Leichengewande,
die Menge der Todten mit mir brennen:
doch dicht mir zur Seite den deutschen Helben,
und dem zur Seite, dem deutschen Helden,
meine Knechte in kostbaren Ketten,
zwei ihm zu Häupten mit zwei Falken:
also ist Alles eben vertheilt. —
Zwischen uns liege die ziere Waffe,
das scharfe Eisen, wie einst es lag,
da wir Beide das Eine Bett bestiegen,
und man uns nannte Mann und Weib. —

1) Aeltere Edda. S. 325.

2) Aeltere Edda. S. 326.

So wird ihm des Götterthores goldberingter
 Flügel nicht auf die Ferse fallen,
 wenn mein Gefolge mit ihm zieht;
 denn es folgen ihm fünf meiner Mägde
 und acht meiner Dienstmannen edlen Geschlechts,
 erblich uns Hörige, einst mir Gespielen,
 die Botel mir seiner Maid, geschenkt.
 Nermlich nicht wird unser Auszug von Erden.

Jetzt fühlt Brunhilde den Tod nahen, die Wunden schwellen, sie
 starb also durch eigene Hand eines gewaltsamen Todes.

Ich habe die ganze Stelle ausführlich gebracht, weil sie für die
 Verhältnisse der Urzeit zu bezeichnend ist. Verlockend war es nicht, bei
 einer Königin Kammerherr oder Hofdame zu sein, aber auffälliger Weise
 sehen wir hier, daß es einer Königin gegenüber auch unter edlen Ge-
 schlechtern vererbte Hörige gab. Ich möchte glauben, sie waren Kinder
 besiegter vornehmer Feinde.

Die Ermordung Siegfrieds wirft nun immer weitere Schatten.
 Seine Wittve Gudrun wird 7 Jahre später von seinem Mörder dem
 König Etzel zur Frau genommen.

Es folgt eine Schilderung verschiedener Greuelthaten, von denen ich
 glaube, daß sie einer Feder entstammen, der daran gelegen war, das
 Heidenthum in voller Greuelhaftigkeit zu Ende zu führen. —

Für meine Zwecke hat nur das Folgende Werth.

In der scharfen Auseinandersetzung zwischen den Ehegatten ruft
 Etzel seiner Gattin zu:

„Gesteinigt lodre im Leichenbrande,
 dann hast du erstiegen, was stets du erstrebt!“ —

Gudrun erwidert:

Solche Sorgen sage dir morgen;
 edeler fahr ich an's andere Licht.

Etzel wird darauf im Bett von dem Sohne Hagens und unter
 Mithilfe Gudruns ermordet, im Verscheiden bittet er nur noch um ein
 ehrenvolles Begräbniß. Dies wird ihm zugesagt.

„Ich kaufe ein Boot, eine bunte Kiste,
 wächse das Linnen und wickle den Leib,
 beachte was Noth thut, als ob wir uns liebten.“ —

So versichert ihm Gudrun.

Hier ist eine andere Art der Bestattung; der vor den Augen der Welt in den Armen einer liebenden Gattin im Bett verstorbene König wird im Boot den Wellen übergeben.

Der Dichter läßt nun das Verhängniß seinen weiteren Lauf nehmen bis Gudrun beschließt aus dem Leben zu gehen.

Sie mustert im Geist alle Begebenheiten ihres Lebens, verweilt in Gedanken bei ihrem ersten Gatten Siegfried und bricht dann im Schmerz in die schönen Schlußverse aus: ¹⁾

„Viel Böses erlebt ich, viel Leid erfuhr ich!

Nun, Siegfried, lenk deinen lichten Renner,

Das dunkle Roß zum Ritte daher;

nicht Schnur oder Tochter triffst du hier

der (ich) Gudrun noch Schmuck verschenken könnte!

Weißt du noch, Siegfried, was wir uns sagten,

da wir Beid' auf dem Bette saßen?

Du wollest, Kühner, einst kommen von Hella

zu Mir, oder Ich von der Erde zu dir!

So sichtet, ihr Edeln, denn Eichenscheite,

Daß hoch sie sich unter dem Himmel erheben:

Da laßt sie verbrennen, die leidvolle Brust,

Da schmelze die Flamme die Schmerzen im Herzen!“

Man sieht im Geist die Königin den Scheiterhaufen besteigen, fühlt die Andacht mit welcher die Sänger die Schlußstelle singen:

„Allen Helden bess're den Sinn,

Allen Holden hebe die Sorgen

der Leidenlösung letzter Sang.“

(Solche Stellen konnten einen Wagner wohl zu seinem Werk begeistern).

Wir finden also hier in einem und demselben Zeitraum, bei gleichgestellten Personen die verschiedenste Bestattungsweise. Brunhilde räth Siegfried den Todten im Sarg im Hügel beizusetzen, sie selbst wählt den Scheiterhaufen.

Ihrem Mann droht sie mit der engen Wurmgrube.

Einer etwa durch Steinwürfe getödteten Frau winkt die Verbrennung. Dem im Bett verstorbenen König Etel wird eine ehrenvolle Bestattung im Boot und Gudrun, die sich selbst den Tod giebt, läßt

1) Aeltere Edda. S. 384.

verbrennen die leidvolle Brust, durch die Flamme schmelzen die Schmerzen im Herzen und Standesgenossen sind es, welche die eichenen Scheite schichten.

Für die gewöhnlichen Krieger wird kein Platz im freien Felde zugewiesen worden sein, es findet sich darüber nichts. In den Wäldern aber finde ich zahlreiche Verbrennungsgruben und ich nehme an, daß der passendste Ort zur Bestattung des gemeinen Kämpfers der Wall war auf dem er stritt und den er im Tode noch mit seiner Asche deckte und dadurch für die Nachkommen heiligte.

Aus dem Voraufgeführten ergibt sich, daß die Germanen eine dreifache Bestattungsart übten, die nur nach der Todesart und dem Stande des Verbliebenen eine verschiedene war.

Dem Armen das Grab, dem Reichen die Versenkung in den Fluthen und dem als Held Gefallenen die Verbrennung. ¹⁾

Die Urnen. Dadsifas. Nimmidas.

Urnen zu suchen und zu beurtheilen ist nicht mein Fach. Wohl aber zu verzeichnen, wo ich sie finde, in diesem Sinne glaube ich, muß der Urnengräber und der Schanzensucher sich ergänzen, aber nie kann beider Thätigkeit von einer und derselben Person erfolgreich geübt werden.

Der Urnengräber kann im Umkreis seiner engeren Heimath sein Leben lang eine erfolgreiche Thätigkeit üben, der Schanzemann hat seinen Blick auf weite Gebiete und Länder zu richten; er hat den Lauf und Zusammenhang der Schanzen auf große Entfernungen zu ermitteln und kann sich mit Nachgrabungen nicht aufhalten, er muß sich aber wiederum auf den Urnenmann stützen. Dieser ist der Sesshafte, jener der Nomade.

Wenn ich mir nun eine Ansicht über Urnen erlaube, so steht es ja bei meinen Herren Collegen von der anderen Seite welchen Werth sie ihr beimeessen wollen.

Ich glaube, die Herren machen sich ihre Aufgabe zu schwer. Wenn ich die verschiedensten Urtheile höre, da schwirrt es durcheinander von

¹⁾ Es scheint wenig bekannt zu sein, daß die slavischen Frauen noch im 8. Jahrhundert den Scheiterhaufen bestiegen, wie ich am Schluß der Arbeit zeigen werde.

verschiedenen Perioden, Funden und Culturen, frühgermanisch, slavisch, spätgermanisch u. s. w. Betrachten wir das wirkliche Leben. Der reiche Mann und der Großgrundbesitzer schlürft heute seinen Mokka aus feinstem Meißener, ja selbst chinesischem Porzellan. Der Arbeiter unter ihm in der Kellerwohnung oder im Gesindehaus trinkt sein Cichorien-Wasser aus irdenem Töpfchen, das 3 Pfennige kostet. Zerbrochen aber wandern beide Geschirre in die Müllgrube. Ferner: der Allerärmste gelangt in einer Nasenquetsche, die dürftig mit Essig und Kienruß schwarz gestrichen, zur letzten Ruhe, der Reiche nimmt einen gefehlten Eichen-, Zink- oder Kupferfarg.

Zu welchen Schlußsätzen müßte wohl nach 1000 Jahren ein Forscher gelangen, wenn ihm alle Nachrichten über uns fehlten und er die Funde von Särgen und Scherben nach verschiedenen Zeitaltern und Völkern beurtheilen wollte?

So wie heute war es auch ehemals, der größte Reichthum und die tiefste Armuth wohnten dicht beisammen und niemals wird eine Dame der Urzeit gestattet haben, daß sie, oder eines ihrer Angehörigen in derselben plumpen Urne bestattet wurde, wie ihr Diener oder Sklave. (Siehe Brunnhilde in der Leichenverbrennung).

Nun denke ich nicht daran alle Urnenformen einem gleichen Zeitalter zuzuweisen, aber sie waren Handelsartikel, sie mochten kosten was sie wollten, der Reiche bezog sie, er mußte etwas besseres haben.

Ich meine daher, es dürfte sich empfehlen die Funde in erster Reihe nicht nach verschiedenen Völkern, sondern nach verschiedenen Ständen zu beurtheilen und dann erst die Völkerstämme folgen zu lassen.

Mit einem Gefäß haben sich die Forscher bisher abgemüht, es sind jene am Boden spitzigen Krüge mit sehr engem Halse.

In der Gegend von Dhlau im Dorfe Bergel finde ich eine alte Sage, daß dort einmal ein Graf Schmettau gewohnt habe und daß er seiner verstorbenen Tochter zu jeder Mahlzeit das Essen auf ihr Grab stellen ließ bis er inne wurde, daß der Todtengräber dasselbe stets genieße. Diese Sage muß sehr alt sein.

Nun finde ich aber auch in den Schriften des heiligen Bonifacius die Bestimmung: daß wer von den Todtenessen dem Verstorbenen einen Theil auf das Grab gestellt und gerufen hatte: „Dadsifas!“ solle mit fünf Jahren Buße bestraft werden. Zur Aufstellung des Essens auf ein Grab eignete sich am besten ein Gefäß, welches wie ein Pfahl mit Leichtigkeit in den Boden des Hügelg drückt werden und von

Thieren nicht leicht umgeworfen, des engen Halses halber aber auch nicht entleert werden konnte.

Der Ruf „Dadsifas“ erklärt sich leicht. Die römischen Priester verstanden kein Deutsch, den gehörten Zuruf nahmen sie als ein Wort; auch in der Abschwörungsformel ergiebt sich ganz klar, daß die Fragen schematisch nur nach der Aussprache, nach dem Gehör niedergeschrieben waren. Wer den schlesischen Dialekt beherrscht, versteht jene Sprache des 8. viel leichter als das Mönchsdeutsch des 14. Jahrhunderts.

Zerlegen wir den Zuruf volksthümlich in seine einzelnen Worte, so erhalten wir: da d(a)s is as (es), also: da das, iß es!

Es war also die Nachricht, man habe das Essen gebracht und er solle es essen.

Hierbei will ich mich zu einem anderen Zuruf wenden, der bisher keine Erklärung fand, wohl weil sie zu nahe liegt, es ist das Nimmidas.

Unsere Deuter haben bis zum gallischen Wort Nem (Wald) gegriffen, um eine Erklärung zu suchen.

Es heißt in den Schriften des heiligen Bonifacius: Wer irgend einen heidnischen Brauch getrieben, unter Bäumen geopfert, an Quellen Gelübde gethan oder gerufen Nimmidas, verfiel einer Strafe von fünf Jahren Buße.

Der Zuruf Nimmidas galt keinem Todten, sondern dem allwissenden Gott im Himmel. Wenn nun die gequälte Menschenbrust zum geheilten Eichbaum lief und händeringend da hinauf rief: Nimm mi das! so hatte sie nicht nöthig, dem Vater da oben zu sagen, welcher Schmerz sie drücke, er, der allwissende, barmherzige Gott wußte es ja. Hier ist die Erklärung der Stelle, wo Tacitus sagt, in ihren Hainen rufen sie jenes unerforschliche Wesen an, das nur ihr reines Gemüth erkennt. Ja „Nimmidas!“ dieser Nothschrei unserer Väter aus gepreßter Brust ist das einfachste und gewaltigste Gebet, das die deutsche Sprache kennt.

Erhaltung und Nutzbarmachung der Funde.

Die wirkliche planmäßige Forschung liegt leider in Schlesien sehr darnieder, vor Allem deshalb, weil die Einzelfunde immer nur als das Werk des blinden Zufalls betrachtet werden und nicht als die Ueberbleibsel eines ehemals hier heimischen Kulturvolkes.

Ich will hierbei die Frage berühren, wie der Vernichtung vorgegeschichtlicher Funde vorgebeugt werden kann. Wir haben in Breslau ein Alterthumsmuseum; alle bedeutenderen Funde sollen dahin wandern, aber sie thun es nicht. Eigentlich wäre das kein Unglück, wenn sie nur überhaupt erhalten blieben. Viele Sachen die in den dunklen Museumsräumen aufgespeichert werden, lagern dort ohne Nutzen. Das Museum ist nur zu bestimmten wenigen Stunden für 50 Pf. Eintrittsgeld zugänglich, das ist ein großer Uebelstand.

Die Museumsbeamten, die in diesen stockigen Räumen nicht zu beneiden sind, sind zwar redlich bemüht, durch Vorträge und in jeder anderen Art das Interesse anzuregen, aber dadurch wird doch höchstens eine regere Betheiligung für die Zwecke des Museums, eine größere Mitgliederzahl und höhere Jahreseinnahme erreicht. Von allen diesen Herren und Damen, die die Vorträge hören, oder das Museum besuchen, kommt aber nur ein verschwindender Bruchtheil in die Lage etwas finden oder vernichten zu können.

Der Arbeiter, der Knecht, dessen ein Loch tiefer gestellter Pflug ein Urnenfeld durchschneidet, die alte Mutter, die beim Kartoffelbau mit dem Grabseil den Steinhammer herausgräbt, oder der Tagelöhner, der beim Stöckeroden oder Drainiren die Bronzeringe findet, sie alle kommen nie in das Museum, sie aber sind die Leute die mit der Vorzeit in innigste Berührung treten. —

Die Museen haben meist schon Ueberfluß an Urnen und geringwerthigen Dingen, warum wird derselbe nicht an die Schulen der Dörfer und kleinen Städte abgegeben, dort kann sie Jedermann umsonst sehen und das Interesse nach größeren Schätzen läßt sich wach rufen.

Es ist ja bedauerlich, daß die Provinz Schlesien auch in Bezug auf das Museum hinter anderen Provinzen zurücksteht, daß dasselbe auf milde Beiträge angewiesen ist und die Eintrittsgelder nicht entbehren kann, während in anderen Provinzen der Eintritt unentgeltlich, Jedem von früh bis Abends frei steht.

Aber wie die Dinge einmal liegen, läßt sich nur dadurch der weiteren Vernichtung vorbeugen, daß den Leuten, welche im Schweiße ihres Angesichts die Erde bearbeiten, auf eine oder die andere Art Gelegenheit gegeben wird, sich mit den Schätzen der Vorzeit bekannt zu machen.

Werthvolle Funde mögen dann in das Museum wandern, aber für alle Dinge von geringer Bedeutung wird eine Mittheilung an die Museumsverwaltung genügen, sie selbst mögen Schaustücke der Gemeinden

bleiben und dadurch wird auch das Interesse anderer Personen mehr zur Anregung gelangen als es bis jetzt leider der Fall ist.

Unerkannt sind Ring- und Hundwälle noch vorhanden, oder doch erst seit wenigen Jahren beseitigt und noch zu ermitteln.

Bronzeringe und Urnen der verschiedensten Art werden überall gefunden, hier oder da wird einmal ein Schaufinden zu dem irgend ein bekannter Forscher geladen wird veranstaltet, so ähnlich wie bei Vereinsausflügen diese oder jene Stelle im Fluge gestreift wird, aber diese wissenschaftlichen Jagdzüge haben für die Sache selbst wenig Werth. Ja geräth dann hinterher irgend ein Sammler auf den vorgeschichtlichen Jagdgrund, so werden mit mehr Eifer als Geschick die seltensten Funde verstreut und vernichtet. Vor Allem schaffte man Interesse für die Vorzeit in den Schulen.

I.

Schanzen, welche gleichzeitig zum Schutz der Straßen und der Stammesgrenzen dienten.

Die Schanze auf dem Hartheberge bei Johnsbach östlich von Wartha.

Fig. 1.

Oestlich des Dorfes Johnsbach befindet sich auf dem 515 Meter über N. N. liegenden Berge, der in Wartha und Johnsbach Klapperberg nach dem Besitzer und in Gierichswalde, wo der Besitzer wohnt, Hartheberg genannt wird, eine kleine Schanze.

In Johnsbach konnte ich Niemand ermitteln, der sie kannte, sogar Leute, die viel im Walde beschäftigt sind, wußten nichts von ihr, trotzdem oder wohl weil sie hoch über ihren Häuptern liegt.

Von Gierichswalde von dem kleinen Häuschen, das am Fiebich (Viehtrieb) steht, führt ein Pfad bis zur Mitte des Berges, etwa 100 Meter unterhalb der Schanze, er heißt der Dragonersteig.

In Wartha wurde der Name mit den Schweden in Verbindung gebracht, in Johnsbach und Gierichswalde erhielt ich jedoch von den

ältesten Leuten die Auskunft, daß noch zur Zeit ihrer Großeltern dieser Steig von den Landdragonern benützt wurde, um die Bewohner von Jahnzbach, die Garn zum Verkauf spannen, unvermuthet zu untersuchen, ob sie das Garn über die Spille oder über das Rädchen spannen. Es war ihnen bei Strafe und Vernichtung des Spinnrades verboten, über das Rädchen zu spinnen und es kam vor, daß, wo ein Dragoner plötzlich erschien, das Spinnrad schnell ins Bett versteckt wurde, um es vor dem Zerschlagen zu retten und der Strafe zu entgehen.

Der Grund für diese Verordnung Friedrichs II. lag darin, daß das über das Rädchen gesponnene Garn nicht so fein, gleichmäßig im Faden und haltbar war, als das mit der Spille gesponnene. Die schleßischen Webereien sollten eine ebenso feine und gute Waare liefern als die englischen. Das Vorhandensein dieser Verordnung und ihre Begründung wurde mir auch noch von alten Leuten in Rannig, Kreis Grottkau, bestätigt. Der Dragonersteig, welcher der Polizei als Schleichweg diente, hatte demnach mit der Schanze auf dem Hartheberge nichts zu thun.

Sie besteht aus einem 2 Meter hohen Erdkegel der an der Sohle 17 und 16 Meter und an seiner mit einem geringen Aufwurf versehenen Oberfläche 10 und 11 Meter mißt und von einem 3 Meter breiten Graben und einem 1 Meter hohen, an der Sohle bis 7 Meter breiten, steil abfallenden Wall umschlossen wird. Sie ist ein Viereck, drei Ecken sind abgerundet. Von hier aus ist ein freier Ausblick nach Nord und West weit hinaus in das freie Land, sowie zu dem gegenüberliegenden gegen 40 Meter höheren Wartheberge und nach der am Fuß des Berges in südlicher Richtung nach Glas führenden alten Straße, die jetzt zwar auch noch befahren, aber mehr als Fußweg benutzt wird. Die Anlage auf dem Hartheberge zeugt von genauer Ortskenntniß.

Schanze auf dem Grundstück von Volkmer bei Gierichswalde.

Nördlich unmittelbar an Gierichswalde befindet sich auf einem gegen 30 Meter hohen Hügel eine Schanze, die der auf dem Hartheberge entspricht, nur daß sie bei 1 Meter mehr Höhe einen dementsprechend größeren Umfang hat. Eine Sage oder ein besonderer Name knüpft sich nicht an sie, sie ist sogar nicht einmal allen Nachbarnleuten, die am Ort geboren sind, bekannt, ich habe nach ihr lange fragen und suchen müssen.

Sie ist rings von höheren Bergen umgeben und auch ihr Zweck kann nur die Deckung der Straße nach Glas gewesen sein. Die Aussicht nach dem Hartheberge wie auch nach Osten ist frei.

Die Schanze an der Gbreschwiese im Ochsenbusch bei Gierichwalde.

Am östlichen Abhange des zwischen Gierichwalde und Heinrichswalde gelegenen Ochsenbusches befand sich bis vor etwa 20 Jahren eine viereckige Schanze, etwas größer als die in Gierichwalde bereits beschriebene, sie ist völlig geebnet und zu Acker gemacht.

Ein 75jähriger Mann in Gierichwalde kannte sie aus eigener Anschauung, ich habe nichts mehr davon entdecken können.

Aber Langwälle, etwa 1 Meter hoch, ziehen sich doppelt von Osten nach Westen in einer Länge von 500 Metern und verlaufen westlich in einer Wiese, östlich im Gehölz. (Fig. 2).

Als Lager für eine Truppe können sie nicht gebient haben, denn sie ziehen sich durch einen nassen Grund und liegen am Fuß des Berges.

Im Jahre 1813 beim Durchmarsch sollen die Russen in ihrer Nähe gelagert haben, die umliegenden Dörfer mußten das Essen fertig zubereitet zur Stelle tragen, wobei es ohne Gewaltthat an den Trägerinnen nicht abging. Ein solcher Nachkomme war mein Führer.

Groß kann die Zahl der Russen, welche als vorgeschobene Posten die Straße deckten, nicht gewesen sein und für sie lag kein Grund vor, Wälle und Gräben zu errichten, deren Spuren sich meilenweit verfolgen lassen, diese waren vielmehr schon viel früher vorhanden.

In einer Urkunde vom Jahr 1230¹⁾ verleiht Herzog Heinrich dem Kloster Ramenz 150 Hufen am Dorfe Banau vom herzoglichen Walde und was zu dieser Zahl fehlte, solle von der anderen Seite der Preseca genommen werden. Hieraus ergibt sich, daß dieser Grenzwall über den hinweg gemessen wurde, keine Bedeutung mehr hatte.

Das Land gehörte als Ganzes zu beiden Seiten der Preseca dem Herzog. Diese polnische Bezeichnung heißt Grenze.

Die Gegend um Wartha wird noch in einer Urkunde vom Jahre 1262²⁾ als „die Einöde“ bezeichnet, in welcher erst Dörfer zur Anlage gelangten; es lag also kein Grund vor zur Errichtung eines durch ein

1) Schleßische Regesten. Bd. I Nr. 351.

2) Schleßische Regesten. Bd. II. Nr. 1112.

einheitliches Besiſthum laufenden Grenzwalles. Seine Spuren leiten über den Burggrabenberg dem Lauf der Kreisgrenze folgend zum Kellerberg bei Heinrichswaldau.

Die Schanze auf dem Kellerberg ſüdlich von Heinrichswalde.

Fig. 3.

Auf der Kuppe des gegen 50 Meter hohen Berges zieht ſich eine Schanze von Südweſt im rechten Winkel nach Südost herum und beſteht nur aus zwei Flügeln von 60 und 20 Meter Schenkellänge.

Der Winkel iſt ſcharf abgerundet, während Dämme und Gräben durch Rodungen ſehr an ihrer Form gelitten haben. Der Wall iſt noch bis 3 Meter hoch und an der Krone bis 7 Meter breit.

An der Südſeite des Berges war anſcheinend keine Umwallung, aber der Herr Förſter und andere Leute berichten, daß ſich hier ein Keller befand, der von Steinen ohne Mörtel erbaut war. Die Steine wurden abgefahren, auf Funde hat Niemand geachtet. Von dieſem Keller erhielt der Berg den Namen. Am Fuß des Berges befindet ſich ein aus Steinen und Erde erbauter Teichdamm von 75 Meter Länge und bis 2 Meter Höhe.

Ein alter Weg der jetzt nur zur Ackerbeſtellung dient, zeigt die Richtung nach Glaß.

Eine Sage iſt nicht bekannt.

500 Meter von hier befindet ſich auf dem großen Glücklich

die Schanze im Ochſenbuſch bei Heinrichswalde.

Fig. 5.

Die Waldung heißt wiederum Ochſenbuſch. Glücklich heißt Ausſichtspunkt. Die hieſige Schanze iſt ebenfalls nur aus 2 Schenkeln gebildet, von denen der eine auf die Länge von 33 Meter von Süd nach Nord und der andere 20 Meter von Oſt nach Weſt herumführt, der Winkel iſt abgerundet. Der Wall iſt bis 3 Meter hoch und an der Sohle bis 7 Meter breit. Daran ſchließt ſich ein gleicher Graben der noch einen kleineren, ſteil abfallenden Außenwall hat. Anſcheinend war dieſes im Schutz des Berges liegende Schanzenwerk nie anders. Dieſe Schanze wird „an den Fuchslöchern“ genannt. 10 Meter

östlich erscheint die Spur eines ehemaligen Grabens, sie leitet gegen 110 Meter den Berg hinauf, aber die Forstkultur hat stark seine Spur verwischt.

Vom Ende dieses ehemaligen Grabens gegen 30 Meter östlich, finden sich die Spuren eines bis 65 Meter langen Walles mit einer bis 7 Meter breiten aber nur noch bis 0,50 Meter tiefen Grabenspur.

Während sich diese Reste unter der südlichen Kuppe langaus ziehen, biegt eine Fortsetzung nach Südwest herunter, so, daß nur angenommen werden kann, es habe sich an dieser Stelle eine große viereckige Schanze mit abgerundeten Winkeln befunden, die durch den bereits besprochenen Langwall mit der tiefer liegenden Schanze in Verbindung stand.

Der älteste Einwohner von Heinrichswalde, ein Mann von 86 Jahren, der noch seinen am Nordabhange des Gücklich gelegenen Acker grub, also noch genügend kräftig und bei gutem Gedächtniß war, sagte mir, daß sich früher am Berge in der Richtung nach dem Paßberge ein hoher Wall mit tiefem Graben befunden habe, aber schon von dem zweiten Vorbesitzer geebnet worden sei. Dieser Wall war nur die Fortsetzung des alten Grenzzuges. Weiteres über diese Schanzenreste hätten seine Großeltern auch schon nicht gewußt.

Auf der Kuppe des Gücklich, von wo die Aussicht zur weiteren Ferne reicht, ist keine Umwallung, sondern nur ein kleiner ebener Raum auf dem ein Wachthaus gestanden haben kann, während die wirkliche Verschanzung vom Berge geschützt auf der Südseite lag.

Die Schanze auf dem Vogelberge.

Fig. 4.

Südwestlich von Follmersdorf auf dem 719 Meter über N. N. liegenden Vogelberge befinden sich zahlreiche Reste einer ehemals großartig angelegten Verschanzung. Bis 12 Meter breite ebene Wallwege leiten zu der Kuppe des Berges hinauf.

Bis 3 Meter hohe, an der Sohle bis 15 Meter breite geschüttete Steinwälle die nach außen steil abfallen, schützen die dahinter liegenden Gänge, an die sich lange bis 20 Meter breite geebnete Flächen schließen.

Etwas 20 Meter unter der Kuppe des Berges befindet sich auf der Südostseite eine abgeflachte Stelle von 50 Meter Länge und bis 20 Meter Breite, die von einem bis 25 Meter breiten und bis 50 Meter langen Steinwall umschlossen wird. Hier war augenscheinlich die eigentliche

Verschanzung, während auf der Kuppe des Berges nur ein Wächthaus gestanden haben kann.

Die ganze Anlage gleicht der des Dinsberges bei Gießen und der der Altenburg bei Niedenstein in Hessen.

Gewaltige Kräfte haben hier das Werk der Zerstörung vollführt.

So wie heute die mit Pulver gesprengten Wälle und Kasematten einer Festung ein graufiges Bild der Zerstörung bieten und jeden ferneren Aufenthalt unmöglich machen, so hat auch hier ein siegreicher Feind die Felsstücke der Steinwälle über den ehemaligen Ringplatz und über die Wallgänge geschleudert, daß ein fernerer Aufenthalt unmöglich wurde und was er nicht zwang, das vollbrachte die Natur.

Wo die Hand des Menschen sich mühte, gewaltige Felsblöcke zusammen zu tragen und als Schutzwall dürftig mit Erde zu verbinden, da wuschen gewaltige Regengüsse dieselbe wieder heraus und brachten die Felsen ins Weichen.

Himmelanstrebende Baumriesen sprengten im unaufhaltsamen Wuchs mit ihren Wurzeln den Wall und warf der Sturm sie selbst den Berg hinab, da rissen sie große Massen des Walles im Fall mit in die Tiefe und so bietet der ganze Vogelberg ein graufiges Bild der Verwüstung.

Von dem Berge ist eine entzückende Aussicht nach den gesegneten schlesischen Fluren, die zur Zeit seiner Herrlichkeit schon gut bebaut gewesen sein müssen.

An zwei Seiten des Berges führt die Straße nach Glas.

Diese Schanze weicht insofern von anderen ab, als sie nicht wie diese nur zur Zuflucht und zur Abwehr, sondern zum Ausfall und zum Angriff diente; in breiten Reihen konnten die Streiter auf- und abwärts in den Gräben hinter hohen Wällen ziehen, ganz so wie es auf dem Dinsberg bei Gießen der Fall ist.

Und so wie dort das ersichtliche Ziel der Römerwall bei Grünigen war, so führte hier das Thal von Follmersdorf als Ausfallspforte nach den tief da unten liegenden gesegneten schlesischen Fluren. Zu vollem Ernst stimmt die Betrachtung dieser Werke.

In der Bevölkerung lebt nichts über sie und die gewaltigen Männer die sie schufen, kein Name, keine Sage.

„De Terka sein uba gewasa!“ sagte mir ein hiederer Landmann den ich fragte, wer die Schanzen errichtet habe.

Ihre Anlage stammt aus der Urzeit wo unsere Väter bis in den Taunus und weiter gleich gewaltige Werke schufen.

Der Schwedengraben am Jauersberge und die Gräben von Rosenkranz nach Tannzapfen.

Vom Jauersberge in nordöstlicher Richtung zieht sich ein 3 Meter breiter, 1 Meter tiefer Graben, dessen Wallaufwurf sich auf der nordwestlichen Seite befindet, 13 Meter südlich des preussisch-österreichischen Grenzsteines Nr. 1123 bis an einen schroff abfallenden Felsabhang.

Der Sage nach haben die Schweden diesen Graben zur Vertheidigung angelegt, ich halte ihn für die vom Vogelberg herüberspringende alte Wehrlinie, welche ihre Fortsetzung in der, östlich der Heidelkuppe liegenden Pandurenschanze findet, gleichviel ob sie Preseca oder sonst wie heißt.

Nun fand ich aber auch nördlich von Rosenkranz an der Straße nach Weißwasser, unweit des ersten Waldwärterhauses, erst zwei durch einen 2 Meter hohen und an der Krone 3 Meter breiten Wall von einander getrennte Gräben, die bald rechts bald links neben der Straße herlaufen und von denen der eine stellenweise als Holzweg benutzt wird; bald aber treten 4 regelmäßige Gräben und Dämme bis über 3 Meter tief auf und ziehen sich ungefähr 2000 Meter weit bis dicht an das Waldwärterhaus bei Tannzapfen, wo sich noch 2 weitere Gräben finden die augenscheinlich Holzwege waren, von denen der, der Straße zunächst gelegene, früher überhaupt als Straße gedient hat. Die Anlage der anderen Gräben und Dämme ist eine planmäßig ausgeführte Arbeit, irgend welche Mittheilung über sie konnte ich jedoch nicht erhalten. Ich halte sie für nichts weiter, als die Fortsetzung der alten Grenz- und Schutzwehr, welche am Culengebirge herum läuft und die von Reichenstein durch den Grenzgrund gebildet wird, für die Fortsetzung der Preseca.

Die Pandurenschanze bei Ober-Gostitz und Alten-Goos.

Fig 6 und 7.

Östlich der Heidelkuppe, südlich des Hohenstein und des Saustein befindet sich am Schanzenwege, da wo dieser den schwarzen Graben überschreitet, 15 Meter südlich der kümmerliche Rest einer ehemals vier-eckigen Schanze mit abgerundeten Ecken.

Ein noch 1 Meter hoher 6 Meter langer Wall schließt sich an den Bergabhang, östlich fällt eine geebnete Fläche von 12 Meter Länge nach dem Wege steil ab und in einer Entfernung von 20 Metern zeigt wie-

der eine geebnete und nach dem Wege steil abfallende Fläche von 22 Meter Länge und 8 Meter Breite, daß sich hier eine Schanze von etwa 54 Meter Länge und gegen 10 Meter Breite an den Berg gelehnt hat. Vor etwa 30 Jahren wurde sie geebnet und es war nur noch zu ermitteln, daß ein eiserner Spieß dabei gefunden worden ist.

Der Schanzenweg, welcher vom Saufstein herumführt, ist nicht durch langen Gebrauch oder durch Regenwasser zu seiner jetzigen Tiefe bis $1\frac{1}{2}$ Meter gekommen, der auf der Ostseite aufgeworfene Steinwall bekundet vielmehr, daß er als gedeckter Weg geschaffen wurde und daß dies auch weiter abwärts bis zum Wehrgraben der Fall gewesen ist.

Weiter abwärts östlich des Weges finden sich in Abständen von etwa 200 Meter in den Berg eingelegte Vorsprünge, freie Plätze von 10 bis 20 Meter Durchmesser, die zwar jetzt mit Felsstücken durchsetzt sind, aber zu der Annahme führen, daß sie ursprünglich als Ausweichplätze für herauf- und herabkommende Gespanne angelegt worden sind.

Die Schanze am Wehrgraben.

Weiter abwärts, da wo der Schanzenweg den Wehrgraben durchschneidet, befindet sich nordwestlich des Grabens ein Vorsprung, dessen ebene Form unter der leichten Schneedecke, welche das Laub zusammendrückte, noch deutlich die ehemalige viereckige Schanze von 17 Meter Länge und 13 Meter Breite erkennen ließ.

Es war hier ehemals ein kleines Schanzenwerk wie zu Gierichswalde. Die Maaße und Formen stimmen überein, sobald der geebnete Wall abgerechnet wird. Reste eines Walles von 7 Meter, eines Grabens von 4 Meter und eines Vorwalles von 3 Meter lassen sich nach dem Hohlwege hin erkennen, nach Osten, nach dem Wehrgraben hin fällt die Böschung steil ab, während nach Westen nur eine schwache Grabenspur vorhanden ist, die ehemals die Schanze von der Berglehne trennt.

Ungefähr 500 Meter abwärts, dem Lauf des Wassers folgend, da wo sich der Wehrgraben mit dem schwarzen Graben zum Goosbach vereint, heißt die Thalschlucht „die alte Goos.“ Hier soll vor Zeiten ein Dorf Namens alten Goos gestanden haben, das in einem Kriege

vernichtet wurde und dessen Name sich auf die spätere Ansiedelung Gostitz übertragen hat.¹⁾

Der Schanzenweg und die genannten Schanzen sind nur eine Fortsetzung des Grenzzuges. An der Hirschkuppe muß eine Verbindungsschanze liegen, ich konnte jedoch des auf den Bergen liegenden Schnees halber sie nicht suchen.

Die sieben Kreuze im Walde bei Weisbad.²⁾

Fig. 8.

Ungefähr $\frac{1}{2}$ Meile südlich der Schanze an dem Wehrgraben steht auf einem nur einige Meter hohen Bergabhange unter der Hirschkuppe ein steinernes Kreuz, das aus einer 15 bis 25 Centimeter starken Steinplatte ursprünglich glatt bearbeitet gewesen ist und nur durch gewaltsame Beschädigungen gelitten hat. Es ist in der Form der sogenannten Schwedenkreuze gefertigt, irgend ein Zeichen daran konnte ich nicht entdecken.

Da hier der erste Fall vorliegt, wo ein Steinkreuz mit der alten Grenz- und Wehrlinie in Verbindung tritt, so habe ich nicht nur das Kreuz skizzirt, sondern auch kein Mittel unverzogen gelassen die zu Grunde liegende heroische Sage möglichst genau zu ermitteln.

Das Kreuz steht mit der schmalen Seite nach dem Wege. Verfolge ich diesen Weg südwestlich, so zweigt er etwa 200 Meter weiter nach einem Hohlweg ab, der steil einen Hügel hinauf führt. Ueber diesem Hohlweg nach Osten befindet sich im dichten Gestrüpp ein Graben, der Aufwurf desselben liegt nach Westen. Dieser Graben zieht sich auch

¹⁾ Gostzeczna (wörtlich Gastfrei) ist der älteste Name des heutigen Dorfes Gostitz. Am 1. Januar 1374 wird ein neuer Brief über die Scholtisei ausgestellt, wonach 7 Hufen, 2 Mühlen und 1 Kretscham dazu gehörten. Cod. Dipl. XIV. Bd. A. 210.

Die österreichisch-preussische Grenze durchschneidet das Dorf.

²⁾ In der Bevölkerung besteht der Glaube, daß wer zu den sieben Kreuzen gehe, verlaufe sich. Meinem Begleiter wurde früh beim Aufbruch in Ober-Gostitz eine solche Warnung mit auf den Weg gegeben, ohne daß ich den Grund kannte. Ungefähr 40 Schritt vor den sieben Kreuzen bogen wir statt links, rechts ab und liefen $\frac{3}{4}$ Stunden im Kreise herum, bis ich plötzlich vor dem Kreuz stand. Mein Begleiter war seit vielen Jahren nicht an der Stelle gewesen, damals war das Holz eingeschlagen, jetzt ist der Ort dicht bewachsen, daher der Irrthum; aber der Glaube an das Irrföhren hat durch diesen Umstand neue Nahrung erhalten.

auf der Höhe südöstlich weiter und auf dem Hügel befindet sich in einer Entfernung von gegen 50 Meter ein zweiter tiefer Graben, der seine Richtung nach dem Hohlweg nimmt, dessen genaue Verfolgung aber durch das mit Dornen durchrankte Dickicht beeinträchtigt wird.

Diese Gräben bildeten die Fortsetzung des alten Grenzzuges. Von den „Sieben Kreuzen“ nordöstlich führt erst ein Graben, dann treten zur Rechten 3 Wälle und Gräben und 2 Hohlwege und zur linken erst ein, dann zwei und zuletzt drei Gräben auf. (Fig. 9).

Sie umschließen im abgerundeten Viereck einen Raum von circa 140 Meter Länge und 52 Meter Breite. Soviel auch im Laufe der Zeit diese Anlage durch Eingriffe aller Art gelitten hat, soviel auch die als Hohlwege benutzten Gräben zur Veränderung des Aussehens beitrugen, so ist doch ersichtlich, daß ihre Anlage nicht dem Zufall ihre Entstehung verdankt, sondern planmäßig von Menschenhand zu Vertheidigungszwecken und als Grenze geschaffen worden ist. Die Bevölkerung hat keine Benennung für sie, sie hat sie nie anders gesehen und sich nie etwas dabei gedacht. Diese Gräben finden ihren Auslauf im Rückengrund, den das sogenannte „Roths Wasser“ durchfließt und etwa $\frac{1}{4}$ Meile nördlich von Jauernig treten die Berge noch einmal so dicht aneinander, daß sie das Thal, das den Namen „Todtenwiese“, auch „Schutzengel“ (nach den dort befindlichen Bildern) führt, wie einen Kessel einschließen.

Nun erklären die ältesten Leute, die den Ausgang des Thales beherrschenden Berge seien von den Schweden besetzt gewesen. Es sei zum Kampfe gekommen, der Gegner habe sie in das Thal hinabgeworfen und das Blut sei so reichlich geflossen, daß der klare Bach davon roth gewesen sei und seit jener Zeit den Namen „rothes Wasser“ führe.

Ich habe auf den Höhen von etwaigen Schanzenresten nichts finden können, soviel aber erkannte ich, daß wenn es hier einem Angreifer gelingt den Gegner von zwei Seiten hinab ins Thal zu werfen, daß dann kein planmäßiger Kampf mehr möglich ist und nur ein Morden an seine Stelle treten kann.

Nun mag die Sage von den sieben Kreuzen folgen:

In einem fürchterlichen Kampfe auf der Todtenwiese, mußten die sieben Fürsten die das Heer anführten, fliehen. Sie gaben Alles für verloren. Sie erkannten, daß sie ihr Volk ins Unglück geführt hatten; sie wollten alle Schuld auf sich nehmen, ihrem Volke den Frieden geben und sich selbst richten; der Sieger aber solle nicht über sie triumphiren,

sie beschloffen rasch, das Loos solle bestimmen wer von ihnen die anderen sechs erstehe und zuletzt sich selbst. Es traf den Jüngsten von ihnen.

Dieser Beschluß wurde rasch ausgeführt und an der Stelle wo jetzt noch das Steinkreuz steht, fanden die nachstürmenden Sieger die sieben Helden im Verscheiden. Der Frieden kam dadurch zu Stande und an dieser Stelle wurden sieben Steinkreuze errichtet.

Später wurden die Kreuze fortgenommen, aber das eine kehrte immer wieder; der Platz heißt noch „zu den sieben Kreuzen.“

Nachträglich erfahre ich, daß sich im Thal an der Todtenwiese ein Hügel befinden soll, in welchem die erschlagenen Kämpfer beerdigt wurden.

Entweder ist dieser Hügel geebnet, oder er liegt im Gesträuch und ist mir entgangen.

Dieser ganze Vorgang sieht doch nur deutschen Necken ähnlich.

Nachdem ihre Beste gefallen war, durch die jetzt die beschriebenen Hohlwege heraufführen, blieb ihnen nichts anderes als der Tod.

Wenn nun die Sage weiter berichtet, die Kreuze seien hier fortgenommen worden, so kann das wohl nur durch die Angehörigen geschehen sein, welche die Leichen und die Kreuze nach der Heimath überführten. Aus den Orten wo sich diese Kreuze befinden, würde sich auf die Heimath schließen lassen.

Die Sage nennt Wartha, Frankenberg, Weißwasser und führt weiter aus: Die drei Kirchen zu Weißbach, Gostitz und Zauernig sind zu einander in grader Linie erbaut, (das stimmt auch nach der Landesaufnahme von 1885). Da wo sie stehen, befanden sich früher drei heidnische Tempel, es waren drei Schwestern, welche diese drei Kirchen erbauten und auf jeder dieser Kirchen befindet sich ein Kreuz von den sieben Kreuzen.

Nun liegt doch der Schluß nahe, daß wenn jede dieser Kirchen mit einem jener Kreuze gekrönt ist, so müssen die Erbauerin in Beziehungen zu den Gefallenen gestanden haben, sonst hätten sie wohl einen anderen Schmuck für ihre Kirchen gewählt und wenn die Ueberführung der Kreuze oder ihre Verwendung auf den Kirchen vielleicht erst in späterer Zeit erfolgte, so muß doch die Ueberlieferung in den Familien noch vorhanden und die Triebfeder zur Ueberführung oder Verwendung gewesen sein. Die Getödteten mußten also den Geschlechtern dieser Gegend angehören. Schon die Angabe, daß die Kirchen an Stelle der heidnischen Tempel errichtet wurden, weist in die Urzeit zurück und die Sage von den Schweden fällt durch sie von selbst.

In Zauernig erhält die Sage dadurch eine Bestätigung, daß sich östlich der Kirche im Pfarrgarten noch jetzt eine Heidenschanze befindet.

Schanzen im Dorf Zauernig.

Fig. 11.

Im Pfarrgarten zu Dorf Zauernig nordöstlich der Kirche, liegt von einem bis 10 Meter breiten und bis $1\frac{1}{2}$ Meter tiefen Graben umschlossen, ein Schanzenwerk, das aus drei Theilen besteht.

Der nach Nordost gelegene größere Theil ist verrundet und umfaßt einen freien Ringplatz von 40 Meter Länge und 20 Meter Breite.

Südwestlich schmiegt sich eine etwa 1 Meter tiefer liegende Schanze die zum Viereck übergeht im spitzen Winkel an den größeren ovalen Wall.

Hier von wiederum getrennt und doch durch den gemeinsamen Hauptgraben umschlossen, erhebt sich eine um etwa einen Meter höher liegende viereckige Schanze von 14 und 17 Meter oberem Durchmesser.

Westlich zeigen sich die Spuren eines bis 7 Meter breiten, gegen 0,50 Meter über dem Gartenland erhabenen geebneten Langwalles, welcher sich von Südwest nach Nordost zieht.

Nordöstlich von dem höchst gelegenen viereckigen Schanzenkegel zeigt sich auf der Sohle des Wallgrabens eine etwa 0,30 Meter hoher Streifen, der sich einige Meter lang hinzieht und an dieser Stelle sollen die Schweden begraben liegen.

Es erscheint sehr wahrscheinlich, daß in irgend einem Kriege hier ein Massengrab in dem Wallgraben gefertigt wurde, aber der erste Blick zeigt, daß dasselbe mit der Schanze selbst nichts gemein hat.

Die alten Schanzenbauer arbeiteten sehr fest und sehr sauber, die Ecken sind so schön verrundet, die Flächen so glatt, daß wo nicht gewaltsame Zerstörungen eintraten, der Zahn der Zeit wenig an ihnen vermocht hat.

Dieser angebliche Grabhügel hat unregelmäßige Formen und ist nicht mit der den Schanzen eigenen Sorgfalt gefertigt.

Funde konnte ich nicht ermitteln, die Bevölkerung scheint hier oft gewechselt zu haben. Zauernig wird zuerst im Jahr 1200 als Zanoravo im Besitz der Kirche von Hohen-Poseritz genannt und gehörte 1250 zum Sandstift Reg. 71a 722. Die Sage aber bewegt sich in der Zeit der Riesen und Drachen.

Die Schanze im Garten des Bauer Schrenkenbach.

Fig. 10.

Gegenüber der Schanze im Pfarrgarten auf der südwestlichen Dorfseite nur durch die Straße und den Bach getrennt, befindet sich im Garten des Bauer Schrenkenbach eine viereckige Schanze mit abgerundeten Ecken, die von Südost nach Nordwest gehend im Innern einen freien Platz von 37 Meter Breite und 57 Meter Länge hat und deren an der Südostseite an der Sohle bis 16 Meter breite Damm noch bis 3,50 Meter hoch ist.

An der Südwestseite ist derselbe beackert, aber noch deutlich erhalten, an der Nordwestseite hat der Nachbar die Hälfte des Dammes abgefahren und an seiner Stelle eine Mauer errichtet mit der sich die südöstliche Hälfte des Dammes nun verbindet. An der Nordostseite sind die Gebäude bis zur Damm-Mitte errichtet und nach Südost hat der Besitzer einen Theil des Dammes abgefahren um eine bessere Ausfahrt zu erhalten.

Trotz dieser vielen Eingriffe ist der Damm an den Innen-Seiten gut erhalten und gewährt ein klares Bild der Schanze.

Es ist nichts über sie bekannt, nicht einmal einen Namen konnte ich ermitteln. (Die Rasenfläche soll früher als Bleiche gedient haben.)

Das Catarenlager bei Jauernig.

Fig. 12.

Nördlich von Jauernig zwischen hier und Hahnberg am Wege östlich, befinden sich vier bis 120 Meter lange, bis 5 Meter breite und bis 1 Meter hohe Wälle, welche durch abgerundete Wallreste an den Enden zu einem Schanzenwerk verbunden waren, das eine Fläche von etwa 8 Morgen bedeckte. Die Dämme sind theils noch mit Eichen bewachsen, beim Roden derselben finden sich kleine Hufeisen.

Die Schanze liegt in grader Linie zwischen Jauernig und dem folgenden Schanzenberg bei Hahnberg und gehört auch der Form nach zu diesem. Der Boden ist gut; das rothe Wasser läuft an der Nordseite vorüber. Sonst ist nichts bekannt.

Das alte Schloß im Kesselloch an der Ochsenweide bei Hahnberg Oesterreich-Schlesien.

(Die preußische Generalstabskarte nennt den Ort Hahnburg.)

Fig. 13.

Südlich von Fuchswinkel, zwischen dem „Weinhaus“ und Hahnberg befindet sich ein kleines Gebüsch und in diesem ein von starken Dämmen umschlossener Karpfenteich.

Bis zum Jahr 1867 befand sich hier ein alter Eichenwald, der von einem Breslauer Holzhändler niederge schlagen wurde.

Der heutige Karpfenteich hieß das Schloß, ein breiter Wallgraben umgab einen ungefähr 100 Meter langen und gegen 60 Meter breiten Ringplatz derselbe war vielfach zerrührt, vor allem in seiner Mitte, es hatte dort ein gemauerter Pfeiler gestanden, die Ziegeln dazu waren von sehr kleinem Format, sie waren sehr hart und wurden von einem Gärtnerstellenbesitzer abgefahren.

Bei den verschiedenen Arbeiten, welche in diesem „Kesselloch“ genannten Raum vorgenommen wurden, Rodungen, Lehmshachten zum Ziegelbrennen u. dergl. wurden verschiedene Topfscherben, sehr kleine Hufeisen und kleine hartgebrannte Thonkugeln gefunden, sie hatten ungefähr einen Durchmesser von 15 Millimeter.¹⁾ Ein bis 3 Meter hoher, an der Sohle bis 16 Meter, an der Krone 4 Meter breiter Damm zog sich nördlich über 400 Meter weit und in südlicher Richtung hatte er ebenfalls eine große Ausdehnung.

Dieser Damm staute das westlich herabkommende Wasser auf einer Fläche von ungefähr 240 Morgen.

Der Abfluß erfolgte auf der Südseite des äußeren Walles durch einen besonderen Graben. An den Hauptdamm, der gleichzeitig den Teich bildete, schloß sich ein innerer Ringwall und ein viereckiger in den Winkeln abgerundeter in seiner Gesamtausdehnung gegen 330 Meter langer bis 2 Meter hoher Außenwall.

Das Gelände, das dieser Außenwall umschließt, liegt über einen Meter tiefer als die vom Innenwall umschlossene Fläche, es war also leicht, diesen großen Raum beliebig unter Wasser zu setzen, die Hauptburg konnte dadurch ringsum unwässert werden.

¹⁾ Derartige Thonkugeln dienten nicht wie bisher angenommen wurde als Kinder-Spielzeug, sondern sie waren Schleudersteine.

General v. Peuser, das deutsche Kriegswesen der Urzeit. Bd. II S. 157.

Nach West, wohin sich die Wassermasse des Teiches etwa 400 Meter weit erstreckt hat, schloß sich ein anderer Teich und nach Südost zeigen ebenfalls die Spuren ehemaliger Dämme, daß sich ein gut angelegtes Teichsystem in dieser Richtung als Wehrlinie oder sichere Grenze angegeschlossen hat. Noch jetzt zieht sich die Landesgrenze hier vorüber. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß der gegen 900 Meter lange, bis 2 Meter hohe und an der Krone 3 Meter breite Damm in Fuchswinkel ehemals mit dem hiesigen Schanzwerk gleichen Zwecken diente und daß früher die Straße von Zauernig über diese Dämme führte. Vor etwa 12 Jahren ließ der Besitzer des Vorwerkes Hahnberg den Hauptdamm in der Mitte durchstechen, den Innenwall an der Ostseite schließen und das Wasser in den Wallgraben und den durch frühere Lehmschachtungen vertieften Innenraum des Schlosses leiten, um einen Karpfenteich herzustellen.

Die Verhältnisse haben sich dadurch in ihr Gegentheil verkehrt.

Da wo früher ein großer Teich seine Wasser staute, ist jetzt Ackerland. Da wo einst zum Kampf gerüstete Männer weilten, ist jetzt Karpfenteich, und nur zwei mit Birken und Sträuchern bewachsene Inseln ragen noch über die Wasserfläche hervor, und die Fläche, die der Außenwall umschließt und die ehemals durch ihre Wassermasse das Hauptwerk schützte, ist jetzt Gebüsch und Heimstätte für Hühner und Hasen.

Das alte Schloß im Stalleich unterhalb des Niederhofes in Gesäß.

Sowohl der Richtung als Entfernung nach mußte in Gesäß eine Schanze gelegen haben, sie ist auch vorhanden gewesen und hatte vor sich einen knieförmig gebogenen noch vorhandenen Teichdamm, über welchen die Straße führt. Die Stelle heißt das alte Schloß. Aus dem alten Ringwall muß sich später ein Mauerbau entwickelt haben, denn als man vor einigen 30 Jahren den alten Erdwall des alten Schlosses abfuhr, fand sich in ihm das Fundament eines viereckigen Thurmes und eines viereckigen Gebäudes, ob Mörtel dabei vorhanden war oder nicht so wie sonstig Weiteres, konnte ich nicht ermitteln. Gesäß wird im Meißner Lagerbuch vom 26. August 1291 als Geseze (Bohnitz) genannt. Im Jahr 1282 Szeszej.

Das Schloß am Buschalkenberge bei Alt-Patschkau.

In einer Entfernung von 1700 Meter östlich von Alt-Patschkau soll der Sage nach am Buschalkenberge ¹⁾ ein altes Schloß gestanden haben.

Gleichzeitig soll sich auf den Wiesen eine Stadt Namens Thäorn befunden haben und versunken sein.

Am nördlichen Abhang des Berges befindet sich jetzt an Stelle des Schloffes eine Kiesgrube.

Westlich zieht sich am Fuße eine kleine Wiese und ein schwacher Quell rieselt das Gefenke hinab.

An der Westseite der Kiesgrube zeigen sich schwache Reste eines bis 1 Meter hohen Dammes, an der Ostseite zeigt das erste Ackerbeet auf die Breite von 5 Meter eine um 0,50 Meter höhere Lage als die anderen und in den frisch aufgeackerten Furchen tritt rothe Branderde hervor. Es läßt sich nach diesen Spuren schließen, daß hier eine Schanze und Gebäude in ihr von etwa 25 Meter Breite und 46 Meter Länge sich an die Bergkuppe lehnten, die Gebäude verbrannten und der Schanzenrest wurde abgefahren, wobei nur kleine Hufeisen gefunden wurden. Nördlich des Berges ziehen sich von Ost nach West sumpfige Wiesen, auf denen die Stadt Thäorn gestanden haben soll. Westlich befinden sich die Dämme des Frauenteiches, welcher ebenfalls noch aus jener Zeit stammen soll, sie ziehen sich von Ost nach West auf eine Länge von 190 Meter und von Nord nach Süd auf eine Breite von 90 Meter im Viereck nach der Berglehne. Die Winkel sind abgerundet und bei einer Höhe von 0,50 bis 1 Meter haben sie eine Breite bis 7 Meter. Da die Dämme eine glatte Oberfläche besitzen, so kann eine Erniedrigung derselben durch Abfuhr nicht erfolgt sein, sie sind annähernd immer so gewesen.

Das Wässerchen, welches von den Wiesen herab, langaus durch den Innenraum fließt, liegt in gleicher Höhe mit seiner Sohle, es kann ihn also niemals bewässert haben, ein anderer Quell, der südlich den Hügel herabkommt, ist seiner ganzen Lage und Beschaffenheit nach, niemals im Stande gewesen, die große Teichfläche auch nur mit einem Wasserstande von etwa $\frac{1}{2}$ Meter zu versorgen.

¹⁾ Bošziada heißt der Wohnstz.

Nun kann ich mir nicht denken, daß Jemand ein Interesse haben könnte, für eine zeitweise Wasserlache von etwa $\frac{1}{2}$ Meter Tiefe, so lange Dämme aufzuführen, am wenigstens zur Fischzucht, da die nur 1400 Meter entfernte Neisse die Fische mühelos lieferte.

Ziehe ich aber in Erwägung, daß sich von hier in nördlicher und nordwestlicher Richtung in der Entfernung von nur $\frac{1}{4}$ Meile 3 Furthen durch die Neisse befinden und der Weg zu einer 4. in der Richtung nach Ottmachau zu gelegenen Furth, direkt am Fraunteich vorüberführt, so ist die Annahme wohl berechtigt, daß sich die alte Stadt Thäorn hier hinter den Wällen des Fraunteiches befunden hat.

Die Neisse hat ehemals höher gelegen, dies beweist ein südlich von Sarlowitz gelegener tiefer trockener Graben, der einen Hügel durchschneidet und in einen ebenfalls bei Sarlowitz gelegenen Teich das Wasser aus der Neisse geliefert hat, der Ueberlieferung nach zum Mühlenbetrieb, ehe die Mühlen in Ottmachau vorhanden waren. Jetzt liegen Graben und Teich trocken und höher als die Neisse.

Lag also die Neisse damals nur um 1 Meter höher als heute, so lag sie nur etwa $1\frac{1}{2}$ Meter tiefer als die Grundfläche des sogenannten Fraunteiches und das Außenland war Sumpf. Wenn nun auch die in ihm liegende Ansiedelung noch durch einen bis 1 Meter hohen Damm geschützt wurde, so ist es nichts ungewöhnliches, daß sich die Neisse durch Eis oder Hochwasser hoch über die Ufer ergießt und wenn bei einem solchen Anlaß das alte Thäorn in den Fluthen versank, so überliefert die Sage nichts unwahrscheinliches.

Nun drängt sich bei meinen Wanderungen mir vielfach die Ueberzeugung auf, daß die Grenzen unserer im 12. und 13. Jahrhundert angelegten Dörfer nicht dieser Zeit entstammen, sondern sich schon vorhandenen, einer viel früheren Zeit entstammenden Grenzen angepaßt haben.

Dieser Fall liegt augenscheinlich auch bei Alt-Patschkau vor. Als dieses Dorf die Feldmark des versunkenen Thäorn einnahm, baute es sich nicht an der gefährdeten Stelle, sondern auf dem Berge an, dadurch aber kam es in eine unrichtige Lage zu seiner Feldmark, dadurch ist es gekommen, daß die Aecker Alt-Patschkau bis an Patschkau heran reichen. Ja es lag sogar zwischen beiden Orten noch das Dorf Bogenau, das heute einen Theil der Obervorstadt von Patschkau bildet. Dasselbe wird Meißner Lagerbuch 45 und 78 noch 1372 und 1375 genannt. Von alten Leuten wurde mir versichert, nur weil das Dorf

Alt-Patschkau eine unrichtige Lage zu seiner Feldmark habe, sei bis heute die Zusammenlegung der Grundstücke nicht möglich gewesen.

Der kleine Quell am Buschalkenberge soll auch im Sommer frisches Wasser haben, nun warnt aber die Sage: Im Berge wohnt der Molch! Ist das Wasser klar so trinke, ist es aber milchig-weiß, so hat sich der Molch darin gebadet.

Die zweite Sage bezeichnet ein kleines Häuschen am östlichen Ausgang des Dorfes Alt-Patschkau als den Ort, wo in früherer Zeit die jungen Mädchen des Abends zum „Lichten“ zusammen kamen und spannen. Es war üblich, daß sich auch junge Burschen dort einfanden, unter diesen erschienen auch zwei sehr hübsche junge Leute von denen Niemand wußte, wo sie her waren, sie kamen oft und wurden gern gesehen. Da fiel eines Abends dem einen Mädchen ein Gegenstand auf die Erde, sie leuchtete mit dem Kienspahn darnach und sah zu ihrem Schrecken, daß diese jungen Leute Pferdefüße hatten; jetzt stoben die Mädchen auseinander, man wußte, daß es die Bewohner des Buschalkenberges und der alten Thäornstadt waren. (Also Heiden oder Teufel.) Alt-Patschkau wird von dem Thäornbach umflossen, der auf den Karten in Tarnaubach modernisirt ist.

Obige Sage weist auf die Uebergangszeit vom Heidenthum zum Christenthum.

Im slavisch-russischen Sprachschatz bedeutet das Wort Tarn eine Verschanzung aus Flechtwerk, einen Schanzkorb. Da die Slaven sonst die vorgefundenen alten Schanzen mit Grodczisko bezeichneten, der Name Tarn aber oft vorkommt, so müßte man annehmen, daß sie an verschiedenen Orten Verschanzungen vorfanden, die nur aus Flechtwerk bestanden, ein solches kann der niedere breite Damm am Frauentich getragen haben, sein Zweck wird dadurch erklärlich.

Das alte Schloß in den Dobschützen bei Alt-Wilmsdorf.

Fig. 14.

Der frühere Gemeindevorsteher von Alt-Wilmsdorf, Herr Thannhäuser, ist der Einzige in dortiger Gegend, der sich noch mit Sicherheit zu erinnern weiß, daß ihm in seiner Jugend von den damals ältesten Leuten die Leichwiese am Frauentich als der Ort bezeichnet wurde, an welchem in alter Zeit ein Schloß gestanden habe, das versunken sei.

Anderer Wälle als die am Fraunteich befindlichen waren damals auch nicht vorhanden.

Vor etwa 30 Jahren wurden in geringer Entfernung hiervon eine große Masse Urnen gefunden.

Es hat jedoch Niemand darüber weitere Untersuchungen angestellt.

Einige hundert Schritt südöstlich hiervon ist ein Nachbar mit dem Pfluge auf Mauerwerk gestoßen, es ist jedoch nichts bekannt, ob dasselbe mit dem versunkenen Schloß in irgend welcher Beziehung gestanden habe. Meine bereits entwickelte Ansicht, daß auch die alte Stadt Thäorn im Fraunteiche gestanden habe, erhält hierdurch eine neue Unterlage.

Das Schloß auf dem Buschalkenberge war nur das hochgelegene Außenwerk hierzu, da vom Fraunteich aus die Fernsicht fehlte. Die Namen aber: In den Dobschützen und am Buschalkenberg bedeuten für das alte Schloß dieselbe Stelle an und im Fraunteich.

Im Liber Fund. A. 225 wird ein Dorf Dobassowisz genannt, dasselbe erscheint im Meißner Lagerbuch E. 75 im Jahr 1437 als Dobischowitz.

Nach dem Visit.-Protok. v. 1580 zeigen die Leute von Wilmsdorf an, daß sie 5 Hufen 7 Ruthen haben, welche sie die Dobschützen nennen, seien außerhalb ihrer Grenzen gelegen und soll vor Zeiten ein Vorwerk gewesen sein.

Durch die Wall- und Mauer Spuren ist die Stelle und durch das dabei gefundene Urnenlager die Zugehörigkeit zur Heidenzeit klar gelegt.

Die Wiesen an der Meisse heißen heute noch die Dobschützen.

Die Trompeterlache am rechten Ufer der Meisse südlich Sarlowitz.

In Sarlowitz begegnet mir eine Sage, die auf den ersten Blick sinnlos erscheint. Ein tiefes Loch am rechten Ufer der Meisse führt den Namen Trompeterlache und von ihm wird erzählt, daß hier noch aus der Schwedenzeit ein Trompeter blase und wenn er geblasen habe, gleich wieder ins Wasser fahre.

Bei näherer Betrachtung erscheint die so alt vererbte Sage jedoch sehr leicht erklärlich.

Wenn die alte Straße, wie sich aus der Linie der Schanzen ergibt, von Jauernig über die Dobschützen herunter hier durch

die Furth in der Neisse ging, so mußten bei dem schnell wechselnden Wasserstand des Flusses auch Vorkehrungen zur Ueberfahrt bei höherem Wasserstande vorhanden sein, und ebenso wie in dem gegenüberliegenden Sarlowitz sich am linken Ufer der Neisse eine Schanze befindet, in welcher Fuhrwerke und Reisende die Ueberfahrt oder Durchfahrt abwarten konnten, mußte hier auch am rechten Ufer eine solche vorhanden sein.

Wenn nun den in Sarlowitz weilenden Reisenden die Ueberfahrt durch ein Horn oder Trompetersignal angezeigt wurde, wie es heute an ähnlichen Stellen durch ein Glocken- oder Pfeisensignal geschieht, so erklärt es sich, daß sich in Sarlowitz diese Sage erhielt, auch nachdem die Ueberschwemmungen längst die Schanze hinweggespült, an ihre Stelle ein Loch gesetzt hatten und die Kenntniß des zu Grunde liegenden Vorganges längst verschwunden war.

Von der Schanze habe ich nichts mehr ermitteln können.

Der Walberg zu Sarlowitz bei Ottmachau.

Im Garten des Wirthshauses und des Gärtners Leder befindet sich eine alte Schanze von abgerundetem Viereck, sie zieht sich von Südost nach Nordwest.

In einen unwallten Innenraum von 48 Meter Länge und 14 Meter Breite schließt sich ein Vorsprung von 7 Meter Breite und 15 Meter Länge in derselben Art wie im Pfarrgarten in Jauernig. Der kleine Wall ist ursprünglich höher gewesen und theilweise geebnet worden, dabei ist auch der beide Werke trennende Graben verfüllt worden.

Ein „Wal“ wie die Bewohner den Wallgraben nennen, umschließt beide Werke und nordöstlich befand sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Teich, in den das von Grädis herabkommende Wasser floß. Wiesen sind südlich an der Neisse, der Boden ist ein leichter Kornboden, ehemals war Wald hier vorherrschend.

Der Ringplatz und auch ein Theil des Walles ist zu Acker gemacht, ein besonderer Name ist nicht vorhanden, ebensowenig eine Sage.

Das Dorf wird als Sarnowiczi im Lib. Fund. unter 171 genannt. Die S. N. Nr. 1099 nennen es schon 1261 als Bischof Thomas um 20 Mk. Silber seine Scholtisei in Ellguth sammt drei Frei- und zwei Zinshufen an Peter Puzcowitz verkaufte und dabei ein altes Privileg über die Scholtisei erneuerte.

Die Schanze bei Gräditz. ¹⁾

Fig. 16.

Nur 2000 Meter nördlich von Sarlowitz und 500 Meter südwestlich von Gräditz befindet sich am westlichen Ausgang des „Grundes“, welcher sich als enge Schlucht von der Straße 500 Meter westlich zwischen dem Kiefer- und Grundberg entlang zieht, der Rest einer Schanze.

Ein Erdkegel von 5 Meter Höhe und 26 Meter Kronenbreite ragt auf eine Länge von 24 Meter in die Schlucht hinein, der westliche Theil lag auf dem angrenzenden Lande, er ist geebnet und zu Acker gemacht, aber die Einsenkungen der ehemaligen Gräben lassen seine Ausdehnung auf 28 Meter Breite und 49 Meter Länge erkennen, so daß die Gesammtlänge 73 Meter betragen hat.

Die Schanze liegt so verborgen, daß es schwer hält, sie zu finden.

Ein abwärts liegender Damm konnte das Wasser im Grunde beliebig stauen. Die Umgegend hat leichten Kornboden, Wald war früher vorherrschend.

Die Sage berichtet: Die Schweden mußten so schnell abziehen, daß sie die Kriegskasse hier vergruben. Sonst ist nichts zu ermitteln.

Der vorliegende Wachenberg trug jedenfalls den Aussichtsturm, da mir aber mitgetheilt wird, daß auch die Franzosen auf dem Berge ihre Posten hatten, so lasse ich ihn ohne Besprechung, obgleich ersichtlich ist, daß die Schanze nicht ohne diesen hoch gelegenen Posten bestehen konnte.

Das alte Schloß bei Willwösche. ²⁾

Zwischen Willwösche und Colonie Tschiltch fast in der Mitte, liegt am nördlichen Abhang eines flachen Hügels im dichtesten Gesträuch der Rest eines ehemaligen Ringkegels wie er unter der Bezeichnung altes Schloß noch öfters vorkommt. Er ist noch bis 3 Meter hoch, hat eine Länge von Ost nach West von 20 Meter und von Süd nach Nord von

¹⁾ Gräditz wird ziemlich spät, erst 1370 genannt, aber im Liber Fund. ist es unter Nr. 35 A 316 als Großziste aufgeführt, zählt 5 Mansos und hatte polnisches Recht, war somit schon alt vorhanden.

²⁾ Belaweczka und Belewiza nennt ihn das Lib. Fund. Der Name ist deutsch und polnisch und dürfte Wiesen bezeichnen mit weißen Blumen. (Weißfließ?) Geschichtlich wird der Ort erst 1362 erwähnt.

17 Meter, südlich läuft er mit dem umgebenden Gelände zusammen. Er hat Hufeisenform.

Der Graben ist halbmondförmig von West nach Ost in einer Breite von 7 Meter und bis 3 Meter Tiefe erhalten.

Der Regel war einst höher und ist abgefahren worden. Von dabei gemachten Funden wurden mir nur alte Scherben genannt.

Das Schanzenwerk lag rings von Anhöhen umschlossen im ehemaligen Walde in einer schwer auffindbaren Lage.

Der Boden ringsum ehemals Wald, dient jetzt fast ausschließlich dem Rübenbau. Hier kann nur ein Treiberpfad vorübergeführt haben.

Die Kuppitz bei Zauritz¹⁾ Feldmark Ogen.²⁾

Da wo sich die Straße von Reisse nach Münsterberg in der Nähe von Zauritz mit der von Ottmachau heraufkommenden Straße vereint, befand sich noch zu Anfang des Jahrhunderts eine Schanze mit rundem Wall und Graben, welche obigen Namen führte, aber völlig abgefahren und dann nur von Dornesträuch markirt wurde.

In der Gegenwart ist fast an derselben Stelle ein Wahrzeichen errichtet worden, welches das Andenken auch auf die Nachwelt überträgt.

Bei der Chausseebau-Verwaltung hat sich eine historische Ader gezeigt, von dem beim Bau erübrigten Boden schuf sie wiederum eine „Kuppige“, einen etwa 2 Meter hohen Erdbaufen, versah ihn mit Bänken und bepflanzte ihn 1888 mit Fichtenpflänzchen und erwarb sich dadurch, daß sie an alter sagemumwobener Stelle der Mit- und Nachwelt ein angenehmes Ruheplätzchen sicherte, ein bleibendes Verdienst.

Die Sage berichtet, daß die Soldaten beim Bau der Schanze den Boden in den Kopfbedeckungen herbeigetragen hätten; ferner, daß die Frau des Königs oder höchsten Befehlshabers der Schanze hier von Zwillingen entbunden worden sei. Ich finde den Ort und die Sage auch schon in den Schles. Provinz.-Blättern Band V. Seite 670 vom

¹⁾ Zura und Zeurendorf nennt das Lib. Fund. den Ort, welcher polnisches Recht besaß. Bei ihm lag ein Vorwerk Mägwig das einging, ob es an der Stelle der alten Schanze lag, ist nicht mehr sicher zu ermitteln.

²⁾ Ein Ogen kommt schon in der Gdda vor. Der Ort wird schon am 7. Juni 1272 genannt, wo Jacob Gozwinus das Gut vom Bischof zu Lehn erhielt und am 8. Juni 1292 wo sich der Domherr Jacob in Reisse verpflichtete, das Gut Ogoni wieder der Kirche zurück zu kaufen und seine Brüder dafür abzufinden. (S. Reg. Nr. 1406 und 2195.)

Jahr 1866 behandelt, nur das dort „Königin von Schweden“ gesagt wird, als logische Folgerung, weil diese wie die meisten anderen Schanzen mit dem Namen Schwedenschanze benannt wurde. Mir wurde aber gesagt „Königs oder höchsten Befehlshabers der Schanze.“ Die gewöhnlichen Leute wissen nichts von Schweden, sie entstammen wieder einem Gelehrten.

Die Schanze bei Bogwitz zwischen Gr.-Carlowitz und Nowag. ¹⁾

Nun schließt aber die Sage hiermit nicht ab, sondern sie erwähnt einer zweiten Schanze, welche sich 5 Kilometer südöstlich zwischen Groß-Carlowitz ²⁾ und Nowag ³⁾ auf der Anhöhe befunden hat, dorthin soll die Königin gebracht worden und in dieser größeren Schanze gestorben und an der Stelle begraben worden sein, wo noch jetzt, 35 Meter westlich der Straße ein steinernes Denkmal steht.

Derartige Sagen zu erfinden, hat Niemand ein Interesse und es würde ihm auch nicht gelingen, für sie in der Bevölkerung der ganzen Umgegend so feste Wurzeln zu schlagen, als es hier der Fall ist, denn alle Versuche früherer Besitzer, die der Beackerung hinderliche Säule zu entfernen, sind an dem in der Bevölkerung vererbten Bewußtsein gescheitert: „die Säule muß stehen bleiben.“ Selbst ein „Umfallen“ derselben half nichts, sie mußte wieder aufgerichtet werden.

Ich finde auch nichts Unglaubliches darin, daß die Frau bei ihrem Gatten in der kleinen Schanze der „Kuppitz“ von der Entbindung überrascht wurde, und ebenso natürlich, daß sie nach der großen Schanze gebracht wurde, denn hier befand sich auch das verschwundene Dorf

¹⁾ Sie ist ebenfalls schon in den Schles. Prov.-Blättern Bd. V. S. 670 erwähnt.

²⁾ Groß-Carlowitz erscheint im Lib. Fund. als Carlowitz magnum und ist mit 20 Mansos belastet, es besaß schon 1244 eine Kirche die Bischof Thomas weihte und dotierte. (Reg. 618a). 1373 besaß den Ort ein Fräulein Montbach auf Bchau, bis dahin gehörte es dem Domkapitel in Meisse.

³⁾ Nowag war schon als polnischer Ort vorhanden und wurde laut Urkunde vom 9. Juli 1300 (S. N. 2604) nach deutschem Recht ausgesetzt und am 30. Januar 1307 an den Bürger Werkmeister zu Meisse verkauft. (Cod. Dipl. Sil. V 187 Anm. 1.)

Bogwitz ¹⁾, wenigstens nicht weit von hier. Die Säule selbst hat eine Höhe von etwa 2 $\frac{1}{2}$ Meter, sie ist ein roher Stein ohne Bearbeitung, ganz so wie rohe Säulen für Zäune in den Steinbrüchen gebrochen werden. Auf ihr aber befindet sich etwa $\frac{1}{2}$ Meter hoch ein steinerner Bildstock mit Kreuzfigur und Nebenfiguren in erhabener Arbeit.

Die starke Verwitterung läßt auf ein hohes Alter schließen. Nun kann ich mir aber nicht denken, daß ein Bildhauer ein für die damalige Zeit theures Kunstwerk auf eine völlig rohe Säule setzen würde. Er mußte doch beide Theile zur Befestigung passend bearbeiten, er sah sie also. — Ich schliesse daher folgendes: Die rohe Steinsäule stammt aus jener frühen Zeit, in welcher die Schanze hier wirklich bestand. Sie wurde auf das Grab der Königin wirklich gesetzt.

In dem in der Nähe liegenden Dorfe Bogwitz fand sich in viel späterer Zeit, nachdem die Schanze längst nicht mehr bewohnt war, sich aber die Sage von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt hatte, wohl ein christliches Frauengemüth bewogen, den aus dem Heidenthum stammenden rohen Stein mit einem Zeichen christlicher Verehrung zu weihen und so wurde wohl die künstlerische Arbeit auf den kunstlosen Stein gefügt. ²⁾

Die Schanze bei Bogwitz verschwand, das Dorf selbst verschwand, aber die Sage pflanzte sich weiter fort, die Säule blieb und mit ihr der Glaube, daß sie niemals entfernt werden darf.

Ehre einer Bevölkerung, welche mit solcher Festigkeit an dem hält, was sie als althehrwürdig von den Vorfahren überliefert erhielt.

¹⁾ Poconowiz nennt es das Lib. Fund. und nach ihm hatte es zwei Besitzer Petrus Lynda und Petrus Gora. Am 24. Mai 1375 verzichtet Anna Filia Barbare auf ihr väterliches und mütterliches Erbtheil in Mysewicz und Pocowicz. N. Lib. 60 und 72 auch 1439 wird es noch genannt.

²⁾ Als ich die Säule besah, war sie theilweise mit Schnee und Eis bekrustet. Schriftliche Ermittlungen hatten das Ergebnis, daß sich auf der Nordseite der Säule zwei Jahreszahlen befinden, die obere |.5|. 8 beweist, daß dieselbe von den Schweden nicht errichtet ist. Jedenfalls wurde 1518 die rohe Säule mit dem Steinbild geschmückt und dabei die Jahreszahl eingemeißelt.

Die darunter befindliche Zahl 1644 kann vielleicht auf die Schweden Bezug haben, es kann die Jahreszahl der Zerstörung des Dorfes Bogwitz sein, das sich in westlicher Richtung auf Meisewitz zu, befunden hat. Es kann sich daher der Name „Schwedendenkmal“ gebildet haben, mit der alten Sage und der Errichtung des Steines aber hat er nichts gemein.

Das alte Schloß und das verschwundene Dorf Taschwitz.

Fig. 17.

Zwischen Seiffersdorf und Klodebach befindet sich im Walde umschlossen von Bergen ein viereckiger, in den Ecken abgerundeter 2 Meter hoher Wall, den ein an der Sohle bis 7 Meter breiter und zum Theil noch bewässerter Graben umschließt. Der Wallfegel hat einen oberen Durchmesser von 12 und 14 Meter.

In der Richtung nach Südwest zieht sich ein gegen 140 Meter langer Damm, welcher das Land unter Wasser setzte und abwärts nach Osten ziehen sich in einer Entfernung von nur 1½ Kilometer 7 Dämme quer über das Thal und so reihte sich Teich an Teich.

Funde sind hier am Schloß nicht gemacht, die Sage weiß nichts weiter, als daß mit der „Frau Barber von Taschwitz“ die Kinder eingeschüchtert werden und die Sage vom „wildem Jäger“ taucht hier auf.¹⁾

Etwas 500 Meter nordöstlich auf dem Hügel, wo sich jetzt ein Kiefernainicht befindet, hat das Dorf Taschwitz gestanden, daß die Schweden zerstört haben sollen. Ein Brunnen, viele Steine, eine Menge Eisenschlacken und Hufeisen kleiner Form wurden hier gefunden. Auch Spuren von Ackerbeeten lassen schließen, daß das Dorf bestanden hat lange nachdem das Schloß längst aufgehört hatte zu sein.²⁾

Bei Betrachtung der Lage des ehemaligen Dorfes auf unfruchtbarem Boden, rings von Wald und Hügeln umgeben, wird es schwer, den Zweck seiner Anlage sowie die Mittel seines Unterhaltes zu finden.

Zur Anlage der vielen Teiche gehörten doch viele Hände. Was war ihr Zweck? Bloß Fische zu züchten? Das konnte doch auch an solchen Orten erreicht werden, wo der Boden auch die sonstigen zum Leben nöthigen Erzeugnisse reichlicher und müheloser bot, oder hat Schlesien schon derartig an Uebervölkerung in früherer Zeit gelitten, daß die

¹⁾ Die Sagen von Gespenstern der weißen Frau zc. führe ich nur der Vollständigkeit halber an und weil sie auf ein hohes Alter deuten. Die älteste derartige Aufzeichnung befindet sich wohl in der „älteren Edda“ wo König Helge zur Nacht mit großem Gefolge in seinen Grabhügel reitet. Das wurde gewiß ebenso einfach geglaubt, wie hier die Erzählung vom wilden Jäger und der Taschwitz-Barber ohne jede künstliche oder tief durchdachte Erklärung aufgenommen wird.

²⁾ Im Liber Fundationes Episc. Wratisl. Cod. Dipl. Siles. Bd. XIV A. 393 ist das Dorf als Tassendorf aufgeführt. Zuletzt wird es am 10. April 1384 genannt. Neisser Lagerbuch C. 50a.

Bewohner gezwungen waren, auch solche verlorene Orte und solch unfruchtbaren Boden zum Wohnsitz zu wählen?

Entweder war hier eine industrielle Anlage der Grund der Ansiedelung, worauf die gefundenen Schlacken weisen oder es war hier der Stützpunkt einer Straße, denn auch in frühester Zeit war es erforderlich, wenigstens je eine Tagereise auseinander einen Ort zur Uebernachtung zu errichten und bei damaliger Beschaffenheit der Wege war eine Tagereise sehr kurz.

Einen Anhalt gewährt die Sage, welche berichtet, daß in früherer Zeit ein Weg durch den Béchauer Wald nach Gläsendorf gegangen sei und daß selbst noch im siebenjährigen Kriege Friedrich II. diesen alten Weg beim Marsch auf Reisse benutzt habe.

Wenn sich also an Tschwitz vorüber die alte Straße zog, dann allerdings ist die Anlage dieses Ortes erklärlich.

Dann gelange ich bei der hiesigen Schanze zu anderem Schluß.

Der Damm bildet dicht am Schloß ein Knie, äußere Veranlassung dazu liegt nicht vor, ich finde aber ganz dieselbe Art der Straßenführung auf einem Damm der plötzlich vor der Schanze ein Knie bildet, bei anderen großen Schanzen, es mußte also bei allen ein bestimmter Zweck diese planmäßige Dammkrümmung vorschreiben.

Ich glaube, derselbe liegt darin, durch die Krümmung sollten die Fuhrwerke am schnellen Vorüberkommen an der Schanze gehindert werden.

Auch heute noch werden die Einfahrten in unsere Festungen in ähnlichen Krümmungen angelegt.

Da mir nun gleich von Anfang an solche kleine Schanzen begegneten und noch viele in Aussicht stehen, so möchte ich doch der Frage näher treten, was für ein Bau konnte sich auf anscheinend so kleinem Raum befinden und welche Räume enthielt er? Fig. 93. Nehme ich 0,50 Meter starke Umfassungswände, wie sie bei den ältesten Holz- und Lehmhäusern vorkommen und rechne ich auf zwei je 0,25 Meter starke Scheidewände, so bleibt ein 2,50 Meter breiter Gang und zwei je fünf Meter breite Zimmer, nehme ich deren Tiefe auf 6,75 Meter an, so ergibt das zwei selbst für die Gegenwart recht geräumige Wohnräume, dann bleibt mir aber noch nach Abrechnung einer 0,25 Meter starken Scheidewand ein Stall, 13 Meter lang und 4 Meter breit, das ist bei dem damaligen kleinen Viehschlag ein Raum, in dem mindestens 10 Stück

Vieh Platz fanden, denn diese kleine Race Pferde wie Rindvieh war ehedem hier überwiegend.¹⁾

Rechne ich die unteren Räume für Knechte und fremde Fuhrleute, so erforderten die Wohnräume ein weiteres Stockwerk und die Futtervorräthe beherbergte der Bodenraum.

Es fand also in einer so kleinen Schanze eine größere Zahl Vieh und Menschen Unterkunft, als es zuerst den Anschein hatte, setzte man aber noch ein niederes Stockwerk auf, dessen Höhe nicht mehr als 2 $\frac{1}{2}$ Meter betragen haben wird, so hatte man sogar Ueberfluß an Wohnräumen. Jedenfalls befand sich aber im Erdgeschoß kein Wohnraum, sondern nur Scheuer und Stallung.

Daß die Deutschen nicht nur in sehr früher Zeit ihre Thürme besaßen, sondern in der Belagerungskunst soweit vorgeschritten waren, daß sie hölzerne Thürme erbauten und auf Rädern und Holzbahnen an die zu belagernden Festungen vorschoben, ergibt sich aus der Belagerung des Standlagers des römischen Legaten Cicero im Jahre 54 v. Chr. Wir erfahren durch v. Peucker Bd. II. S. 471 und 72, daß diese Thürme 30 und 50 Fuß im Geviert, 50 und 90, selbst 200 Fuß Höhe, an jedem Stockwerk eine ringsum laufende Gallerie, im Erdgeschoß einen Mauerbrecher und in den oberen Stagen eine aus Balken bestehende Fallbrücke hatten und das daß Holz zum Schutz gegen Feuersgefahr mit Maun angestrichen wurde.

Am siebenten Tage der Belagerung setzten sie unter lebhaftem gegen das Lager gerichteten Feuer mit Brandgeschossen — einen solchen Thurm in Bewegung und brachten ihn glücklich durch den Wallgraben bis an den Mauerfuß.

Das war im Jahr 54 v. Chr., ich führe dies nochmals besonders an, um zu zeigen, welche Thatkraft und Kenntnisse unsere Urväter schon zu jener Zeit besaßen, und daß es mit der beliebten Thierhäuter-Theorie von vorn herein sehr schlecht bestellt ist.

Ein anderes Zeugniß, daß die deutschen Thürme sogar als Wohnungen dienten, finden wir im Tac. Germ. 8. Vellea, eine edele Bructererin, wohnte auf einem hohen Thurm an der Lippe und stand

¹⁾ Daß der leichte Pferdeschlag überwiegend vorhanden war, läßt sich geschichtlich belegen.

In der Defensionsordnung vom Jahre 1577 wird bestimmt, daß das Land 4000 gerüstete deutsche Pferde und 8000 leichte Bauernpferde stellen solle. (Schönwälder d. Pfaffen zum Brieger II, Bd. S. 117.)

als weissagende Frau in hohem Ansehn. Wir werden also unseren Urvätern schon zutrauen dürfen, daß sie auch in Schlesien im Stande waren, Wachtthürme zc. zu errichten, wenn sie auch nur aus Holz und Lehm bestanden.

Ein Bild der gemauerten römischen Wachtthürme, wie sie auf dem Grenzwall am Rhein vorhanden waren, wie sie die Trajanssäule in Rom zeigt und wie v. Cohausen sie nach ihren Fundamenten ermittelte, zeigt die Skizze 89 und 95. Diese Thürme waren im Innern nur für einige Wächter berechnet und hatten nur etwa 2 Meter im Geviert freien Innenraum.

Schwedenschanze Geborgsgräbe.

Fig. 18.

Südwestlich von Seiffersdorf bei Ottmachau auf den Grundstücken der Bauern Heinrich, Teichert und Julius Ulbrich liegt auf etwa 30 Meter hohem Hügel der Rest einer ehemals von drei Wällen und zwei bis 2 Meter tiefen Gräben umgebenen Schanze. Etwa noch ein Achtel der ehemaligen Wälle ist vorhanden, aber auch davon werden die Eichensträucher gerodet und trotzdem nur Sand zu Tage tritt, die Wälle und Gräben geebnet. Während der freie Ringplatz nur 100 Meter im Durchmesser hat, erstrecken sich die Wälle von Ost nach West auf 132 und von Nord nach Süd auf 160 Meter; diese Ausdehnung veranlaßte der nach Süd flach abfallende Hügel, während er nach Ost scharf kurz abfällt.

Die Gräben an ihrer Krone und die Wälle an ihrer Sohle haben eine Breite von 7 Meter.

Feuerwaffen konnten zur Zeit der Erbauung noch nicht in Anwendung sein, da derselbe Hügel, auf dem die Schanze liegt, sich höher hinaufzieht, auch benachbarte Hügel höher sind als sie; die etwa 30 Meter tiefer in einer Entfernung von etwa 220 Meter von Tschesdorf nach Seiffersdorf in nordöstlicher Richtung vorüberführende Straße biegt hier im rechten Winkel ab, es hat den Anschein, als ob ursprünglich der Weg von Seiffersdorf direkt nach der Schanze geführt habe.

Die jetzigen Wiesen bis Seiffersdorf waren ehemals Teiche. Die Sage läßt die Schweden hier hausen und beim eiligen Rückzug die Kriegskasse vergraben.

Nun wird in Seiffersdorf¹⁾ und Umgegend erzählt, der zweite Vorbesitzer habe vor etwa 60 Jahren Nachgrabungen gehalten und im Mittelpunkt der Schanze in einer Tiefe von fast 4 Meter wirklich den Schatz gefunden, es sei damit ein Wagen voll beladen und in eine der Nachbarstädte gefahren worden.

Der dafür erhaltene Betrag habe jedoch den gehegten Erwartungen nicht entsprochen, und da 24 Mann beim Graben behülflich und zur Theilung berechtigt waren, so sei auf keinen Theil viel gekommen, das Erhaltene habe nur hingereicht, die Lage der Theilnehmer auch äußerlich wahrnehmbar zu verbessern. (Die Frau eines Stellenbesitzers schaffte sich sofort zwei seidene Kleider an.) Sichereres über die Beschaffenheit des Fundes konnte ich nicht ermitteln, die Betreffenden sind verstorben und da noch heute in der Landbevölkerung der Glaube herrscht, alles was tiefer als einen Fuß in der Erde liege, nehme der Fiskus, so haben alle Betheiligten Schweigen gewahrt, soweit dies bei einer so großen Anzahl Theilnehmer überhaupt möglich war.

Der Acker ist ein leichter Kornboden, war ehemals Wald. Wiese und Wasser befinden sich östlich und nach dieser Richtung muß auch die Wehrlinie gelegen haben.

B e c h a u.

Ich kehre zurück, um einen Ort nachzuholen, der schon im Beginn der schlesischen Geschichte vorhanden war. Unter den alten Kastellaneien erscheint auch Bechau.

Am 22. September 1278 oder 1268 erscheint unter den Zeugen der Gründungsurkunde von Grottkau, die anscheinend erst aufgestellt wurde, als die Umwandlung vom Dorf zur Stadt sich von selbst vollzogen hatte, Badzlaus Dremlitus, Kastellan (Burggraf) von Bechen. Das ist die erste Nachricht. Die zweite findet sich im Meißner Lagerbuch II. 21. a. Es nimmt Heinrich v. Bechau auf sein Gut Falkenau 8 M. Darlehn am 5. Dezember 1370. Ja auch die Urkunde vom 30. Dezember 1372, wo Herr Bank auf seinen in Kroschen bei Falkenau belegenen Hof 1½ M. Darlehn aufnimmt, bezieht sich auf den

¹⁾ Syffridi villa sagt das Lib. Fund.: 1306 den 20. November besah es Fritz, der Bruder des Bürgers Liebing aus Meisse, ich komme noch hieher zurück bei Besprechung des Bischofs steiges.

Besitzer von Falkenau und Bechau, und wie sich aus der Falkenauer Pfarrchronik ergibt, besaß die Familie auch Rühlschmalz.

Dieser Besitz muß aber bald zerstückelt worden sein, da sich Bechau schon 1373 im Besitz eines Fräulein Montbach befindet. So viel aus geschichtlicher Zeit.

Als ich Bechau vor 33 Jahren zuerst sah, waren die alten Befestigungsanlagen noch gut zu erkennen, die Hauptburg stand anscheinend auf dem Hügel, auf dem die Kirche im Gutshof steht, die Neuzeit hat diese Spuren stark verwischt.

Südöstlich des Dorfes markirte sich eine Viereckschanze und im Walde nach Rottwitz östlich der Straße zeigen sich noch jetzt die Reste eines Langwallles, dessen Graben nach Osten liegt. Da aber auch die Franzosen 1807 hier lagerten, so lasse ich ihn für die Vorgeschichte so lange fallen, bis seine Zugehörigkeit durch Funde dargelegt wird. Leider ist dafür, überhaupt für die Vorgeschichte in der ganzen Reisser Gegend durch die Gegenreformation der Sinn erstickt worden. Funde sind überall so reichlich wie anderen Orts, aber Niemand achtet sie. Erst vor zwei Jahren wurde bei Kalkau südwestlich von Reisse bei Drainagearbeiten ein Urnensfeld durchschnitten und es gelang mir, 5 Bronze- und eine Anzahl Eisenringe aus einer Urne für das Breslauer Museum zu retten.

Schlecht geschmolzene Eisenschlacken finden sich auch hier. Die Gegend um Bechau gleicht der von Hessen und Westfalen; Hügel, Gründe mit quelligen Wiesen, bewaldete Höhen und Schluchten wechseln und an einsamen Waldpfaden erscheinen jene alten, prächtigen, geheiligten Bäume, die Bild-Buche und Bild-Eiche, geschmückt mit den Zeichen göttlicher Weihe, und das bei Einführung des Christenthums so hart bestrafte Gebet unter ihnen, es findet hier noch wie zur Zeit der Urväter statt: Nimmidas! das windet sich dem Sinne nach auch hier wie ehemals noch aus der gequälten Brust hinauf zu dem grundgütigen Gott und wenn ich sehe, daß die älteste Bezeichnung im Reisser Lagerbuch als Betow erscheint, so möchte ich glauben, Bet-Au sei der sinngemäße alte Name des Ortes.

Ich kehre nun wieder zum alten Grenzzuge zurück, da aber die nächsten Schanzen „Grabeswal“ und „Burgberg bei Striegendorf“ im Straßenzuge „Käfersteig“ zur Besprechung gelangen, so beginne ich mit Endersdorf, dessen alter Ritteritz auch auf geschüttetem Hügel steht.

Das versunkene Schloß zu Endersdorf.

Fig. 62.

Auf halbem Wege zwischen Voigtsdorf und Endersdorf befindet sich im herrschaftlichen Park eine Stelle, welche das versunkene Schloß genannt wird.

Ein ehemaliger Wallgraben ist noch deutlich erkennbar; auf dem Hügel des ehemaligen Schloßes wächst üppig eine Baumschule.

Durch die Waldfläche zieht sich im großen Bogen ein noch gegen 1850 Meter langer Damm hart an der Stelle des Schloßes vorüber, an seiner Sohle mißt er 12 bis 15 Meter, an der Krone $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Meter und seine Höhe beträgt bis 2,75 Meter.

Schöne Eichen, von denen die Stärkste einen Umfang von genau 5 Meter ¹⁾ hat, breiten über ihn ihre schützenden Nester, als wollten sie hindern, daß die rastlose Thätigkeit des Menschen nicht etwa auch ihn vernichte und dadurch ihren eigenen Untergang herbeiführe.

Dieser Damm hat einst das Wasser der Ebene zwischen Voigtsdorf und Endersdorf gestaut, wie dies jeder Damm thut der eine Ebene durchzieht, aber sein ursprünglicher Zweck war ein anderer. Noch vor 57 Jahren diente er als Straße, sie kam von Striegendorf herüber, bog sich um die Schanze Burgberg in doppeltem Knie und zog sich dann westlich der Striegendorfer Mühle auf einem etwa 100 Meter langen Damm, (nicht dem der das Wasser der Mühle staut) wie die Spuren zeigen, direkt in der Richtung nach dem Damm am versunkenen Schloß quer über die jetzige Sorgauer Straße auf einer natürlichen Erhebung bis dahin, wo jetzt der dritte Graben das Ende des Dammes durchschneidet und führte dann auf dem Damm nach Voigtsdorf.

Später, wahrscheinlich nach Erbauung des jetzigen Dorfes und Schloßes Endersdorf, wurde die Straße von dem Damm an der Striegendorfer Mühle westlich durch den Dominialthof zu Endersdorf und dann da, wo jetzt der Weg vom Schloß nach Voigtsdorf führt auf dem großen Damm am versunkenen Schloß vorüber geleitet.

So war es bis zum Jahre 1830, wo in einer stürmischen Nacht der sogenannte faule See den Damm durchbrach und nachdem noch ein Wagen auf ihm am versunkenen Schloß vorüberfuhr, trennte sich dicht hinter ihm der Damm, dann stürzten die Fluthen darüber, hoben

¹⁾ Alle Maaße an Bäumen sind 1 Meter über der Erde genommen.

die Bäume aus, spülten den Erdkegel des versunkenen Schlosses hinweg und legten von ihm einen Haufen Steine bloß.

Der damalige Besitzer verwandte den noch übrigen Boden vom versunkenen Schloß zur Herstellung des Dammes, zur Verschüttung des Wallgrabens und zur Regulirung der Wiesen, die gefundenen großen Steine zur Herstellung der zerstörten Straßenbrücke und die kleinen wurden an zwei Besitzer in Voigtsdorf verkauft. Soweit sich die Maaße jetzt noch mit Sicherheit ermitteln lassen, maß der Erdkegel des versunkenen Schlosses an der Sohle von Süd nach Nord 35 Meter, von Ost nach West 28 Meter und gehörte dem abgerundeten Viereck an. Da der Kegel eine Höhe von etwa 2 Meter besaß, so verbleiben bei Annahme einer $1\frac{1}{2}$ fachen Böschung für den oberen freien Raum 29 Meter und 22 Meter.

Auf diesem Raume konnte ein für damalige Zwecke vollständig ausreichendes Schloß stehen.

Da die planirte Erde rings um den ehemaligen Schloßwall noch jetzt eine rothe Färbung zeigt, so muß ich annehmen das Schloß sei schon lange vorher durch Feuer zerstört worden und in sich zusammengestürzt, darauf deuten auch die vielen in der Tiefe gefundenen zerbrochenen Waffen. In dem mit Steinen ohne Mörtel ausgefüllten Innenraum fanden sich in großer Anzahl Scherben, Asche, zerbrochene eiserne Spieße oder Dolche, Sporen, Steigbügel, ein kurzes Schwert und vieles Andere dem weiter keine Beachtung erwiesen wurde.

Der Besitzer hatte das große Loos gewonnen und kümmerte sich den Henker um werthlosen Plunder.

Nach der Zerstörung durch Feuer haben entweder die Sieger den Damm durchstochen, wodurch der Rest des einstigen Schlosses vollends in den Fluthen versank, oder der Damm muß bei einer früheren Ueberschwemmung schon einmal gerissen sein, als Niemand mehr den Wasserabfluß regelte und so hat sich die Ueberlieferung aus fernster Zeit bewahrt, daß das Schloß versunken sei.

Soviel ich von den Arbeitern, welche vor einigen 50 Jahren bei Abfuhr des Schloßkegels beschäftigt waren, ermitteln konnte, befand sich in dem Kegel ein von außen sichtbarer hohler Raum von etwa 3 Fuß im Durchmesser mit Steinen ausgefüllt. Hierin wurde eine sehr alte Flinte mit Bajonnet gefunden, es muß also in einem früheren Kriege oder in einer späteren Zeit ein Wegelagerer oder Wilddieb diesen versteckten Ort, der auch als gespenstisch verschrien war, als Versteck für

seine Waffe benützt haben, denn mit dem einstigen Schloß stand dieselbe nicht in Beziehung. Etwa 100 Schritt westlich des Dammes hat der jetzt tiefer gehende Pflug eine große Brandstelle aufgedeckt und auf ihr mögen einst die zu dem alten Schloß gehörigen Wirthschaftsgebäude „der Hof“ gestanden haben. ¹⁾

Der Kretscham, der Hof und das verschwundene Dorf Bülzendorf im Bülzwalde.

Fig. 60.

Folge ich der Richtung, welche der Damm am versunkenen Schloß in Endersdorf nach Nordost angiebt, achtzehnhundert Meter quer feldein, so gelange ich auf den sogenannten Töpferweg, welcher jetzt von der Grottkau-Münsterberger-Straße nordwestlich abzweigt und am Schloß Bülzhoff vorüberführt.

Ich gehe quer über ihn und nur 250 Meter nördlich gelange ich am Abhange der Anhöhe, die von Wald und Wiese umsäumt wird, an eine Stelle, von der die Sage berichtet, daß hier ein Dorf Namens Bülzendorf gestanden habe und von den Schweden zerstört worden sei. Verschiedene Eisensfunde, Hufeisen, Thürkropfen zc., auch ein Rest in einer Tiefe von etwa einem halben Meter aufgedecktes Steinpflaster lassen vermuthen, daß die Sage, die das Vorhandensein des Dorfes betrifft, richtig berichtet.

Nur 15 Meter weiter, umsäumt von Wald und Wiese, erhebt sich in Höhe von nur 1 Meter ein Erdkegel von 10 Meter oberem Durchmesser, ein 4 Meter breiter Graben umzog ehemals denselben und ein jetzt noch 1 Meter hoher und 5 Meter breiter Damm umschloß ihn im Viereck.

Jetzt ist der Damm nur noch östlich völlig und westlich noch auf eine Länge von 16 Meter erhalten, während in derselben Richtung sich die Spuren eines abgefahrenen Dammes verfolgen lassen.

Rings um den Erdkegel sammelt sich in 1 Meter breitem Graben das die Wiese herabquellende und der Anhöhe entfließende Drainwasser, ein Dammdurchstich leitet es östlich weiter.

¹⁾ Das jetzige Endersdorf erscheint im Decemregister unter der Bezeichnung: Item in villa Ossec sive Andresdorf cedunt VII marce et fertio. Cod. Dip. Sil. Bd. XIV. B. 441 und F. 29.

An diesen nur noch 16 Meter langen Damm schließt sich ein Hauptwall, der sich 109 Meter weit nach Osten zieht. Von diesem Damm zweigen 3 an der Sohle 7 Meter breite und nur bis 1,50 Meter hohe Dämme rechtwinklig nach Süden und bilden auf die Länge von 30 bis 51 Meter Vierecke, deren Zweck schwer erklärlich wird, denn als Teiche konnten sie nicht dienen, es war von einem nach dem anderen fast kein Gefälle, als Wohnstätten erscheinen sie zu tief und zeitweise naß.

Nun kommt die Sage und bezeichnet das größere Viereck als das alte Dorf. Das mittlere als den Gutshof und das kleinere als den Kretscham, auch der daran stoßende Wald heißt der Kretschamhau.

Diese Dämme harmoniren mit denen am Totternlager bei Zauernig und dem Frauentich beim Buschalkenberg. Die Gedanken, die mir bei Betrachtung jener Vertlichkeiten kamen, nahm ich Anstand niederzuschreiben, hier aber, wo die alte Ueberlieferung diese von Wällen umschlossenen tiefen Plätze direkt als menschliche Wohnstätten bezeichnet, da kann ich nicht anders als sagen: Wenn hier Menschen gewohnt, dann müssen die Häuser auf Pfählen gestanden haben.

Ein früherer Förster hat den Kretscham mit 27 Fichten und 1 Linde bepflanzt und als Kehldecke eingerichtet; dabei ist aber die viereckige Form in einen Kreis verwandelt worden, den jetzt Nebhühner und Hasanen zerlöchern und durch Einscharrungen verkleinern.

Die Sage vermengt hier zwei weit auseinander liegende Zeitepochen. Das ursprünglich erste Dorf war in der Schanze, aber das zweite von den Schweden zerstörte Büßendorf lag außerhalb derselben auf freiem Felde. Die im vorigen Jahr gemachten Münzenfunde mit dem Gepräge 1620 lassen über die Lage des Dorfes keinen Zweifel, noch deutlicher sprechen die Mauerreste und das Pflaster.

Das Dorf erscheint im ältesten Decemregister, wo es im Liber Fundat. Episc. Wratisl. unter B. Nro. 438 und F. Nro. 31 unter der Bezeichnung Villa Sulislai sive Czulezkindorf aufgeführt ist.

Das Meißner Lagerbuch B. Fol. 76b. enthält darüber folgendes:

In Schuluschow distr. Grottk. verkaufen Martinus Filius Henrici de Nympez et Anna uxor sua eine halbe Hufe an Miczco de Jonsdorf und seine Frau Dorethea. 1375 October 24.

Ferner: 1390 November 30. Niczco Czamborii de Swirczow heres ville Czulezildorf distr. Grottkov. Neisser Lagerbuch II, 21a, Cod. Dipl. XIV B. 438 u. F. 31.

Von hier aus nördlich schließt sich ein anderer Damm von 7 Meter Breite und gegen 60 Meter Länge an diese Wallanlage. Ein 5 Meter breiter Graben liegt an seiner Ostseite, er endet etwa 10 Meter vor dem Stadtwege; hinter dem Stadtwege aber beginnen schwache Spuren, welche nach Westen zeigen, bald immer deutlicher auftreten und 160 Meter unterhalb des Hügels über welchen der Stadtweg führt schon als Reste von Dämmen und Gräben gemessen werden können.

Der erste Graben liegt an der Nordseite des Weges auf dem Hügel 1 Meter höher als der Weg, er hat eine Breite von 4 und eine Tiefe von $\frac{1}{2}$ Meter. Der zweite hat eine obere Breite bis zu 8 Meter und erreicht den Hügel hinab eine Tiefe bis zu 2 Meter. Der dritte zieht sich als flache Mulde bei einer Tiefe bis 0,75 Meter auf eine Breite bis zu 30 Meter den Hügel hinauf.

Berfolge ich nun diese Grabenreste so führen sie zu der Stelle, welche die Sage als

die Schwedenschanze im Bülzwalde

bezeichnet.

Eine Fläche von ungefähr 160 Meter in der Richtung von Süden nach Norden und etwa 140 Meter von Osten nach Westen auf der nach Süden und Westen abflachenden Hügelfuppe ist mit einer Masse Löcher, Haufen und Gruben bis 3,50 Meter Tiefe bedeckt, in denen sich schon wieder starke Bäume befinden.

Auf den Wällen und Gräben der ehemaligen Schanze befanden sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts mächtige Eichen. Bei der Rodung rissen sie gewaltige Löcher in die Dämme und füllten damit die Gräben.

Auch sollen in früherer Zeit hier Schatzgräber ihr Wesen getrieben haben, da die Schweden ihre Schätze hier vergraben haben sollten, und so entstand ein Gewirr von Löchern und Gruben, aus dem sich keine Regel erkennen läßt.

Rechne ich auf jeder der vier Seiten etwa 20 Meter auf Wälle und Gräben, so würde eine innere freie Fläche von etwa 120 Meter Länge und etwa bis 100 Meter Breite vorhanden gewesen sein.

Der Boden ist kiefziger Sand, nach Osten ehemals Sumpf. Hier war auch ehemals wie jetzt nur Wald.

Die bereits beschriebene kleine Schanze am alten Bülzendorf war nichts weiter als die an der Abzweigung des ehemals südlich führenden Weges gelegene Vorburg.

Der Hauptweg führte westlich, folge ich diesem Wege so gelange ich von der sogenannten Schwedenschanze auf dem Hügel im Zülzwalde 2000 Meter weiter nach dem höchsten Punkt der Gegend, nach Gutschen.

Das alte Schloß zu Gutschen.

Dieser kleine, nur aus einigen Häusern bestehende Ort liegt dicht an der Kreisgrenze, seine Lage ist so, daß nach Ost, Süd und West eine herrliche Aussicht vorhanden ist, dieser kleine Ort wird weithin gesehen und merkwürdigerweise ist er trotzdem in der Geschichte vergessen. Niemand weiß etwas über ihn. Eine Sage, die nicht hier her gehört, die einer späteren Zeit entstammt und die ich in Nr. 30 der Grottkauer Zeitung von 1889 zum Abdruck brachte, bezeichnet Gutschen als Eigenthum eines Grafen Gotsche (Warkotsch oder Schafgotsch), hier soll der Mittelpunkt einer großen Herrschaft gewesen sein, zu der auch Obendorf mit seinen 3 Vorwerken gehörte. Hier soll ein Schloß, ein großer Hof, eine Schmiede und eine Brauerei gestanden haben. Gegenwärtig markirt sich das ehemalige Schloß noch durch einen Rest des Wallgrabens, welcher sich um dasselbe zog. Er läßt sich in einer Breite von 15 Meter auf eine Länge von 75 Meter deutlich erkennen, trotzdem der Wall in ihn geworfen wurde. Es war eine Schanze wie auf dem Kellerberge am Gücklich, mit langem und kurzem Schenkel.

Außerhalb des Walles nördlich befanden sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts große Scheuern, die so schlecht waren, daß sie eines Nachts der Wind einwarf. Da wo heute das Dörfchen steht, befanden sich die Reste eines Vorwerks, dessen Wohnhaus ebenfalls der Wind einwarf.

Nur in der Sage lebt die Geschichte dieses Dörfchens, sie berichtet, daß einst hier ein großes Dorf gestanden, das sich westlich bis an den Wald an die Sauerwiesen gezogen habe, aber vernichtet worden sei.

Wenn dies der Fall war, so erstreckte sich die Feldmark dieses Dorfes südlich, also über die Ländereien, welche jetzt zu Hohen-Giersdorf gehören, das Dorf müßte also schon vernichtet worden sein, ehe Hohen-Giersdorf gegründet wurde.

In dem jetzigen Gutschen ermittelte ich nur, daß ein Besitzer, als er einen Keller grub, auf eine etwa 1½ Meter tiefe Grube stieß, die mit Brandschutt ausgefüllt war. Da wo ehemals das Gesindehaus stand, befand sich ein großer Keller, aus dem öfters zur Nacht ein schwarzer

Bär entstieg, der jetzige Besitzer verfüllte den Keller und darauf ward Ruhe. —

Die ehemalige Schanze bildete ein Glied in den Grenzschanzen und deckte gleichzeitig die Straße.

Hier stoße ich noch auf eine Prophezeiung, die darauf hinweist, daß ehemals in Ober-Olbendorf schon einmal ein Schloß gestanden haben muß, bis jetzt ist nur bekannt, daß bis Anfang dieses Jahrhunderts dort drei Vorwerke bestanden, sie lautet: „Wenn im großen Garten (zu Olbendorf) wieder ein Schloß stehen wird, dann werden für die armen Leute bessere Zeiten sein.“

Das Schloß zu Ober-Olbendorf ist seit Anfang dieses Jahrhunderts wieder im großen Garten erbaut, aber selten bewohnt.

Die Armuth aber in Gutschen ist noch vorhanden.

Von hier in der Richtung nach Olbendorf befindet sich nur 1600 Meter entfernt „der Croatengraben“, der sich noch auf eine Länge von ungefähr 500 Meter verfolgen läßt, er hat bei 1 Meter Tiefe einen doppelten Wall je bis zu $7\frac{1}{2}$ Meter Grundfläche und 1 Meter Höhe, ist aber bald auf der einen, bald auf der anderen Seite der Forst- und Feldkultur zum Opfer gefallen und theilweise abgefahren.

Er hing ehemals mit den südöstlich und nordwestlich liegenden Teichdämmen zusammen und bildete eine Fortsetzung in der alten Grenzwehr, die ich noch öfters bespreche.

Im siebenjährigen Kriege war hier ein Gefecht, dabei sollen die Oesterreicher in oder an diesem Graben gelagert haben, wodurch sein jetziger Name entstand. Ein Kilometer von seinem nordwestlichen Ende erhebt sich an düsterer Stätte die nächste alte Weste:

Der Keller, auch Grabeswal genannt.

Fig. 23.

Ein starkes Schanzenwerk tritt mir hier entgegen, so versteckt, daß es nur einem geringen Theil der Bewohner Olbendorfs aus eigener Anschauung bekannt ist. Ich wurde von meinem 85 jährigen Führer $2\frac{1}{2}$ Stunden im Walde in der Irre herumgeführt, ehe wir es fanden.

Ein an der Krone 12 und 15 Meter breiter, 7 Meter hoher vier-eckiger geschütteter Erdkegel wird zunächst von einem an der Krone 17 Meter und an der Sohle 11 Meter breitem Wallgraben umschlossen, der noch jetzt theils bewässert, theils morastig, schwer begehbar ist.

Ein innerer Wall von 4 Meter Höhe und 3 Meter Kronenbreite, der ehemals den Hauptgraben umschloß, ist fast zur Hälfte abgefahren.

An diesen inneren Wall schließt sich in westlicher Richtung ein anderer, der sich nach Nord und Ost herum zieht und einen freien Platz von 43 Meter Breite und 56 Meter Länge umschließt, auch von ihm ist ein Theil abgefahren worden.

Nun umgiebt noch ein äußerer Wall und Graben bis 2 Meter Tiefe das ganze Schanzenwerk, an das sich auf der Ostseite noch ein dritter Wall mit Graben auf die Länge von 91 Meter schließt.

Die Wehrlinie lag demnach im Osten, wo 4 Wälle mit Gräben vorhanden sind, während sich nach Süd und West nur zwei befinden.

Der Kern der Schanze ist stark zerwühlt, es hat sich ehemals in seinem Innern ein mit Steinen ausgelegter Hohlraum befunden, der die Veranlassung zu dem Namen Keller gegeben hat.

Noch vor etwa 50 Jahren wurden Steine aus dem Erdkegel nach Olbendorf zu Dominialbauten gefahren, die Nachgrabungen aber müssen auch schon früher erfolgt sein, da sich in einzelnen Löchern Eichen von 1 $\frac{1}{2}$ Meter Umfang befinden, die wohl ein Alter von mindestens 80 bis 90 Jahren haben dürften.

Spuren von Mörtel oder Mauerbau sind nirgends zu entdecken. Auf Funde ist nicht geachtet worden.

Eine Sage besteht nur insofern als angeführt wird, daß sich von hier ab in südöstlicher Richtung eine lebendige Hecke eine Steinwurfweite breit (etwa 60 Meter) gezogen habe, daß in dieser ganzen Breite kein Baum habe gefällt werden dürfen und daß ein Dornenstrauch mit dem andern so dicht verflochten worden, daß es nicht möglich gewesen sei, hindurch zu kommen.

Südlich, nur durch den Waldweg getrennt, lag noch vor etwa fünfzig Jahren ein anderes Schanzenwerk, es hieß:

Der Hof.

Ein Wall von 1 bis 2 Meter Höhe umzog im Viereck einen Raum, dessen Ausdehnung sich nicht mehr genau bestimmen läßt. Nur einige Grabenreste sind noch vorhanden. Mein 85-jähriger Führer hat als junger Mann in diesem Hofe Eichen gefällt und sagt, daß sich die Umwallung nach dem Töpferwege zog, demnach müßte der freie Innenraum einige hundert Meter Länge betragen haben.

Nach der Rodung der Eichen wurde ringsum der Wall geebnet.

Nördlich und östlich von hier befanden sich große Teiche bis hinunter zu dem verschwundenen Dorf Wische, und da sich außerdem in südlicher Richtung noch ein Dornenhag zog, so war der hiesigen Schanze von Nord, Ost und Süd gar nicht beizukommen, westlich aber liegen mehrere andere Schanzen.

Der Finkeberg. Die Dämme und das verschwundene Dorf bei Oberecke, Kreis Strehlen.

Fig. 73.

Die Schanze Keller hatte keine Fernsicht, aber nur 1100 Meter von hier liegt der die ganze Gegend beherrschende Finkeberg. Folge ich der alten Straßenspur vom „Keller“ 1500 Meter nordwestlich, so gelange ich nach Oberecke. Von hier 400 Meter östlich erhebt sich etwa 17 Meter über das umliegende Land ein sandiger Hügelzug, der sich nach Osten etwa 1000 Meter weit in die fruchtbare Ebene vorschiebt und eine herrliche Aussicht gewährt, der höchste Punkt ist der Finkeberg. Südlich schneidet sich in seinen Fuß ein gegen 100 Meter langer und bis drei Meter tiefer Hohlweg. An der Westseite zieht sich eine Wallspur, biegt dann im rechten Winkel nach Osten, bildet einen schwachen Graben, an den sich die Reste eines zweiten Grabens und Dammes schließen und rechtwinklig bis zur Kuppe des Berges 50 Meter lang hinauf führen und sich dort wieder rechtwinklig östlich ziehen, wodurch ein offenes Viereck von 70 Meter Länge und 50 Meter Breite gebildet wird. Die Ostseite ist offen.

Der ganze Berg war augenscheinlich ehemals umwallt, das auf der Nordseite den Bergabhang hinab reichende Viereck war eine alte Schanze, aber Niemand weiß etwas davon. Kein Name, keine Sage haftet darüber in der Erinnerung der Bewohner der umliegenden Ortschaften, nur von einer alten Kiefer, welche in Manneshöhe einen Stammumfang von 1,90 Meter hat, erzählt man, daß 1806 die Franzosen die Pferde daran gebunden hätten, dies ist für einen Wachtposten nicht unwahrscheinlich, wenngleich der Baum zu jener Zeit ein noch recht schwaches Stämmchen gewesen sein muß.

In dem nördlich gelegenen Schanzenraum zeigt ein breiter Gang, daß hier einst eine verschönernde Hand gewaltet. In seiner Mitte ist aus neuem Ziegelmauerwerk ein Sockel, 0,80 Meter breit, 1,40 Meter

lang und 0,70 Meter hoch geschaffen und auf ihm befindet sich eine 17 Centimeter starke, roh bearbeitete Steinplatte von 1,75 Meter Länge und 1,20 Meter Breite, die nordöstliche Ecke ist abgeschlagen.

Um diese Tischplatte zieht sich 10 Centimeter vom Rande nach Innen eine 20 Millimeter tief ausgearbeitete 60 Millimeter breite Rinne, an der Nordseite befinden sich 3 kleine Löcher.

Obgleich ich gegen Opferstätten sehr argwöhnisch bin, so tritt mir hier doch die Vorstellung entgegen, daß, wenn auch der Mauersockel dem Anfang dieses Jahrhunderts angehört, wohl doch diese Steinplatte mit ihrer Rinne als Opferstein gedient haben könne, die ganze Umgebung begünstigt eine solche Vorstellung.

800 Meter nördlich am Ende des Waldes bilden zwei Dämme von zusammen 400 Meter Länge einen rechten Winkel, sie können einst wohl ein Teich gewesen sein, östlich dicht dahinter befindet sich in dichtem Gesträuch ein etwa 3 Meter hoher, geschütteter Hügel von 10 Meter oberem Durchmesser.

Niemand weiß den Namen oder Zweck seiner Anlage, er wird unter dem Namen „die Dämme“ mit inbegriffen. Auf seiner Krone betreiben die Füchse ihren Bau.

Der geschüttete Hügel entspricht den kleinen Schanzen, welche unter den verschiedensten Namen wie „altes Schloß“, „Kuppitze“ oder dergl. auftreten.

Nun befindet sich aber doch hier eine Sage, sie berichtet, es soll hier im Walde ein Dorf gestanden haben, das mit dem heutigen Ober-ecke verbunden war, es zog sich in der Richtung nach Lorenzberg und der Kretscham habe dort im Walde gelegen, im dreißigjährigen Kriege sei von dem Dorfe nur der obere Theil, die obere Ecke übrig geblieben und davon stamme der Name. Nach andern Orts auftretenden Annahmen habe das Dorf mit Krain zusammengehungen, mit dessen Dominium es noch Beziehungen habe.

Zunächst stelle ich fest, daß sich im Walde am Finkeberg thatsächlich noch drei mit Steinen ausgelegte Brunnen befinden, der Rotherbrunn, der Erlensbrunn und der Huserborn, außerdem haben sich vielfach Reste einer Ansiedelung, Pflaster, Mauerwerk und Eisengeräth gefunden, welche zu dem Schluß berechtigen, daß hier an den Brunnen auch Wohnstätten standen.

Das Dorf hat der Lage der Brunnen nach eine Richtung von Nordost nach Südwest gehabt und hat sich von den „Dämmen“ südwestlich gezogen.

Der gegen 1000 Meter entfernt gelegene sogenannte Kretscham hat mit Oberecke nichts gemein gehabt.

Das Dorf kann niemals mit Krain in Zusammenhang gestanden haben, denn das Ganze hätte dann einen rechten Winkel von etwa je 1200 Meter Schenkellänge bilden müssen, das widerspricht der Form unserer Dörfer und auch die Größe gerade an dieser armen Stelle läßt sich mit nichts begründen.

Es kann aber auch nicht ein Theil von dem heutigen Lorenzberg gewesen sein, letzteres liegt höher als Oberecke und der jetzt unter diesem Namen noch vorhandene Theil des Dorfes kann niemals die obere Ecke eines höher liegenden Dorfes gebildet haben.

Ich nehme vielmehr an, das verschwundene Dorf begann unten an den Dämmen und von ihm bildete der jetzt noch stehende Theil die obere Ecke. Wie nun der eigentliche Name des Dorfes gewesen sei, das weiß Niemand.

Nun lag mir aber mein Opferstein vom Finkeberge noch auf dem Herzen.

Niemand wußte etwas. Endlich ermittelte ich eine Dame, Baronesß v. K., die ihren Wohnsitz im „Schlüssel“ in Oberecke hat und da sie sich mit großer Geistesfrische auf einen Zeitraum von etwa 70 Jahren besinnen kann, konnte ich auch einige Auskunft von ihr erhalten. Die Wälle, Gräben, Brunnen zc. waren schon in ihrer Kindheit vorhanden und ihr Ursprung unbekannt. In dem umwallten Raum des Kieferberges aber ließ ihr seliger Vater den Gang anlegen und an diesem geschützten Plätzchen den Sockel mauern und die steinerne Platte darauflegen, um mit der Familie dort den Nachmittag zu weilen und den Kaffee zu trinken. Solch steinerne Platten waren in Krain noch mehrere vorhanden; sie waren ehemals Deckplatten von Gräften, daher rühren die eingehauenen Falzrinnen, die kleinen Löcher waren für die Eisenklammern. Inschriften hatten sie nicht. So kam ich um den gehofften Opferstein.

Der Rest eines alten Grabens markirt östlich des Finkeberges über diesen hinweg die Gemeindegrenze von Oberecke und Obendorf und schließt sich bei den „Dämmen“ an die Dhlau-Strehleener Kreisgrenze.

Von hier führt ein alter Rasenweg bis nach dem nur 2 Kilometer entfernten Dorfe Marienau.

Die Schanze zu Marienau. ¹⁾

Bis ums Jahr 1830 befand sich in Marienau im Oberdorfe an den letzten Häusern in den damaligen Gärten der Rest einer viereckigen an den Ecken abgerundeten Schanze, sie erstreckte sich in einer Breite von etwa 100 Meter quer über die Straße. Der nördliche, im Garten des Gärtner Henschel gelegene Theil wurde „Henschel-Schanze“ und der südliche, im Schulgarten gelegen „Schulschanze“ genannt.

Wie weit sie sich ehemals in der Länge oder Breite in östlicher Richtung erstreckt haben mag, ist nicht zu ermitteln, da die Häuser schon in früherer Zeit in diesen Theil der Schanze gebaut worden sind.

Gegenwärtig ist auch der letzte Rest seit 50 Jahren geebnet und an der Stelle befindet sich die Wirthschaft des Gärtner Franz Hubrich II.

Die Dämme hatten eine Höhe bis 2 Meter, waren an der Krone 3, an der Sohle 7 Meter breit, dem entsprachen die Gräben. Die Schanze war doppelwellig.

Außerhalb des Dorfes an der Straße nach Obendorf wurde beim Sandgraben etwa 1 Meter tief in reinem Sande eine polirte Steinart gefunden, die nach Berlin gekommen ist. Hier kann die Vorschanze gelegen haben. Im Dorfe im Gehöft des Bauer Kühnel stieß man beim Grundgraben gerade an der Thür des Pferdestalles auf eine Grabkammer, der unter vielen Scherben drei kleine gute Urnen entnommen wurden, die eine nahm der Pfarrer als Blumenmaß. Nach seinem Tode ist sie abhanden gekommen wie die anderen. In der Kirchhofsmauer finden sich schlecht ausgeschmolzene Eisenschlacken. Die Gegend ist Weizenboden, Wasser und Wiese in der Nähe. Ehemals viel Wald. Von hier führt die Richtung nördlich weiter. In Köchendorf ²⁾ steht augenscheinlich die Kirche auf einer alten Heidenschanze, aber es ist nichts darüber zu erfahren.

¹⁾ Der Name Marienau soll daher kommen, daß ein Marienbild in der Nähe gefunden wurde. Pfarr-Arch. von Zauer S. 41 Nr. 10. Ein Siegfried von Mergenau wird 1294 als Zeuge genannt Reg. Nr. 2316. 1350 wird Profewitz, Mergenau und Hermsdorf dem Knecht Hugwitz verkauft. Pfarr-Arch. von Zauer S. 136. K. A. p. 39.

²⁾ 1346 Nicolaus Herzog von Schlessen schenkt das Allodium Kochansdorf Strehlener Bezirk dem Albert von Kochansdorf für treue Dienste und tritt wieder das polnische Recht an die Stelle des bisher auf dieser Villa üblichen deutschen Recht. Pfarr-Arch. von Zauer S. 135. K. A. p. 101. (Hier haben wir eine Erklärung wie freie deutsche Dörfer unter den polnischen Robott kamen.) 1347 Albert von Kochansdorf verkauft sein Allodium von Kochansdorf dem Knecht von Hugwitz, Comthur zu Delfen u. s. w. Pfarr-Arch. von Zauer S. 136 K. A. p. 102.

In Mechwitz waren am Gutshof größere Wälle, aber sie sind gebenet und Niemand weiß genau Angaben zu machen.

Zh ziehe weiter nördlich.

Die Schanze auf dem Weihberge an der Weihmühle bei Wansen.

Oestlich der Weihmühle und des Weges von Wansen nach Klein-Dels befand sich auf dem etwa 4 Meter hohen Hügel, der den Namen Weihberg führt, der Rest einer alten Schanze, für deren Erhaltung der Vater des jetzigen Besitzers, Herr Müllermeister Zimmermann, mit der größten Sorgfalt bemüht war durch Anpflanzung junger Bäume einer etwaigen Zerstörung vorzubeugen.

Aber unnütze Hände vernichteten immer wieder, was er mühevoll gepflanzt, das war vor einigen 30 Jahren. Später wurden in der Mühle viele umfassende Bauten erforderlich und das eigene Interesse gebot, Hand an den Hügel zu legen und so entstand da, wo sich einst die Schanze befand, eine Sandgrube. Nach dem Durchmesser der Grube kann nur eine kleinere Schanze von etwa 15 Meter Länge und 12 Meter Breite an der Krone hier bestanden haben, also eine der kleineren Grenz- und Straßenschanzen. Bei der Abfuhr wurden viele Knochen gefunden, andere Gegenstände sind nicht beachtet worden.

Wasser und Wiese 400 Meter westlich, der Boden ist leichter Korn- und Sandboden, eine Sage wurde nicht ermittelt.

Alt-Breslau, auch Kirchhof genannt, Schanze an der Brandmühle in der Niehmener Gaide.¹⁾

Fig. 26.

600 Schritt nordöstlich der Brandmühle am rechten Ufer der Ohle liegt auf einem gegen 10 Meter hohen Sandhügel im Kieferwald eine

¹⁾ Nach der gedruckten Pfarrchronik von Zauer ist die älteste Schreibart von Niehmen Nimiec (der Stumme, also der deutsche, der mit dem Polen nicht sprechen konnte.) Ein Ulrichus de Nemil erscheint 1290 als Zeuge. Reg. 2126. 1294 verkauft Ulrich von Curow Sohn Konrads des Schenken 10 Zinshufen in Nemyn. Reg. 2329. 1297 war Ulrich genannt der Schwabe Komthur von Loffow Reg. 2463. Dem Knecht Hugwitz werden die schon genannten 10 zinsbaren Hufen im Jahr 1349 verkauft. Pfarrarch. Zauer Seite 136 aus den R. A. p. 63. 1318 wird Niehmen bei einer Zinsklieferung genannt. Pfarrarch. Zauer Seite 128. R. A. p. 61 Stenzel Tom. II.

Schanze, die nur auf drei Seiten geschlossen ist und anscheinend auf der steil abfallenden Südseite nie einen Wall gehabt hat.

Trotz des Hochwaldes wuchert auch in ihr ein üppiges Strauchholz, das seinen Wuchs wohl dem starken Aschengehalt des Bodens verdankt.

Der 2 Meter hohe Wall, dessen Grundfläche von 7,80 bis 12 Meter Breite wechselt, wird von einem 2 bis 8 Meter tiefen und 10 bis 15 Meter breiten Graben umschlossen. Nach Norden zeigen sich Spuren einer ehemaligen zweiten Umwallung.

Der freie Innenraum hat eine Länge von 105 Meter und eine Breite von 80 Meter.

Ostlich befindet sich der alte schmale Eingang, während nordwestlich zur Holzabfuhr ein neuer breiter Durchbruch geschaffen worden ist. An diesem Durchbruch zeigen sich 0,30 Meter über der Wallsohle starke Kohlenreste. Die Jahrringe sind noch deutlich erkennbar und nach ihnen läßt sich schließen, daß sie von starken Hölzern stammen, welche als Schwellen oder Rähmen gedient haben. Ihre Richtung läuft dem Damme nach und es zeigt sich, daß der Wall einst kasemattirt war.

Darauf deuten auch die vielen Unebenheiten an der Innenseite des Wallles, während die Außenseiten völlig glatt erhalten sind. Einen fernerer Beleg bringen die vielen wilden Kaninchen und Füchse, welche aus ihren Löchern Holzkohlentheile und Nische scharren. Auch an der Südseite, an welcher anscheinend nie ein Wall vorhanden war, bringen sie reichlich Holzkohle zu Tage, es müßte demnach hier eine Unterkellerung aus Holz vorhanden gewesen und durch Feuer zerstört worden sein.

Der Wallgraben erweitert sich südwestlich schluchtartig und führt als breiter Gang zu Wasser und Wiese hinab.

Als Sage ist nur der Bericht vorhanden, daß von hier aus ein unterirdischer Gang nach Klein-Dels (2 Kilometer südöstlich) und nach Krippitz (12 Kilometer südwestlich) geführt habe, jedenfalls ist darunter nur ein durch Wälle zu beiden Seiten gedeckter Graben zu verstehen.

100 Schritt südlich finden sich im Sandboden zahlreiche Scherben von Urnen und Töpfen.

Ein alter Straßenzug führt von Bohrau und Wanzen nach Klein-Dels hier vorüber.

Diese Schanze gleicht in ihrer Form und in ihrer örtlichen Lage der Forkenburg bei Haddamar in Hessen, nur daß dort die Wälle größtentheils abgefahren sind und dadurch der Innenraum 15 Meter größer erscheint.

Daß ehemals an den Sandbergen Weinbau von Deutschen getrieben wurde, darauf deutet der ehemalige Name der Brandmühle „Wein-Mlyn“. Also halb deutsch, halb polnisch Weinnühle.

Da wo jetzt die Kauerhäuser stehen, soll ehemals ein herrschaftliches Vorwerk gestanden haben, wahrscheinlich die Vorburg.

Das Siechen, Schanze westlich des Forsthauses bei Niehmen.

2500 Meter nördlich von Alt-Breslau, zwischen dem Obenbach und der Ohle befindet sich der Rest eines ehemaligen Rundwalles, er ist verackert, der ehemalige Wall markirt sich in einer Höhe von 0,50 Meter, dadurch läßt sich die Richtung von Nord nach Süd und die Länge des Innenraums auf 14 Meter Breite und 25 Meter Länge bestimmen.

Ohne die ortskundige Führung des Herrn Pfarrer Senf aus Laugwitz würde ich diesen Schanzenrest kaum gefunden haben.

Zahlreiche Urnenscherben lagen auf dem frisch geeggtten Acker.

Der Name Siechen, Siegen, bezeichnet ein quelliges Land, in Schlesien ist er nur noch bei Bezeichnung des Gegentheils in Übung, z. B. alle Quellen versiegen u. dergl.

Hier bei Siechen und Sigmannsdorf hat der alte Pfad die Ohle überschritten und ist in seinem Hauptzuge weiter gegangen nach dem Goyberge.

Ich folge jedoch jetzt seinem Laufe nicht, sondern dem alten Grenzzuge, welcher sich hier westlich herumschwenkte.

Die nächste Schanze mußte auf dem Lerchen- oder Haserberge gelegen haben, aber auf ersterem ist eine Sandgrube, letzterer ist beackert, alles Suchen war vergeblich, schriftliche Ermittlungen ergaben Urnenfunde, aber nicht die Fundstelle.

Nach Jahren gelang es mir bei Baumgarten den Mann zu ermitteln, welcher als Knecht die Urnen sackerte. Die Stelle heißt 35 Morgen und liegt an der Sigmannsdorf-Kauerener Grenze. Der Fund bestand aus einer sehr großen und schönen Henkelurne und vielen kleinen. Sie wurden mit auf den Gutshof genommen ihr Verbleib ist unbekannt.

Nördlich der Fundstelle zeigten sich Vertiefungen mit Brandspuren.

Die Gotternschanze zu Wüstebriefe. ¹⁾

Fig. 27.

Südwestlich des Dorfes und der Kirche erhebt sich ein Schanzenkegel, von welchem man Fernsicht in die weite Ebene hat. Er hat eine abgerundete Form, von der Grabensohle eine Höhe von 9 Meter, eine Kronenbreite von 9 Meter und eine Länge von 10 Meter bis an die Kirchhofsmauer, welche den Schanzenkegel durchschneidet. Ursprünglich war die Länge 15 Meter, als aber eine Vergrößerung des Kirchhofes nöthig wurde, kaufte die Gemeinde 1 Morgen vom Schanzengarten; die Mauer des Kirchhofes wurde durch die Schanze geführt und so ging nicht nur der nördliche Graben verloren, sondern auch der obere Ringplatz wurde um 5 Meter verringert.

Der verbliebene Rest ist mit Bäumen bepflanzt, mit Bänken versehen und bildet ein angenehmes Ruheplätzchen. Beim Bau der Mauer wurden nur durchglühte Steine, Asche, Scherben und verrostetes Eisen gefunden, das Niemand beachtete.

Der Graben welcher sich noch von Ost nach West herum zieht, hat eine Breite bis 8,50 und eine Tiefe bis 3 Meter.

Nach Aussage der ältesten Leute dortiger Gegend soll sich nördlich der Kirchhofsmauer bis an die Straße, da wo an den hohen Pappeln der Graben eine Ausbuchtung hat, ein anderes Schanzenwerk mit drei Gräben befunden haben, in denen Sauer-Kirschbäume standen. Der gegenwärtige Scholze, welcher um das Jahr 1829 hierher kam, weiß davon nichts.

Die Sage berichtet: Beim Bau der Schanze haben die Soldaten den Boden in den Helmen hinaufgetragen. Derartige Leistungen waren bei den Germanen nichts Außergewöhnliches. Im 5. Buch Cäsars über den Gallischen Krieg wird gesagt, daß als das germanisch-belgische Heer der Nervier bei der Belagerung des Winterlagers des Legaten Cicero keinerlei Schanzzeug hatte, so stach es mit den Schwertern den Nasen aus, raffte ihn in die Mäntel und trug ihn zum Bau eines Dammes. In weniger als 3 Stunden errichtete es einen 11 Fuß hohen Wall mit davor liegendem 15 Fuß tiefem Graben und schloß

¹⁾ Auch Knie erwähnt diese Schanze, ich halte es aber geradezu für eine Vergeudung an Zeit und Kraft, da wo ich die Schanze vor mir liegen sehe auch noch zum Beweise, daß sie vorhanden ist Den und Jenen anzuführen, der sie auch gesehen oder genannt hat.

damit das Heer der Römer auf einen Kreis von 500,00 römischen Fuß (à 29,4 Centimeter) = 14,70 Kilometer ein. Das war im Jahre 54 v. Chr. — Wir finden hier die deutschen Krieger schon mit Mäntel bekleidet. — Helme von Metall wurden schon 100 Jahre früher erwähnt. — Es hat also gar nichts auffälliges, wenn die Ueberlieferung eine Anzahl kleiner Grenz-Schanzen als mit dem Helm geschüttet bezeichnet.

Das Land ist fruchtbar, meist Weizenboden, anscheinend haben sich hier schon in frühester Zeit zwei Wege gekreuzt.

Ich nehme an, daß die jetzige kleine Schanze nur den Wartthurm trug und daß das größere Schanzenwerk da lag wo sich noch die Spuren nördlich und westlich des Kirchhofes verfolgen lassen.

Nebensächlich bemerke ich, daß das Dorf Wüstebrieze ehemals eine größere Bedeutung gehabt haben muß, als es jetzt bei seinen 6 Besitzern hat, es spricht dafür nicht nur die große Kirche, sondern es wurde beim Neubau derselben in einem Gewölbe eine große Anzahl Mittersärge gefunden, die man mit Bauschutt verschüttete.

Das alte Schloß und die Kirche zu Culendorf.

Fig. 28.

300 Meter westlich von Culendorf befindet sich südlich der Chaussee ein alter Schanzenrest, dessen südlich der Sarofke gelegener Theil den Namen „altes Schloß“ führt, während der nördlich gelegene Theil keinen Namen hat.

Den südlichen Theil umschließt ein 120 Meter langer, an der Sohle bis 17 Meter, an der Krone bis 5 Meter breiter und 2,50 Meter hoher Wall.

Der freie Innenraum bis an die Sarofke beträgt 42 Meter und 44 Meter. Ostlich schließt sich an diesen Wall ein gegen 200 Meter langer Damm von 2 Meter Höhe, 5 Meter Kronen- und 15 Meter Sohlenbreite. Welchen Zweck er gehabt, konnte ich nicht ermitteln, als Deich kann er nicht gedient haben, da das Wasser der Sarofke tiefer liegt als die Sohle des Dammes.

Vor dem Schloß hat der Damm fast rechtwinklig ein Knie. Ein alter Pfad kommt von Strehlen über Klein-Lauden, Großburg und Kochern hier her und es scheint, als ob die Straße die jetzt über Haltungs geht ehemals hier vorüber und über Unchristen an die Straße nach Breslau gegangen sei.

Nördlich der Sarofte befindet sich zunächst in der Richtung nach Eulendorf ein Damm von 80 Meter Länge, 5 Meter Kronen- und 10 Meter Sohlenbreite bei 1,50 Meter Höhe, vor ihm östlich ein Graben von 9 Meter Kronenbreite und 2 Meter Tiefe.

Daß auch der Damm, auf welchem heute die Chaussee liegt, ehemals einen Wall der Schanze bildete ergibt sich aus seiner im Knie geführten Anlage.

Westlich befindet sich ein Wallrest von 34 Meter Länge bis 0,50 Meter Höhe und 5 Meter Kronenbreite.

Nordwestlich des alten Schlosses führt ein 120 Meter langer, 1 Meter hoher und 5 Meter breiter Wall bis an die Chaussee, hinter dieser lag eine andere kleine Schanze:

Die Kirche.

Ein Wall und Graben umschloß einen abgerundeten, viereckigen aufgeschütteten Erdkegel von etwa 30 Meter und 24 Meter Grundfläche und 2 Meter Höhe.

Die Sage berichtete, hierauf habe eine Kirche gestanden und es seien noch im dreißigjährigen Kriege Krieger hier begraben worden.

Um der Sache auf den Grund zu kommen, ließ vor etwa 30 Jahren ein Besitzer den ganzen Hügel abfahren und die Wälle ebenen; dabei fand sich daß die Sage Recht hatte, es ergaben sich zwei Arten der Beerdigung. Es fanden sich Urnenscherben, Asche, eine Steinmauer ohne Mörtel, eiserne Thürbänder, Schlösser, Hufeisen und viel anderes Eisengeräth und zu oberst stieß man auf noch gut erhaltene starke Schädel, von denen ein Arzt zwei an sich nahm, Knochen, den Absatz eines Reiterstiefels u. dergl., was zu dem Schluß berechtigte, daß hier wirklich noch in späterer Zeit Beerdigungen erfolgt waren, ja es kann sogar hier eine hölzerne Kapelle gewesen sein, denn hölzerne christliche Bildwerke haben sich noch in neuerer Zeit unter den Eichen bis zur Hauptschanze befunden.

Die unteren Funde gehörten der Vorzeit an.

Nach Abfahren des Hügels sind die Knochen zc. an derselben Stelle tiefer eingegraben worden; geglaubt wird, daß sobald die Sonne untergeht, hier die weiße Frau erscheint und in früherer Zeit war es für den Wanderer gerathener, in Haltauf zur Nacht Halt zu machen als hier vorüber zu ziehen.

Diese kleine Schanze war ursprünglich nichts anderes als sie alle sind, Vorkurgen, Zollstätten, befestigte Herbergen und Schutz- und Stützpunkte der Brücken und Straßen.

Nun könnte es aber auffällig erscheinen, daß sich an und in ihnen Urnen finden.

Die Erklärung liegt nahe. Die damaligen Schanzenbewohner hatten das Bestreben, ihre Todten mit so wenig als möglich Beschwerlichkeiten zu bestatten; auch unsere Kirchhöfe liegen noch mitten in den Dörfern.

Wie die große Schanze Burgberg zeigen wird, wurden die Todten auf dem Außenwall verbrannt, warum sollten die Bewohner der kleinen Schanzen nicht dasselbe thun?

Die Urnen bewahrten sie in der Steinkammer des Hauses auf, oder betteten sie in der Brandgrube; es giebt doch keine bequemere Bestattungsart.

Nun sei es auch unbestritten, daß die Slaven diese öden Wälle für ihre Cultuszwecke und für die Bestattung der Todten wählten und ich habe es bereits gesagt, daß ihnen das Christenthum darin nachahmte und dasselbe that, aber mit dem ursprünglichen Zweck der Errichtung dieser alten Bauwerke hatte das gar nichts zu thun.

Der Totternberg bei Galtauf.

Südlich von Galtauf auf der Grenze nach Kurtsch erhebt sich auf flach ansteigendem Lande eine etwa 1,50 Meter höher liegende Kuppe, die den Namen Totternberg trägt. Alte Leute bekunden, daß sich in ihrer Jugend hier eine hohe Schanze befand, die abgefahren wurde, bis schließlich an ihrer Stelle eine große Sandgrube entstand.

Auf der Kuppe auf der sich nur der kleine Theil der Schanze, die Wachtstätte, befunden haben kann, zeigt eine um dieselbe südlich herumlaufende Einsenkung von etwa 60 Meter Länge, daß hier Gräben und Wälle waren.

Auch der kräftigere Wuchs der im August 1887 dort stehenden Runkelrüben verrieth, daß seine Wurzeln tiefer in lockeres Erdreich hinab griffen als in dem umgebenden Lande.

An dieser Stelle ist eine freie Aussicht nach Osten, während sie nach Süden durch das weiter ansteigende Land beschränkt wird. Die Kreisgrenze läuft mitten durch die Schanze.

Die Sage berichtet nur, daß die Tottern den Boden zum Bau der Schanze in den Mützen hinauf getragen haben.

Die Schwedenschanze zu Liebenenthal, auch Meilbergel, jetzt „Bismarckhöhe“ genannt.

Fig. 29.

Südöstlich des Schlosses zu Liebenenthal dicht an der Straße befindet sich auf der etwa 10 Meter höher als die Umgebung liegenden Anhöhe ein 5 Meter hoher geschütteter Erdwall, auf dem eine große Tafel mit großen Buchstaben die Bezeichnung „Bismarckhöhe“ trägt.

Der obere freie Platz der Schanze hat nur einen Durchmesser von 8 Meter, sie war nichts anderes als ihre Nachbarin.

Ob die große nördlich von der Schanze liegende Sandgrube das Hauptwerk verschlungen hat, ob und welche Funde dabei gemacht wurden, das konnte ich nicht ermitteln, denn hier zeigt sich der bedauerliche Fall, daß während die Vorfahren bedacht waren, einer Anzahl kleiner Landbauer Grundbesitz zu überweisen, hier das Herrngut den kleinen Grundbesitz völlig verschlungen hat. Liebenenthal ist nur noch eine Domaine, mit dem Schwinden der kleinen Besitzer schwand aber auch die Sage, das wechselnde Hofgesinde pflegt dieselbe nicht.

Die Schwedenschanze bei Jackschönau.

Westlich vom Dominium, nur 250 Meter entfernt, erhob sich auf der Anhöhe ein Erdkegel wie zu Liebenenthal, er wurde in den letzten Jahren, da er die Beackerung erschwerte, abgefahren, Funde wurden nicht beobachtet. Hingegen fanden sich bei der Beackerung etwa 500 Meter westlich zahlreiche Urnen, die aber in Scherben gingen. Ob dort eine große Schanze lag, ließ sich nicht ermitteln, denn hier wie überall, wo der Boden hohen Ertrag bringt, ist das Bestreben seit langer Zeit dahingegangen, jede Scholle nutzbar zu machen und die Wälle zu ebnen.

Ein in der Nähe der Urnenfunde befindliches kleines Gebüsch führt jedoch den Namen „Schiedlitz“ und dieser Name bedeutet im polnischen dasselbe wie im deutschen das Cassé, Besitz, Wohnsitz.

Der Kubitzkeberg bei Guckelwitz. ¹⁾

Fig. 30.

Südlich von Guckelwitz, dicht an der nach Tschönbankwitz führenden „Breslauer Straße,“ ungefähr 700 Meter von Guckelwitz und 200 Meter von der Einmündung der Straße von Jakschönau liegt auf langgestrecktem Hügel ein Erdkegel von 82 Meter Umfang, bis 5 Meter hoch der an der Oberfläche nur noch einen Durchmesser von 8 Meter in der Richtung Nordost Südwest und von 5 Meter nach Nordwest Südost hat.

Brand- und Theerreste deuten auf abgebrannte Johannisfeuer.

Der frühere Besitzer wollte vor etwa 50 Jahren diesen Hügel ganz abfahren und hatte auch damit schon begonnen, wurde jedoch durch das Landrathsamt daran gehindert.

Der Hügel ist fast genau so wie seine Nachbarn.

Eine Sage haftet nicht an ihm. Nur das Tragen des Bodens in der Mütze wiederholt sich.

In der nur 50 Meter in der Richtung nach Guckelwitz von ihm entfernten Sandgrube wurden vor etwa 20 Jahren zwei Reihen über einander stehender Urnen und mehrere steinerne Kerze gefunden, welche schön glatt und glänzend bearbeitet gewesen sind, aber in verschiedene Hände verstreut wurden.

Der Boden ist Rübenboden, Wasser und Wiese liegen nördlich westlich und südlich bis 1000 Meter entfernt. Westlich von hier liegt in der Richtung nach Wirrwitz der „große Gemeindegarten,“ er ist gegen 2500 Schritt lang. In neuester Zeit wurde er breiter und tiefer gemacht und dient zur Entwässerung; in der Vorzeit kann er eine Landwehr gebildet haben, da er zwischen den Schanzen zu Guckelwitz und Wirrwitz in derselben Richtung läuft. Ich möchte glauben auch der an ihm und der Straße auf freiem Felde liegende „Gerichtskretscham“ sei eine alte Schanze gewesen.

Der Kopitzke-Berg bei Buschkowa und Wirrwitz.

Zwischen Buschkowa und Wirrwitz östlich der Breslau-Zobtener Bahn, befand sich auf der Kuppe der Anhöhe bis zu welcher jetzt eine

¹⁾ Schlef. Vorzeit Bd. I S. 38.

große Kiesgrube heranreicht, ein Erdkegel wie zu Guckelwitz und an anderen Orten.

Im Jahre 1812 kam das Ackerstück bei der Separation in den Besitz eines Wirrwitzer Wirthes und von dieser Zeit ab ist nach und nach der Erdkegel abgefahren und geebnet worden.

Mit ihm verschwand auch der Name des Berges, ich konnte in Buschkowa und Wirrwitz Niemand finden, dem der Name Kopitzke-Berg für diesen Hügel bekannt gewesen wäre, trotzdem er auch in den neuen Meßtischblättern enthalten ist, statt seiner ist bei den folgenden Geschlechtern der Name Schmiedeberg getreten, weil sich das Ackerstück seit langer Zeit im Besitz des Schmiedes zu Wirrwitz befindet. Beim Bau der Eisenbahn gelangte neben der ehemaligen Schanze eine Kiesgrube zur Anlage, es fanden sich Urnenscherben und eine Gußform für Bronzenadeln, die in das Museum nach Breslau kam. Erst in Altenburg fand ich alte Leute, welchen der Name und die erfolgte Einebnung des Schanzenrestes noch bekannt war.

Der Acker ist vorwiegend Rübenboden. Wiesen sind in südlicher Richtung am Fuß des Berges.

Der Windmühlenberg bei Albrechtsdorf.

Zwischen der ehemaligen Schanze zu Wirrwitz und der zu Altenburg muß sich der Entfernung und örtlichen Lage nach auf dem Windmühlenberge zu Albrechtsdorf eine Schanze befunden haben.

Trotz aller Mühe konnte ich nur ermitteln, daß der südliche Theil des Berges früher Weinberg hieß.

Ich vermute, daß die Schanze am nordwestlichen Abhange des Berges lag, da wo sich jetzt die große und bis 8 Meter tiefe Sandgrube befindet.

Ich fand an dem südwestlichen steilen Rand derselben Lagerungen von schwarzer Brandasche und roth gebrannter Erde, in derselben Weise wie ich sie am Außenwall des Burgberges fand, ehemalige Gruben von etwa 1 Meter Tiefe und Breite. Es scheint aber noch Niemand darauf geachtet zu haben, vielleicht geschieht es noch.

Der Storchwinkel zu Altenburg.

Fig. 31.

Vom Mühlenberge zu Abrechtsdorf zieht sich ein schnurgerader Feld- und Grenzweg in südlicher Richtung nach Queitsch und Altenburg. Daran soll sich ehemals ein langer Damm befunden haben, ich fand nur noch entlang des Pfarrackers die letzten Reste eines 1,30 Meter hohen und 225 Meter langen Walles, er war fast durchgängig schon beackert und die Ebnung wurde fortgesetzt. Die Richtung dieses Dammes und die örtliche Lage führen zu dem Schluß, daß ein größeres Schanzenwerk da gelegen haben müsse, wo jetzt die Kirche zu Queitsch steht.

Der Baustil der Kirche deutet auf die früheste Zeit schlesischer Kirchenbauten, die Sage nennt als Erbauer Peter Vlast.

Von hier ist die weitere Richtung der Zotten.

Südlich von Altenburg in einer Entfernung von etwa 800 Meter befinden sich am Schwarzwasser im Storchwinkel, die Reste eines ehemaligen Ringwalles, derselbe ist jedoch bis unter die Oberfläche des umgebenden Landes abgetragen und erhebt sich nur noch bis 0,50 Meter über die Sohle des ehemaligen Wallgrabens. Die innere lichte Länge des ganzen Schanzenwerkes mißt 68 Meter und die Breite 52 Meter. Der Wallgraben ist bis 13 Meter breit und die nordöstlichen Reste des Außenwalles haben noch eine Höhe bis 3 Meter. Anscheinend war es ein doppelter Graben, der dieses Schanzenwerk umschloß und das Schwarzwasser nahm seinen Lauf um dasselbe herum.

Bei Bestellung der umliegenden Aecker wurden von verschiedenen Besitzern und zu verschiedenen Zeiten Handmühlsteine, etwa 0,30 Meter Durchmesser, mit Loch und bis 10 Centimeter stark, sowie mehrere steinerne Aerte mit Loch gefunden und gingen theilweise in die Hände des Besitzers von Queitsch über, wohingegen Urnen und regelmäßig lagernden Lehmmassen keine besondere Beachtung erwiesen wurde.

Dem Auffinden von Handmühlsteinen lege ich keinen vorgeschichtlichen Werth bei, denn obgleich Wind- und Wassermühlen schon in sehr früher Zeit betrieben wurden, so waren doch Handmühlen noch zur Zeit Karls d. Gr. im Gebrauch. Durch eine Verordnung desselben waren die Provinzen nicht nur zur Fortschaffung des Kriegsgeräthes, der Wurfgeschosse, der Brücken und Schiffsgeräthe, sondern auch der Mühlen verpflichtet. ¹⁾

¹⁾ Berg III 188.

Wir dürfen also der Auffindung von Handmühlensteinen keinen vorgeschichtlichen Werth beilegen, sie haben sich auf Ritterstätten und Burgen sehr lange erhalten. Sie liefern aber den Beweis, daß Menschen an dieser Stelle wohnten oder lagerten.

Alle Ueberlieferungen fehlen in Altenburg, nur soviel wird berichtet, daß zu der Zeit, als auf dem Burgberge die Burg stand, von welcher heute keine Spur Zeugniß giebt, das Dorf Altenburg nicht an seiner heutigen Stelle, sondern auf dem Dörfelberge gestanden hat.

Dort finden sich auch im Acker lange Spuren von Lehm, jedenfalls wurde die Ansiedelung von einer Lehmwand umschlossen.

Die heute noch vorhandenen Reste der Schanze im Storchwinkel, die auch Schloß genannt wird, kann ich nur als eine am Wege gelegene Vorburg bezeichnen. Queitsch und Altenburg scheinen noch manche Reste der Vorzeit zu bergen, auch scheint hier die Bevölkerung weniger schnell gewechselt zu haben.

Der Burgsberg bei Rogau.

Westlich, etwa 600 Meter von Strachau, auf der großen, zu Rogau gehörigen Herrenwiese, befinden sich die Reste eines ehemaligen Rundwallcs, dessen noch schwach erkennliche Wallspuren von einem bis 20 Meter breiten Graben umschlossen waren und dessen innerer freier Ringplatz eine von Ost nach West gehende Länge von 60 und eine Breite von 37 Meter gehabt hat.

Die ganze vom Schwarzwasser durchflossene Umgebung war anscheinend ehemals Sumpf und Wald. Eine Sage konnte ich nicht ermitteln. Von hier weist der Grenzgraben zum Zobten hinauf.

Der Zobtenberg.¹⁾

Fig. 33.

Am Wege von Zobten nach dem Berge finden sich, da wo am Kreuzweg die Kapelle steht, abwärts nach der Försterei vier Gräben und

¹⁾ Auch hier nenne ich nur diejenigen Quellen, welche wirklich fließen, diejenigen aber welche nur das bieten was sie aus ihnen schöpfen lasse ich weg.

Burghardt, Iter sabothum 1737 S. 155 u. w.

Kruse, Budorgis 1819 S. 122.

Schles. Prov.-Blätter 1823 S. 434.

Dr. M. Sadebeck, der Zobtenberg 1856 S. 17.

Dr. H. Adler, älteste Geschichte der am Fuße des Zobten liegenden Dörfer. 1856. Schles. Vorzeit Bd. II 223.

Preusker, Blicke in die vaterl. Vorzeit Bd. II u. N.

Dämme von einer Breite von 5 bis 10 m und 2 m Tiefe. Westlich der Kapelle zeigen sich in der Richtung den Berg hinauf, zunächst zwei Gräben, die durch die Anlage der Straße von den abwärts führenden Gräben getrennt wurden, in geringer Entfernung aufwärts treten bald rechts bald links, die Fortsetzungen dieser Gräben und Dämme auf, bis sie sich vor dem Kreuzweg, der nach der Striegelmühle führt, wieder auf der westlichen Seite der Straße alle vier regelrecht nebeneinander vereint finden. Die obere Breite der Gräben wechselt von 3 bis 5 m und nur der zunächst der Straße liegende Grabenrest, welcher 0,50 m höher als die Straße liegt und beim Einschnitt für die Straße zum Theil verschüttet ist, hat eine obere Breite von nur 2 m.

Die Höhe der Wälle wechselt von 1,20 bis 1,50 und ihre Kronenbreite von 1 bis 2 m.

Weiter den Berg hinauf treten die Spuren bald rechts bald links der Straße auf und eine letzte führt als alter Weg an dem Steinbild der Jungfrau vorüber.

Des Wasserabflusses wegen können diese Gräben und Dämme schon ihrer Lage nach noch nicht angelegt worden sein. Welch anderen Zweck sie haben könnten, darüber konnte ich auch von forstfachmännischer Seite keine Auskunft erhalten.

Verfolge ich schon vom Mühlberge bei Abrechtsdorf aus den südlich geradearaus führenden Grenzweg und die an ihm noch auftretenden Wallspuren, schließe ich hieran den von den Rogauer Feldern in der Richtung des Zobten hinauf führenden „Grenzgraben“, so gelange ich zu der Annahme, daß die vier vorhandenen Wall- und Grabenspuren nur eine Fortsetzung des Grenzzuges sind, daß die älteste Grenze mitten über den Berg hinweg führte und dieser nicht das Eigenthum eines, sondern mindestens zweier Stämme war.

Ich finde dasselbe Verhältniß auch anderen Ortes, auch an den großen Zufluchtsstätten, die Hessen besitzt, ist es der Fall und vielfach geht die heutige Landes- oder Kreisgrenze noch mitten durch die großen Schanzen. Auch die vierfachen Wall- und Grabenreste sind anderen Ortes vorhanden, sie vereinen sich unter den Kuppen der Berge in einen Graben oder hören dann ganz auf. Zwischen ihnen lag die Grenze und sie sicherten zum Auf- und Abstieg jedem Stamm seinen Weg.

Hier auf dem Zobten befindet sich am Zusammenfluß der alten Grenzwege das Steinbild Jungfrau und Bär und bezeichnet wohl den

Beginn des allen Umwohnern gemeinschaftlichen Besitzes.¹⁾ Der Zobten weicht in nichts von der Beschaffenheit ähnlicher Schanzen in Deutschland ab.

Die Grundidee seiner Befestigungsanlage ist dieselbe wie überall.

Ein höchster enger Raum zur Aufnahme eines Wartthurmes, hier die Schaubühne, ein durch die Natur gebotener anderer Raum auf dem jetzt die Kirche steht war ein geeigneter Ort für einen festen Bau in dem die Herren ihren Sitz hatten und zur Aufnahme der großen Masse der aus der Umgegend hier herauf flüchtenden Bewohner und ihres Viehes wurde ein tiefer liegender freier Raum geschaffen, die dabei gewonnenen Steine wurden dazu verwandt, um die am leichtesten zugängliche Seite durch einen doppelten Steinwall zu schließen, das ist der Plan der Anlage hier wie überall, so ist es auf dem Vogelberge bei Reichenstein, so an vielen andern Orten bis an den Rhein.

Ja der Zobten ist sogar nur ein kleines Schanzenwerk dieser Art, die Altenburg bei Niedenstein in Hessen umfaßt einen viermal so großen Raum, der Zobten weicht in nichts von anderen Schanzen ab, ragt in nichts über sie hervor und bei aller Vorliebe die ich für den Berg habe, muß ich sagen, seine Befestigung verleiht ihm keinen Vorzug vor allen derartigen Schanzen.

Daß in slawischer Zeit die Bevölkerung hier oben einen Wallfahrtsort errichtete, den das Christenthum beibehielt, erscheint mir nicht zweifelhaft.

Daß sich auch der Mauerbau, der im Gefolge des Christenthums erschien, hier oben gründete, das zeigen die Trümmer.

Man darf nicht annehmen, daß die Besten der Urzeit in friedlichen Zeiten ohne Besatzung gewesen wären, es mußte in ihnen schon im Frieden alles das vorhanden sein was man im Falle des Rückzuges am Zufluchtsorte bedurfte, Gebäude für Menschen und Vieh und Vorräthe aller Art, in diesen Vorsichtsmaßregeln war das deutsche Volk stets groß, das bezeugt schon Tacitus in seiner Germania, Kap. 35, wo er von den friedfertigen Chaukern sagt: Schlagfertig ist jedoch Alles und im Nothfall ein Heer in Bereitschaft zc.

Die Besatzung dieser Wallburgen bildete dann bei ausbrechendem Kriege den festen Stamm um den sich die aufgebotene Mannschaft scharte.

¹⁾ In halber Höhe des Berges liegt am Wege ein unbeachtetes Steinbild, es ist den Forstbeamten und Waldarbeitern bekannt, sie nennen es zum Unterschiede „den Kleinen Bär.“ Siehe Figur 32.

Daß die Häupter des Volkes, denen auch die kriegerische Leitung oblag, sich damals mit ihrer kleinen Streitmacht diese Wallburgen als Wohnsitz wählten ergibt sich daraus, daß sie diese Wohnsitze noch inne hatten als die Verhältnisse längst andere geworden waren. Die feste Burg sicherte das Uebergewicht auch über die eigenen Stammesgenossen.

Die Sagen des Zobtens verlieren sich in der grauesten Vorzeit; daß es Erinnerungen aus deutscher Vorzeit sind, ist dadurch erkenntlich, daß ich z. B. die Sage von den Schätzen und der Springwurzel an der Burgstätte bei Mendorf in Hessen wiederfinde. Die Hauptsage behandelt die Entstehung des Berges und deutet auf vulkanische Erscheinungen, sie zieht aber weit auseinander liegende Ereignisse zusammen und webt sie zu einem Bilde dessen Farbenspiel auf einen klösterlichen Pinsel deutet.

Es wird von einem großen Kampf gesprochen der plötzlich hereinbrach und dem der schwach besetzte Zobten schnell zum Opfer fiel. Der dritte Theil deutet auf einen Kampf bei Einführung des Christenthums.

Güthmann hat diese Sagen in einem volkstümlichen Büchlein gesammelt, aber das dabei beliebte humoristische Gewand ist der Forschung nicht förderlich. (Der Zobten von A. Güthmann.)

In der Sage vom Herrlaberge finden sich Erinnerungen an das Erscheinen der Bergleute, welche das Land und auch den Zobten bergmännisch untersuchten. (Siehe der „Mullwitzberg“.) Die weiteren Sagen reichen nicht bis in die Urzeit zurück.

Daß der Berg in religiöser Beziehung zur Slavenzzeit seine Bedeutung gehabt haben kann, ergibt sich durch seine Lage; wenn hier oben die Lohe aufflamnte konnte sie weit umher gesehen werden, aber, daß soviel Dinte als Opferblut auch für die germanische Zeit über ihn vergossen worden ist, das hat er wirklich nicht verschuldet, dafür liegt an Ort und Stelle nicht der geringste Anhalt vor.

Daß sich rings um den Zobten und seine hochgelegene Schutzwehr schon in der frühesten Zeit zahlreiche Ortschaften bildeten, das beweisen die in den Dörfern vorhandenen alten Wälle und die in ihnen enthaltenen Urnen.

Der Geiersberg.¹⁾

Fig. 34.

Daß der Schanzengürtel auf dem Zobten nicht geendet, sich vielmehr nach dem Gebirge hin gezogen und bei Wartha geschlossen haben würde, war mir zwar nicht zweifelhaft, aber es mußte der praktischen Forschung vorbehalten bleiben, die Anschlußlinie zu ermitteln. Ich nahm zuerst an, sie habe sich vom Zobten westlich um die Keltischer Berge mit ihrem alten Schloß herumgezogen und dann westlich von Reichenbach an das Gebirge gelehnt, diese Annahme war jedoch irrig. Ich war nun genöthigt auch den Geiersberg in der Kreis meiner Untersuchung zu ziehen, um so mehr da vieles über denselben geschrieben worden ist, was auf eine ehemalige Befestigung schließen ließ.

Ich habe den Geiersberg, wie die meisten schlesischen Schanzen im Winter besichtigt; so lange schneefreies Frostwetter vorherrscht, ist für die Forschung die geeignetste Zeit.

Die meisten Schanzen sind derart mit Gesträuch und Dornen bewachsen, daß es im Sommer sehr schwer ist, sich genau von ihrer Lage und Beschaffenheit zu überzeugen, dann kann man aber auch im Winter über Sümpfe und Gräben leichter als im Sommer gelangen.

Ich bin ein bedürfnisloser Fußgänger und trage nie Erfrischungen bei mir, als ich aber am 6. Dezember 1887 von Tampadel aus den Berg bestieg, lag ein dünner Schnee und ein nasser Nebel zog über die Höhe, die Anstrengung in schwerer Kleidung und bei glatten Steinen und Gräsern war so groß, daß ich, obgleich völlig durchschwitzt doch genöthigt war, Schnee in den Mund zu nehmen, um mich zu erholen; ich erkannte also wohl, wie leicht der Berg von oben zu vertheidigen sei, aber oben angelangt erkannte ich auch, daß sich auf ihm keine Streitmacht entwickeln konnte.

Es sind genau dieselben Verhältnisse wie überall an alten Zufluchtsstätten. Die Kuppe hat nur einen Durchmesser bis 6 m, sie trug also nur einen kleinen Bau als Beobachtungsposten. Der Kamm des Berges ist nur 3 m breit.

1) Burghardt, Iter sabothum, 1737, S. 164.

Schles. Prov.-Blätter ältere Folge, Band 57, S. 44.

Schles. Prov.-Blätter neue Folge, 1866, S. 89—91.

Schles. Prov.-Blätter neue Folge, 1870, S. 577.

Dr. W. Sadebeck, der Zobtenberg 1856, S. 17.

Ein breiter geschütteter Steinwall läuft nach Osten; der Berg ist von Norden leicht zu ersteigen, wo hingegen er nach Westen schärfer abfällt.

Diesen scharfen Abhang hinab läuft nun ein bald sehr gering, bald stärker auftretender Steinwall, der im Osten wieder zur Kuppe heraufführt und zu dessen Begehung man mit dem Auf- und Abklettern einiger Stunden bedarf.

Diesen Steinwall hat nun die Phantasie zu allem möglichen gemacht, wobei die Opferstätte selbstredend nicht fehlen darf.

Geschützt durch die Kuppe des Berges erscheint südöstlich unter derselben etwa 15 bis 20 m tiefer und gegen 400 m von der Kuppe entfernt eine abgeflachte Stelle mit einer Wasserlache, jetzt heißt sie der „Staatsplatz“, ursprünglich war es der Ort an dem sich die Gebäude zur Aufnahme der Flüchtlinge befanden, denn der kleine Zobten hat für die auch in der Urzeit schon reich bevölkerte Gegend nicht ausreichen können.

Nun fragt es sich, was hatte die viel weiter bis etwa 1100 m hinab reichende Steinschüttung für einen Zweck?

Der Geiersberg hat eine eigenartige Vegetation. Sein Untergrund ist meistens fruchtbarer Lehm.

Die Lage des Innenraums im Steinwall ist derart, daß sie vom ersten bis zum letzten Sonnenblick volle Sonne hat, gegen raue Winde ist sie völlig geschützt, sie liegt im Gebiet des Laubholzes.

Die Lage des Geiersberges selbst ist keine dominirende, ein Burgherr wird sich niemals hier dauernd aufgehalten haben, eine Besatzung für die Gebäude der Zufluchtsstätte aber mußte bleiben.

Wenn nun diese Leute den Bergabhang hinab soweit die geschützte fruchtbare, sonnige Lage reichte, die Steine nach rechts und nach links trugen, so entstand ein Steinwall wie er tausendfach am Rhein, der Mosel, der Nahe und anderen Orten vorhanden ist und sie bekamen den Raum zum Anbau frei.

Noch bis zum Jahre 1250 wird in den Decemregistern am Zobten ein Dorf Winow genannt, das seitdem verschwunden ist.¹⁾

Der Geiersberg ist nur ein Ausläufer des Zobten, es erscheint daher gar nicht unmöglich, daß hier das verschwundene Wino gelegen habe.

1) Schlef. Regesten bis 1250 Nr. 722.

Ob die Bewohner dem Namen nach zu schließen Weinbau trieben, oder was sie sonst zur Anpflanzung geeignet hielten, das war ihre Sache; sollten sie aber auch von der halben Höhe des Berges abwärts die Rebe gepflanzt haben, so waren sie auch klimatisch besser gestellt, als es in vielen Weinbergen Deutschlands der Fall ist.

Ich betrachte die Steinschüttung als ein Werk friedlicher Thätigkeit, zu ihrer Vertheidigung hätte sie gegen 4000 Mann erfordert und sie bietet von vornherein dem Angreifer kein Hinderniß und dem Vertheidiger keinen Schutz.

Unsere opfer- und kampflustigen Forscher werden sich hoffentlich auch am Geiersberg noch zu friedlicheren Anschauungen bekehren.

Von hier aus wandte ich mich zuerst südlich und traf:

Das alte Schloß an den Elbelhäusern.

Südlich der Kolonie Neuarthau, auch „die Elbelhäuser“ genannt, befinden sich geringe Wallreste und Grabenspuren des ehemaligen Schlosses. Ein Dammrest 12 m lang 3 m breit und bis 1 m hoch zeigt die abgerundete Form des Vierecks und ist noch von den Resten eines Grabens umgeben. Hier an Ort und Stelle wird das Schloß ein Raubschloß genannt, in Berthelsdorf erfahre ich jedoch von den ältesten Bewohnern, daß das Schloß im siebenjährigen Kriege niedergebrannt sei. Der letzte Besitzer ein Herr von Dobschütz liege in der Gruft in Berthelsdorf begraben, auch eine bei Berthelsdorf befindliche Bildkapelle sei eine Stiftung von ihm.

Vor etwa 40 Jahren waren Wälle und Graben noch so erhalten, daß ein Kahn zum Befahren des Wassers benützt wurde. Vor etwa 25 Jahren wurden die Mauern völlig abgebrochen und der Platz erst im Jahre 1881 völlig geebnet und das ist schon heute nach wenigen Jahren an Ort und Stelle vergessen. Es gelang mir in Reichenbach Leute zu finden, welche vor etwa 25 Jahren beim Abbruch beschäftigt waren, dieselben sagten, daß sie zweierlei Mauerwerk gefunden, gutes festes von Ziegeln, Steinen und Kalk, und in den Kellern solches wo die Steine nur mit Lehm verbunden waren.

Außer kleinen Hufeisen und einem Fläschchen mit einer öligen Flüssigkeit wußte sich Niemand auf Zunde zu erinnern.

Ich kehre zum Geiersberg zurück um den richtigen Faden zu suchen.

Die Dämme und Gräben im Walde an der nördlichen Grenze von Ober-Langseifersdorf.

Fig. 35.

Die ersten deutlichen Spuren der alten Wehr- und Grenzlinie fand ich erst in südlicher Richtung am Ausgange des Waldes, da wo die Grenze des Ober-Langseifersdorfer Waldes fast in gleicher Entfernung zwischen Tampadel und Endersdorf nach Westen in scharfem Bogen herumschwenkt.

An dieser Stelle laufen 3 Gräben von 3 bis 7 m Breite und bis 2 m Tiefe, scharf am Abhange des Hügels bis auf eine Länge von 68 m herum. Wenige Schritt östlich ziehen sich 4 andere Dämme und Gräben bis auf eine Länge von 110 m den Abhang entlang bis zum Ausgange des Waldes, wo auf dem Acker eine weitere Spur nicht zu entdecken ist.

Die in der Nähe beschäftigten Waldarbeiter vermochten mir keine andere Auskunft zu geben als, daß die Dämme und Gräben wohl aus Kriegszeiten herkommen müßten.

Der Fußweg, welcher vom Endersdorfer Wege östlich nach Ober-Langseifersdorf führt, läuft ersichtlich in völlig gerader Linie vom Vermessungsstein ab in einem ehemaligen Wallgraben und stand ehemals mit den weiter östlich auftretenden Tottergräben in Verbindung.

Der Schanzenberg bei Endersdorf.

Die erste Schanze die mir wenigstens noch dem Namen nach zu finden gelang, befindet sich am östlichen Ende des Dorfes Endersdorf, auf dem Schanzenberge. Dieser etwa 20 m hohe Hügel war bis in die neuere Zeit mit Birken bewachsen und mit einer viereckigen Schanze von etwa 12 m Durchmesser versehen. Dieselbe ist jedoch umgeformt, an ihrer Stelle befindet sich ein 5 m im Durchmesser haltendes Rondel, in diesem steht eine etwa 25 Jahr alte Linde und um den kleinen Rundwall ist ein 10 m im Durchmesser haltender bis 1 m hoher sechseckiger Stern geformt, welcher wahrscheinlich als Rasenbank dienen soll, denn der Hügel, welcher jetzt statt der Birken, eine Kirschbaumpflanzung trägt, wird ein angenehmer Ruhepunkt werden.

Funde an Urnen und Ringen sind gemacht worden aber Niemand weiß sichere Angaben zu machen.

Der Mühlberg bei Ober-Langseiffersdorf.

Fig. 38.

Ungefähr 1600 m vom Schanzenberg südlich, befindet sich der dem Müller Striecker gehörige dicht an der Straße gelegene Mühlberg, derselbe zeigt an der Ost- und Südseite so auffallende Formen, daß ich annehme, an dieser Stelle habe sich, ehe die Mühle nebst Wohngebäude erbaut wurden, eine Schanze befunden.

In drei Absätzen baut sich der Berg auf, um oben in einer Abplattung von 20 m auszulaufen.

Der Besitzer erkennt zwar ebenfalls das Ungewöhnliche der Bergform, konnte mir jedoch keine weitere Auskunft geben und es gelang mir auch sonst nicht, Weiteres zu ermitteln, ich muß diesen Punkt als fraglich bezeichnen.

In Ober-Langseiffersdorf beginnt nun eine Reihe hintereinander folgender Teiche, welche sich in der Richtung nach Osten über die Dörfer Stoschendorf, Col. Zentschwitz, Lauterbach, Panthenau und Pristram weiterziehend, hinter gewaltigen Dämmen diese ganze Gegend bewässerten und außer der Fischzucht und dem Betriebe einiger Mahlmühlen noch anderen Zwecken gedient haben müssen, und in der That lehnen sich östlich des Dorfes Stoschendorf an einen ehemaligen fast 300 m breiten Teich die sogenannten

Totterngräbe bei Col. Zentschwitz.

Es sind dies 4 neben einander herlaufende Gräben, wie sie am Zobtenberge und auch bei Endersdorf südlich des Geiersberges vorhanden sind, sie lassen sich hier von der Teichwiese bis zur Chaussee in östlicher Richtung auf die Länge von etwa 600 m verfolgen; an ihrer Nordseite soll der Sage nach, einst ein großes Dorf gelegen haben ehe Seiffersdorf entstand. 300 m weiter in östlicher Richtung dieser Gräben befindet sich im Garten des Gastwirth Semder

Das alte Schloß.

Fig. 36.

Es ist dies eine abgetragene viereckige Schanze, welche ringsum von flachen Anhöhen umgeben in einem Thalkessel eingeschlossen war. Der Wallgraben ist auf drei Seiten noch meßbar erhalten, er hatte eine Breite von 27 m und ist jetzt noch bis 1 m tief. Der in ihm liegende viereckige Wall war ehemals gegen 3 m hoch, ist aber bis 2 m

tiefer als das umliegende Land abgefahren worden. Die Grundfläche mißt von Süd nach Nord 35,50 m und von Ost nach West 25 m, rechne ich nur $1\frac{1}{2}$ fache Böschung, so würde der obere freie Platz 26,50 und 16 m ergeben haben. Die bei der Abschachtung gemachten Funde bestehend in Schwertern, Schlüsseln und bemalten kleinen Thongefäßen, sind vor 17 Jahren in den Besitz des Prinzen von Carolath in Sabor übergegangen.

Wieder nur gegen 400 m östlich, dicht an der Chaussee, befindet sich der sogenannte „Kirchberg,“ auf welchem sich einst eine Erhöhung befand, die aber in einer Sandgrube verschwunden ist.

Drei westlich gelegene Gräben und ebenso Reste zweier südlich der Chaussee noch 1,50 m hoher Dämme mit 7 m breiten Gräben zeigen, daß dieser Berg einst umwallt war, wovon sich auch östlich noch Spuren finden.

Der Ausdehnung der Umwallung nach zu schließen, hat sich hier vom Zobten her das erste große Schanzenwerk befunden.

(Ungefähr 600 m nördlich von hier befindet sich auf einer dem Herrn Semder gehörigen Anhöhe rohes Eisenerz.)

Wiederum östlich nur 1500 m weiter, finde ich in Lauterbach gleich am Anfang des Dorfes in dem mit einer $1\frac{1}{2}$ m hohen Steinmauer umschlossenen Garten des Freistellenbesitzer Josef Jacobowsky einen Schanzenrest, den sogenannten

Schloßberg.

Fig. 37.

Der ehemalige Wallgraben zeigt noch eine Tiefe bis 1 m und eine Breite bis 20 m.

Der ehemals bis 2 m hohe, aufgeschüttete Wall, ist jetzt nach erfolgter Abtragung an der Sohle 24 m breit und 37 m lang, wäre er $\frac{1}{2}$ m tiefer abgeschachtet, so würde er ganz dieselben Grundmaße zeigen wie der Schloßwall in Jentschwig.

Wenige Schritt südlich zieht sich der Bach und starke Teichdämme hielten einst das Thal unter Wasser. Die Wehrlinie mußte südlich liegen.

Nach Aussage des Vorbesizers und auch des Vaters des jetzigen Besizers, befand sich vor etwa 60 bis 70 Jahren in ihrer Kinderzeit, in dem Schloßberg ein Keller, der nur so hoch mit Steinen ohne Mörtel ausgefüllt war, daß die Knaben hineinkriechen konnten, in demselben befanden sich nur Scherben.

In der Mitte des Berges fand sich bei der Abtragung ein gemauerter Pfeiler aber er war inwendig hohl. Die Oeffnung betrug etwa 0,60 m im □ und reichte bis ins Wasser.

Untersuchungen über den etwaigen Inhalt wurden nicht angestellt, der Pfeiler wurde abgebrochen und das tiefer liegende Loch verschüttet.

In der südlichen Ecke des Hügels will der Besitzer und sein Vorgänger einen Brunnen erkannt haben, auf dem nordöstlichen Winkel will er bei der Abschachtung auf eine ehemalige Küche gestoßen sein und schließt dies aus den vielen dortigen Scherben aller Art.

Als ich ihm eine Urne sezizirte sagte er: „Ja solche Dinger waren auch dabei.“

Die Höhe des Kegels schilderte einer der Betheiligten, indem er die Hand über den Kopf hob als so hoch über ihm, was beinahe 3 m ergeben würde. Der Betreffende vergißt aber, daß zur Zeit als ihm der Ball so hoch über dem Kopf stand, er ein Knabe war. Der Hügel war kaum 2 m hoch, sonst hätte er keinen oberen freien Platz enthalten können.

Nur wenige m östlich vom Wallgraben stieß der jetzige Besitzer unterm Rasen auf einen etwa 2 m langen, 1 m breiten Stein, da er denselben allein nicht zu bewältigen vermochte, so zerschlug er ihn und da er, wie er sagt, unter demselben nur altes Gescherbe erblickte, so füllte er den Raum zu.

Der Sage nach hat dieses „Schloß“ einst drei Jungfrauen gehört nach denen auch der nahe liegende Frauenteich benannt ist. ¹⁾

Nach einer Aufklärung die dem Vorbesitzer aus dem Hypothekenbuch ertheilt wurde, soll das Grundstück dem Dom zu Breslau in früherer Zeit gehört haben, dann an das Hedwigsstift zu Brieg verschenkt worden sein, wohin es mit einigen 60 Pf. rentenpflichtig ist.

Jedenfalls dürfte es sich lohnen, diese Stelle wie noch manche andere eingehend zu untersuchen.

Von hier aus geht der alte Straßenzug in östlicher Richtung und indem ich ihm folge, gelange ich nach Panthenau.

1) Drei Jungfrauen werden in dem nahen auf sehr alter Stätte stehenden Schlosse zu Gublau genannt, sie sollen sich in einem Kriege in einem der doppelt über einander liegenden Keller haben verstecken lassen. Der Feind schleppte den treuen Diener bis in die Gegend von Grottkau mit und als er zurückkehrte fand er seine Schützlinge erhungert. Die Keller sollen auch einen Schatz bergen.

Die Schanze bei Panthenau.

Westlich von Panthenau an der Stelle, wo sich unterhalb der vor 5 Jahren eingegangenen Lindwurmühle der Weg über den krummen Graben zieht, befand sich noch vor 30 Jahren der Rest einer fast ein Stockwerk hohen gegen 80 Meter langen, sehr steilen Schanze, sie wurde der Schmiededamm genannt, weil der Schmied die Berechtigung zur Grasnutzung dort hatte.

Sie lehnte sich an einen jetzt ebenfalls abgefahrenen Teichdamm. Funde wurden nicht beachtet, irgend welche Sage ist nicht zu ermitteln, auch über die sonstige Beschaffenheit weiß Niemand mehr eine genaue Auskunft zu geben.

Nur eine Stelle heißt der Helbersleck und deutet an, daß hier die zum Verbrauch bestimmten Fische in einem Kasten verwahrt wurden.

Der Himmel bei Pristram. ¹⁾

Fig. 39.

Die Meistischblätter nennen die Schanze jetzt Schwedenschanze früher Tatarenschanze, sie ist vom Geiersberg herunter nebst dem Kirchengberg das zweite große Schanzenwerk das sich an die unter dem Namen Totterngräbe vorhandenen alten Grenzwälle lehnt.

Bis vor etwa 30 Jahren war die Schanze ein beliebter Vergnügungsort für die Bewohner von Nimptsch und Reichenbach, Sonntags war hier Concert und um den Ort noch angenehmer zu machen, erbaute der damalige Gutsbesitzer in die Schanze einen Aussichtsthurm.

Aber merkwürdiger Weise schwand von da ab der alte Nimbus. Die Schanze wurde nicht mehr besucht, der Thurm blieb unvollendet und die gut gearbeiteten steinernen Treppenstufen liegen noch unverbaut außerhalb des Thurmes. (Der Grund liegt wohl darin, daß die Eisenbahn andere Lustorte erschloß.)

Jetzt begann die Zerstörung der Schanze.

Der von Ost nach West quer über die Hochebene laufende Graben aus dem sich bis 4 m hoch der Damm erhob wurde verfüllt, der Damm wurde geebnet und abgefahren. Die Schanze selbst schloß sich ursprünglich

¹⁾ Büsching, Blätter für das ges. Schles. Alterth. 1820, S. 99.

Schles. Vorz. I. Bd. S. 35.

Knies Ortsregister S. 512.

den örtlichen Verhältnissen an und während südlich der Damm eine Fläche von 130 m Breite umschloß, verzüngte sich dieselbe nördlich auf 65 m die innere lichte Länge betrug 143 m. Westlich ist noch ein 74 m langer Wallrest vorhanden der aus dem Außenlande bis 7 m hoch aufsteigt und sich bis zum Thurme zieht, südwestlich des Thurmes liegt noch ein Wallrest von 15 m. Westlich fällt die Böschung etwa 30 m tief, steil zum Bache hinab. Eine Schlucht zieht von Süd nach Nord herum und ehemals staute südlich eine Reihe großer Teiche das Wasser. Jetzt ist die Fläche Ackerland.

Nach Aussage der noch ermittelten Arbeiter, welche die Abfuhr bewirkten war der Wall durchglüht. Er bestand aus rothgebrannter Erde gemengt mit Asche, dazwischen Scherben, Knochen, kleine Hufeisen, Sporen, Lanzenspitzen und an anderer Stelle fanden sich im Lehm theilweise erhaltene menschliche Gerippe.

Es wurden auch werthvollere Funde wie Bronze- und Steingeräthe gemacht, diese nahm der Besitzer Justizrath Steinmann mit nach Breslau, das andere verschleppten die Arbeiter.

Von der Schanze ist eine freie Aussicht nach Süd und West bis über Lauterbach. Wenn die Tataren 1241 hier durchkamen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie die vorhandene Schanze benützten, aber solche Wälle aufzuschütten hatten sie weder die Zeit, noch lag für sie als Reiter Schwärme die Nothwendigkeit vor.

Westlich in einer Entfernung von 300 m zieht sich am Feldweg ein bis 30 m breiter Graben, in welchem weiter südlich 3 Gräben und 3 Dämme erscheinen, die nur die Reste ehemaliger Grenzgräben sein können, der höchste ist noch 4 m hoch; anscheinend nahmen sie einstmals ihren Lauf nach der in südlicher Richtung sich ziehenden jetzigen Kreisgrenze. An der westlichen Böschung der großen Grube etwa 4 m höher befindet sich einer jener sogenannten Keller; es ist ein mit Steinen ohne Mörtel ausgefester Raum von 2,20 m Breite, 2,75 m Länge und 3,50 m Tiefe.

Bis vor einigen zwanzig Jahren wurde Eis in ihm aufbewahrt, den Zweck der ursprünglichen Anlage kannte Niemand.

Der Graben führt den Namen Schindergrube, der Hauptdamm scheint als Sandgrube gedient zu haben und ist nur noch gegen 30 m lang.

Gedeckt durch den über 400 m über N. N. hohen, stark bewaldeten Bergzug, welcher sich von Stoschendorf bis herum nach Girlachsborf

erstreckt, zieht sich die Verteidigungslinie auf dem nur bis 282 m hohen Gelände in südlicher Richtung weiter dem alten Straßenzuge folgend.

Zwischen der Schanze bei Pristram und der folgenden bei Girlachsdorf muß sich auf dem Kanonenberge und auf dem Dörnerberge ein hölzerner Wartthurm befunden haben, ich habe jedoch keine Spur finden können, da die Forstkultur dergleichen kleine Erdhügel meist beseitigt. Der Name Dörnerberg deutet darauf hin, denn ich fand überall, daß die Dornen da am üppigsten wucherten, wo ehemalige Wohnstätten zu Asche wurden.

Vom Dörnerberg nur 600 Meter entfernt, aber durch den Höllengrund getrennt, in dem ein Fels den Namen führt die Teufelskanzeln, liegt das größte Schanzenwerk in dem Schanzenürtel, welcher sich südlich des Zobtens dem Lauf der alten Gräben folgend in den Thälern herumzieht. Der Volksmund nennt es:

Der Schanzenberg. (Bei Girlachsdorf.)

Fig. 40.

Die Meßtischblätter nennen es irrig Tatarenschanze. Führt schon die große Schanze bei Pristram zu der Annahme, daß östlich von ihr ein Ort liegen müsse, auf dessen Schutz es besonders ankomme, so drängt sich bei Betrachtung der Schanze bei Girlachsdorf die Ueberzeugung auf: Hinter diesem Bollwerk mußte das Herz des damaligen Staatskörpers liegen; da ich sehe, daß die Schanzenspuren am Höllengrund hinab und ebenso vom östlichen Abhang des Schindelberges herunter, gleichsam als Wallgänge auslaufen und in der Richtung auf Nimptsch weisen, so gelange ich zu der Annahme, daß die Sage, die mir schon in Stoschenndorf begegnete, wonach Nimptsch in sehr alter Zeit so groß gewesen sei, daß es bis nach Girlachsdorf reichte, wohl eines historischen Hintergrundes nicht ganz entbehrt; die Ausläufer der Schanze bei Girlachsdorf führen in die Nähe von Nimptsch.

Die Schanze steigt vom Höllengrunde aus westlich und nördlich gegen 15 m hoch auf, sie ist bei der Erbauung genau den örtlichen Verhältnissen angepaßt worden. Die heutige Kreisgrenze führt durch den Außenwall.

Sie besteht aus der hochgelegenen Vorschanze, von der die Wälle nur noch Stückweise vorhanden sind und dem Hauptwerk, das sich über der Vorschanze erhebt und die verschobene Form des abgerundeten Vierecks zeigt, ähnlich wie bei Striegendorf die Schanze Burgberg.

Auf der südwestlichen Seite ist für einen Fußweg der an der Sohle bis 12 m breite und 7 m hohe Wall der Vorschanze durchbrochen, anscheinend erst in neuerer Zeit. Westlich von diesem Durchbruch ist der Damm auf eine Länge von 7 m gänzlich abgetragen, dann erscheint er nur noch als 1 m hoher Rest der auf die Länge von fast 200 m sich nach Nord herumzieht, bald schwächer bald stärker wird und an einem zweiten, für einen Fußweg geschaffenen Durchbruch, an den Wall des Hauptwerkes zum Anschluß gelangt.

Hier scheint der ursprüngliche Eingang gewesen zu sein.

Von hier ab steigt der Hauptwall in nordöstlicher wie auch in südwestlicher Richtung bis 8 m hoch und umschließt einen scharf nach Westen abfallenden freien inneren Raum von 275 m Länge und 76 m mittlerer Breite.

In der Hauptschanze steht eine Eiche von 3,10 m Stammumfang. Tiefe lange Gruben deuten auf Schatzgräber, aber Reste von Rasenbänken auch auf eine verschönernde Hand.

Am Fuße des Hauptwalles zieht sich auch da, wo er durch die tiefer gelegene Vorschanze geht, ein Graben der am Südende bis 5 m tief 15 m Kronenbreite hat.

Durch diesen Graben führt ein Fußweg östlich nach der Straße.

Die unregelmäßigen Reste des Außenwalles lassen vermuthen, daß er zu Chausseebauzwecken abgefahren wurde.

Die beiden inneren Ringplätze (ohne die Wälle) bedecken einen Raum von fast 8 $\frac{1}{2}$ Morgen.

Die ganze Anlage erinnert stark an die Schanze zu Gührau, welche gegen 6 Meilen nach Osten ebenfalls den Haupteingang des Ländchens schließt, nur daß dort die örtlichen Verhältnisse auch nach der zweiten Seite der Hauptschanze, einen Vorplatz zu umwallen gestatteten. Und auch so wie dort das Hauptwerk hinter einem Höhenzug liegt (die Würbener Berge) und durch jenseits der Berge vorgeschobene Werke bei Striegendorf, Endersdorf, Bülzhoff, Gutschen zc. gedeckt wird, so ist es auch hier der Fall.

Ob die Tataren hier lagerten ist gleichgültig. Waren sie hier, so werden sie wie alle späteren Feinde diese so gut gelegene Schanze auch benutzt haben.

Funde sind verschiedene gemacht und meist verstreut, planmäßig ist nicht nachgefucht worden.

Die vom Zobten in den Thälern im Bogen über Pristram herumgeführten Schanzen würden ihres Werthes entbehren, wenn es dem Gegner verstattet blieb sich in den stark bewaldeten und gegen 100 m höher als die Schanzen gelegenen Olbersdorfer Bergen zu sammeln und beliebig nach dieser oder jener Richtung vorzubringen.

Um dies zu verhindern schufen die Schanzenbauer ihre Vorwerke auf dem westlich vor ihnen liegenden Bergzuge. Die ersten Spuren finden sich auf dem

Mühlberge bei Stoschendorf und den Lindenbergen.

Hier waren kleine Erdschanzen vorhanden die ein früherer Förster bei der Aufforstung ebnen ließ, vornehmlich auch zu dem ausgesprochenen Zweck, zu sehen was im Innern sei. Es fanden sich aber nur Asche und Scherben. Ebenso verhält es sich mit dem

Schloßberg am breiten Stein.

Fig. 43.

Nach seine Wälle sind geebnet und vom üppigsten Gesträuch bewachsen. Nur die Schanze

Ringmauer

Fig. 42.

bietet noch meßbare Reste der alten Umwallung. Diese letzteren Schanzen sind bereits in Schlesiens Vorzeit besprochen und ich füge nur die Skizzen bei. Die hochgelegene Schanze „Ringmauer“ kann nur den Zweck gehabt haben den Bewohnern der Ebene in der Richtung nach Berthelsdorf als Zufluchtsort zu dienen und die Signalstation für Girlachsdorf zu bilden und ebenso waren die Schanzen auf dem Mühl-, Linden- und Schloßberg wohl nur Wacht und Signalposten, welche die Zeichen bis vom Otterstein aufnahmen und nach dem Zobten weiter gaben, wenn dann in der Stunde der Gefahr hier Rauch und Feuerzeichen aufstiegen um die Streiter in allen dahinterliegenden Schanzen aufzurufen, da konnte es auf ein Schock Reifig mehr oder weniger nicht ankommen, die Hauptsache war, daß das Zeichen Erfolg hatte und davon mögen wohl die verschlackten Steine herrühren die hier bemerkt wurden.

Daß sie wie angenommen wurde von Opfern stammten, kann ich nicht annehmen, erstens ist unser Klima für viele derartige Handlungen im Freien gar nicht geeignet, dann wird aber auch da wo sie

vollführt wurden Niemand ein Feuer dazu gemacht haben, daß die Steine schmolzen; wer sollte es wohl als Priester oder Veter an einer solchen Opferflamme aushalten?

Ich kann mich mit den Gesichtspunkten, welchen bei jeden Aschen- oder Schmelzstückenfunden auf Opfer weisen nicht einverstanden erklären, ich meine die Alterthumsforschung kommt weiter wenn sie die praktischen Bedürfnisse der Vorzeit in erster Linie in Rechnung zieht und dann erst die ideellen Güter. Ich bin bei Auffuchung der Schanzen nur den ersteren Gesichtspunkten gefolgt und von ihnen aus sage ich mir, wo man solche Schätze zu verlieren hätte, wie den im Jahr 1821 im Acker bei Nimtsch gefundenen 227 Dukaten schweren goldenen Reif, da mußte es auch noch andere Dinge geben für deren Erhaltung es wohl lohnte, durch mächtige zum Himmel aufloodernde Feuerzeichen die Streiter auf die Beine zu rufen.

Behauptet man andererseits, alle derartigen schlesischen Funde gehörten der Fremde an, so theile ich auch diese Ansicht nicht. Speziell die Gegend um Nimtsch war schon in ältester Zeit im Besitz eines Völkchens von höherer Kultur, es waren keine Wilden. Wird man dort einst eingehender darüber forschen so hoffe ich, werden die Ergebnisse meine Ansicht rechtfertigten.

Betrachten wir doch die Verhältnisse dieser Urbewohner aus deren Schanzenbauten eine große Einsicht spricht, einmal nur vom Standpunkt des gewöhnlichen Lebens, ohne jeden wissenschaftlichen Beigeschmack.

Sollten diese Leute nicht gerade so gut wie wir ihr tägliches Brot haben essen wollen? Sollte denen, welche hier die Schanzen der Zobtener Vorberge bewohnten, nicht die Errichtung von Backöfen viel näher gelegen haben als die Entflammung von Opferfeuern, daß die Steine schmolzen? Heutzutage wo das liebe Brot mühelos bis auf den Tisch geliefert wird, denkt Niemand an den Werth des Backofens, wer aber nur 50 Jahre zurückzudenken vermag, der weiß welcher wichtiger Faktor er damals auch noch in vielen städtischen Haushaltungen war.

Wir wollen aber die Wohnstätten, welche in diesen Schanzen zur Aufnahme von Vieh und Menschen vorhanden waren einmal etwas näher betrachten, woraus bestanden sie?

Soweit die Spuren einen Schluß gestatten waren sie in den halben Ringwall eingebaut, so daß die Außenseite des Walles gleichzeitig die Hinterwand des Gebäudes bildete, ähnlich so wie sich heute noch in den Städten Gebäude mit Schleppehdach an die Stadtmauern lehnen.

Waren nun die Wände ringsum von Pfählen oder Flechtwerk mit Lehm gebildet, so war da, wo der die Hinterwand bildende Damm aus trockenem Sand bestand oder aus erweichtem Lehm geschlagen wurde, sehr bald ein wohnlicher Raum, der im Sommer kühl, im Winter warm war, und so lange er leer stand, nichts weiter bedurfte als offene Zuglöcher.

Völlig anders aber ist das Verhältniß, wo man auf Bergen genöthigt war, einen Steinwall zu errichten und ein Holzgebäude an diesen zu lehnen oder die Hinterwand von Steinen als Mauer aufzuführen, gleichviel ob Moos, oder Lehm und Sand als Bindemittel zur Anwendung gelangte.

Ein solcher Raum, so lange er nicht bewohnt war, wurde naß, er bildet auch heute eine zu Moder und Schwamm geneigte Stätte, in der die Nässe beim Witterungswechsel von den Wänden rinnt.

Sollte er auf die Gesundheit der Bewohner keinen nachtheiligen Einfluß üben, so ließ sich dem nur dadurch entgegen wirken, daß die Feuerstätte direkt an die Steinwand verlegt wurde, feuerte man nun an offenem Herd, daß die Steine schmolzen, so war das sehr zweckmäßig, aber mit einem Opfer hatte das nichts weiter zu thun, als daß das Fleisch, was sich die Bewohner selbst opferten, dabei weich kochte oder briet.

Es gehört übrigens gar keine so überschwengliche Hitze zur Schmelzung von Gestein, wer ein Stück des härtesten Basalts in seinen in gutem Brande befindlichen Stubenofen wirft, der wird, wenn er Kohlen feuert, wenig von dem Stein wiederfinden.

Unsere Vorfahren waren für die Ihrigen ebenso bedacht wie wir, und wenn sie dieselben in der Noth in solchen Stein- und Erdbauten unterbrachten, so werden sie auch gesorgt haben, daß das Feuer den Raum wohnlich machte.

Drei Kilometer südwestlich liegt der Verlorensborg. Auf ihm soll ein Schloß gestanden haben; ich fand auf der Kuppe nichts, was daran erinnert, es kam nur ein hölzerner Wachtthurm gewesen sein. An seinem Südenbe befinden sich niedrige dammartige Erhöhungen, der Volksmund nennt sie Gräber.

Der Name des Berges soll daher stammen, daß einst hier eine ganze Schafherde sammt dem Hirten verloren ging, was bei der Nähe der großen Schanze am Höllengrund nicht gerade wunderbar erscheint. Südlich nur 2 km von hier lag das verschwundene Hahndorf und

hier wurde der Grenzzug von einer alten Straße gekreuzt, die ich jetzt nachhole.

Von der großen Schanze bei Girlachsdorf führt ein Weg in südlicher Richtung zwischen dem Hofe und Schindelberge zum Kretschambusch, schwenkt dann westlich herum und führt von hier ab den Namen: alter Hahnweg, auch alte Hahnstraße.

Es ist ein Rasenweg, der gleichzeitig bis westlich des Kretschambusches die Grenze bildet. Von Hahndorf fand ich nur einen Haufen Steine, nur im Hahnbusch zeigt sich südlich des Weges auf eine Länge von etwa 50 m und weiter die Straße kreuzend nördlich desselben auf eine Länge von etwa 90 m ein doppelter Wall und Graben, oft nur schwach erkenntlich, aber auch noch bis 1 m hoch hervortretend, das mag der alte Wall gewesen sein.

Im weiteren Lauf hat der Weg ein wechselndes Schicksal, an einem Ort hat er noch eine Breite bis 10 m, andern Orts an den Wiesen entlang schrumpft er zum Fußpfad zusammen, bis er dann wieder als Feldweg erscheint und direkt bis Reichenbach führt.

Nach der den Straßen-Schanzen im offenen Lande eigenen Entfernung müßte sich in der Richtung von Hahndorf nach Reichenbach noch eine kleine Schanze befunden haben und das große Schanzenwerk müßte da liegen, wo sich Reichenbach befindet. Eine Erklärung über das Fehlen derselben ist überflüssig; Reichenbach liegt schon außerhalb des Grenzgürtels und ich kehre zu diesem zurück.

Von alten Leuten in Lauterbach und Zentschwitz wurde mir gesagt, daß sich noch vor etwa 50 Jahren die sogenannten Totterngräber von Girlachsdorf ab in der Richtung nach Silberberg gezogen hätten und seit der Zusammenlegung der bäuerlichen Grundstücke in den 20er Jahren nach und nach geebnet wurden.

Wiederum 2,5 km weiter liegt der Fischerberg; auch an ihm ziehen sich Dammmeste die ebenfalls Gräber heißen. Es sollen hier Soldaten ruhen.

Wer achtlos wandert wird sie übersehen; es ist wohl möglich, daß es Massengräber aus der Neuzeit sind, denn die Schlacht bei Reichenbach, die letzte im siebenjährigen Kriege wurde am 16. August 1762 hier am Fischerberge und am Girlsberge bei Peilau geschlagen.

Nur 1,5 km entfernt liegt der Schloßberg bei Ober-Mittel-Peilau. Seine Kuppe hat eine Länge bis 200 und eine Breite bis 100 m und kann einen großen Bau getragen haben, aber die Spuren

fehlen. 1 km südlich liegt Peilau und in ihm wird die Stelle der katholischen Kirche als ehemaliger Heidentempel bezeichnet; ich nehme an, es stand hier die zur Hauptburg gehörige Straßenschanze.

3 km südwestlich erscheint bei Nieder-Langenbielau ein Berg, dessen Name auf die Urzeit deutet.

Der Gutberg.

Seine Kuppe ist durch einen Steinbruch zerwühlt und außer dem Namen fehlen die Wahrzeichen.

Der Name kommt in Schlesien, Hessen und dem übrigen Deutschland mehrfach vor, auch die ältere Edda nennt ihn und bezeichnet diese Berge als solche auf denen geopfert wurde, aber nicht mit Feuer und Menschenfleisch sondern mit Golde.

In Schwingtag und Goldfreude Seite 42 fragt der Fremde:

Wie heißt der Berg, wo die herrliche Braut
in Sinnen ich sehe?

Gutberg heißt er und Heilung schafft er
Lahmen und Leidenden.

Jede genest von verjährter Noth
die krank ihn erklimmt.

. . Wie heißen die Golden
die glücklich kauern an Goldfreudes Knien?

Die Eine Schutz und Schirm die Andre,
Volkswarte ferner
und Heil und Güte, Helle und Glanz
und Goldengabe.

Ob sie wohl Allen die ihnen opfern
in Nöthen nützen?

Allsommerlich so an gesegneteter Stätte
man ihnen opfert:

welch Leid überkommt der Leute Kinder
sie enden das Uebel.

Hier ist die sichere Nachricht eines deutschen Opferdienstes, der aber nicht im Geringsten anders war als die heutigen Wallfahrten.

Zu neigte erst zu der Annahme, diese Stelle sei nur eine boshafte Bemerkung gegen christliche Wallfahrten, denn, daß sie, obgleich am Anfange der Edda stehend, erst in letzter Zeit auf der Grenzscheide der Urzeit und des Mittelalters geschrieben wurde, ergibt sich aus dem

Vorhergehenden, wo der Führer Vielgewand mit großem Eifer eine aus dem Leibe des Lehmriesen gebrannte und gebaute Burg mit Fallgatter, Thor und Ringmauer erklärt und der Fremde dies als etwas staunenswerthes, nie Gesehenes betrachtet; aber auch Tacitus in seiner Germania Satz 9 macht es unzweifelhaft, daß die Wallfahrten bei unseren Vätern schon üblich waren.

Er sagt: Haine und Gehölze weihen sie und rufen unter göttlichen Namen jenes unerforschte Wesen an, das nur ihr ehrfurchtvolles Gemüth erkennt. —

Und heute stehen wir so tief, daß wir uns jene Gottesverehrung nicht anders denken als ein Schlachten und Opfern bei einem Feuer, daß die Steine schmolzen. —

Die Huthberge halte ich für wirkliche Stätten deutscher Gottesanbetung.

3000 Schritt weiter südwestlich liegt der „Herrleinberg“, dessen Form durch Steinbrüche verändert wurde und keinen sicheren Schluß für die vorgeschichtliche Forschung gewährt, dessen Namen aber ebenfalls auf die Vorzeit weist.

In der Sage über die Herrlein, welche von hier aus nach dem Zobten zogen, erblicke ich nur die ältesten Ueberlieferungen bergmännischer Versuche. Aber jetzt schließe ich wieder an die alten Grenzwälle. Gegen 3000 m weiter südwestlich erscheint an den Bergen ein sagenhafter Ort, den ich nur anführe, weil sich Reste der Vorzeit als alte Wälle sehr nahe an ihm finden, er heißt:

Der Türkengarten.

Etwa 100 m südlich des Wirthshauses zum goldenen Sieb, auch „Siebel“ genannt, beginnen am Walde die Reste einer dreifachen Wall- und Grabenreihe und ziehen sich bis zu der Stelle, welche der Türkengarten genannt wird und eine üppige Wiese bildet. In einem der an der Krone bis 7 m breiten Gräben und zwischen den an der Sohle bis 7 m breiten, bis 2 m hohen Wällen fließt jetzt der Bach, es ist jedoch südlich der Wälle ersichtlich, daß er einst eine östliche Richtung außerhalb der Wälle nahm.

Ob nun hier am Türkengarten einst ein Schanzenwerk lag, das den Weg in die Grafschaft sperrte, konnte ich nicht ermitteln, aber die Sage, die ich nur spärlich ermitteln konnte, erzählt von einem bösen Türken, der hier gehaust und den man dann geviertheilt habe. So ganz schlimm

muß der Mann jedoch nicht gewesen sein, denn eine Frau die eines seiner Beine an einem Baume hängen sah, empfand Mitleid und erzählte wie oft sie mit diesem Beine getanzt habe. Anscheinend zur Strafe ist ihr nun dieses eine Bein aufgehast worden und sie hat es bis zum Ort des Tanzes tragen müssen.

Ich konnte die Sage nur stückweise erfragen, es machte auf mich den Eindruck, als ob die Blumen- und Holzweiber mit Touristen bei Erzählung ihrer Sagen üble Erfahrungen gemacht hätten und sich nicht auslachen lassen wollten, sie waren sehr zurückhaltend.

Die Sage würde aber schließen lassen, daß am Ausgang der Grenzwälle am Türkengarten wohl eine hindernde Schanze gelegen haben mag. ¹⁾

Folge ich nun dem Wege nach Hausdorf weiter bergan, so beginnen auch westlich des Baches und des Weges die Gräben und Dämme von neuem und leiten die unendlich steile Höhe hinauf bis zu dem freien Platz, der den Namen „Hausdorfer Plänel“ führt. Hier muß eine alte Ansiedelung gelegen haben.

Westlich hoch oben ragt ein mächtiger Fels empor, von dessen Höhe sich nicht nur ein freier Ausblick sowohl nach der Grafschaft, als auch bis zu den Olbersdorfer Bergen bietet. Von hier aus war es ein Leichtes, den Weg südlich des Gebirges zu sperren; dieser Punkt war von der Natur zur Vertheidigung geschaffen, er führt den Namen

der Otterstein und das versunkene Schloß. ²⁾

Fig. 41.

Die Kuppe des Berges ist kalt und kahl, wirr durcheinander liegen Felsstücke, ganz so wie es auf vielen anderen Bergen der Fall ist, ohne daß irgend eine Spur auf eine ehemalige Schanze auf der Kuppe deutet; nur ein Wachtthaus kann auf ihr gestanden haben.

¹⁾ Auf der Wiese die den Namen Türkengarten führt, wohnte bis zu Anfang dieses Jahrhunderts ein etwas sonderlicher Mann; die letzten Reste seiner ehemaligen Behausung wurden erst in der Neuzeit abgebrochen, man nannte den Alten den Türken, aber von ihm hat diese Wiese nicht den Namen, sondern er erhielt ihn von dem Orte.

Alte Leute erzählten mir, daß in ihrer Kindheit ihnen die Großeltern gesagt haben, als sie an diesem Platz vorüber gingen: „Hier haben früher die Türken gelagert.“ Der Name ist also alt.

²⁾ Ein für einen engeren Kreis bestimmtes Schriftchen von Carl Jäschke „Unsere Berge“ Langenbielau 1884, konnte ich selbst durch den Verfasser nicht mehr erhalten.

Wenige Schritt westlich etwa 4 m tiefer als die Kuppe ragt eine mächtige Gesteinsmasse gegen 5 m hoch in schräger Lage nach Westen. 60 m östlich ragt eine ähnliche Steinbildung nach Osten, der Berg erhält durch diese beiden Felsgruppen ein etwas unheimliches wüstes Aussehen.

Zwischen dem östlichen Felsvorsprung und zwischen dem Gipfel des Berges, liegt durch diesen selbst gegen den scharfen Nordwestwind geschützt, der Rest einer ehemaligen Befestigung, die mindestens zwei, wahrscheinlich aber drei weit auseinander liegende Zeitabschnitte umfaßt. Zunächst der östlichen Felswand nur durch eine 8 m breite freie Fläche und durch einen 2 m breiten, 1,30 m tiefen mit Steinen ausgelegten Graben von ihr getrennt, befindet sich der Rest eines Rundbaues, dessen innere lichte Breite von Süd nach Nord 6,50 m beträgt und dessen innere Länge von West nach Ost nach Abrechnung der 1,25 m betragenden im Osten fehlenden Mauer 7,25 m betragen hat.

Nur noch westlich ragt der Mauerrest innen 0,90 m frei hervor, von außen ist er mit Steinen und Erde verschüttet, hieran schließt sich wieder ein 3 m breiter, bis zur Tiefe von 1,80 m schräg auslaufender mit Steinen ausgelegter Graben und nach Nordwest herum springt im rechten Winkel ein bis 1,80 m hoher Mauersockel vor, auf welchem sich ein nur bis 0,40 m hoher langrunder Wall von 4 m innerer lichter Breite und von Süd nach Nord von 5 m Länge befindet.

Im ersten Anblick hielt ich diese Reste für einen in Kalkmörtel ausgeführten Mauerbau, eine weißliche kalkähnliche dünne Schicht lagert oben auf.

Eine genauere Besichtigung ergibt jedoch, daß diese Mauern nur mit Erde ausgefüllt sind, der weiße Staub entstammt dem verwitterten Gestein. Im Innern der Mauer hat der Regen den Boden vielfach herausgespült, dadurch ist vornehmlich der viereckige Rest stark ins Weichen gekommen und wird eigentlich nur noch durch die oben aufliegende Nasendecke vor dem Zusammenbruch bewahrt. Hier scheint der älteste Theil des Baues zu liegen.

17 m südwestlich befinden sich die Spuren einer 20 m langen Mauer mit davor liegendem Graben und gleichzeitig finden sich hier mehrere Stücke scharf gebrannter Ziegeln von 70 mm Stärke und 140 bis 145 mm Breite. Die Länge eines ganzen Ziegels ließ sich nicht ermitteln. Aber das Rippenstück einer Ofenfachel fand sich vor; die

Wandung der Kachel selbst hat eine Stärke von 10 mm, die Höhe der Rippe beträgt 70 mm.

Sonst fand ich nichts und ich schließe, daß hier an dieser Stelle sich in späterer Zeit ein anderer Bau befunden hat, als die zuerst erwähnten Reste schon längst in Trümmern lagen.

Von einer Sage konnte ich nur soviel ermitteln, daß hier einst eine Jungfrau so viel Böses beging, daß sie in eine Schlange oder Otter verwünscht wurde, jetzt noch hier wohne und der Erlösung harre. Ich rief sie, aber sie kam nicht.

Auch ein Jagdschloß soll hier gestanden haben, von diesem dürften wohl die wenigen Ziegelbrocken und das Kachelstück stammen.

Ringsum ist Wald, Wasser quillt etwa 150 m tiefer. Als Beobachtungsposten und als Wegsperre war dieser Punkt von Bedeutung.

Die Kreisgrenze zieht sich am Fuß des Berges nördlich vorüber.

Obgleich ich weiß, daß die alten Schanzenbauer nur dort auf hohen Bergen Schanzen anlegten, wo es die Sicherheit der Straße oder die Fernsicht für zweckmäßig erscheinen ließ, so hielt ich es doch für nöthig, auf dem Kamme weiter nach den Nesten alter Schanzen zu forschen, was ich aber fand, gehört der Neuzeit an und durch die ältesten bis 85 Jahr alten Leute ermittelte ich auch, daß bis zur großen Strohhaube die Besatzung von Silberberg und bis zur hohen Eule die Oesterreicher im siebenjährigen Kriege ihre Schanzen errichtet hatten; diesen Spuren weiter zu folgen, liegt außerhalb des Zweckes meiner Arbeit. Ich kehrte daher zum Fuß des Gebirges zurück, an dem allein der alte Schanzengürtel seine Fortsetzung haben konnte, und hier fand ich auch als erstes Sperrwerk an der Burgstraße von Lampersdorf nach Neurode:

Die Ruine auf dem Gannig. ¹⁾

Fig. 48.

Dieser räthselhafte Bau wurde erst vor etwa 10 oder 12 Jahren bloß gelegt, Veranlassung zur Nachgrabung gab eine Erbschanze der langen Rundform, welche zwei durch einen Graben getrennte Kuppen des Berges umzieht, auf deren westlicher sich eine Felsmasse von 4 m Höhe fast von gleicher Form wie auf der Westseite des Ottersteins befindet und den Namen Predigtstuhl führt.

Der Sage nach sollen die Hussiten darauf gepredigt haben. Die durch den vorigen Besitzer dieser Forsten, Herrn v. Thielau, ausgeführ-

¹⁾ Schles. Vorzeit Bd. III S. 409.

ten sehr umfangreichen Nachgrabungen führten zu dem Ergebnis, daß diese alte Beste sehr weit hinter die Hussitenzeit zurückreicht, unter den Urnenscherben fand sich auch eine solche, welche am Boden den Kreis mit dem Kreuze führt, und da die Prähistoriker dieses Zeichen mit dem Sonnenkultus in Beziehung bringen, so würde diese ursprüngliche Erdschanze mit ihrem hoch herausragenden Predigtstuhl in die graueste Vorzeit hineinragen.

Bei Abschachtung des östlichen Hügels wurde ein Steinbau freigelegt, der aus einer Zeit stammt, in welcher die Baukunst schon höher entwickelt war.

In einer Tiefe von 1,30 m springt ein Sockel bis 0,75 m vor, auf ihm erhebt sich beinahe kreisrund ein gut mit Kalk gearbeiteter Steinbau, der in seinem äußeren Durchmesser von 10,80 bis 11 und 11,20 m wechselt; an der Westseite sind die Maurer aus dem Kreis gekommen und haben hier noch einen kleinen schräg zulaufenden Absatz gemacht. Die Mauer schließt nach innen an den Felsen, ihre Stärke kann daher nicht angegeben werden. Rechne ich dieselbe nur auf $1\frac{1}{2}$ m, so bliebe im Innern noch ein lichter Raum von 8 m Durchmesser, was einen sehr geräumigen Thurm bezeichnet, denn daß der Bau eine beträchtliche Höhe gehabt haben muß, ergibt sich aus der großen Masse Schutt, die in einer Breite bis zu 5 m und einer Höhe bis zu 1,30 m rings um den freigelegten Mauerbau lagert und doch jedenfalls in noch größeren Massen den steilen Berg hinab gerollt ist.

Zieht man über den Rundbau in Gedanken nach den vier Himmelsgegenden ein Kreuz, so befindet sich 3,90 m von Osten und 4,50 m von Süden ein in den Fels gearbeitetes Loch in der Richtung von Süd nach Nord; dasselbe ist 1 m lang, an der Südseite 0,90, an der Nordseite 0,70 m breit und mit Laub, Steinen und Knüppeln bis auf 1 m tief verfüllt.

Nach Angabe des Herrn Forstbeamten soll es mehr als 2 m tief gewesen sein und es soll sich in ihm eine thürartige Öffnung befunden haben, die Unart verschiedener Touristen füllte es mit Steinen und Knüppeln bis zur gegenwärtigen Tiefe.

Halte ich es auch nicht für unwahrscheinlich, daß in diesen etwa 2 kbm fassenden Raum das Regenwasser vom Dach des Thurmes geleitet wurde, so möchte ich denselben doch eher für ein Versteck oder einen nach außen führenden Gang halten. Die bei den Nachforschungen gezogenen Quergräben enthalten starke Kohlenreste, ihrer Stärke und

Richtung nach lassen sie auf Gebäude schließen, die am Wall entlang standen.

Leider haben mit dem Tode des Herrn Besitzers die weiteren Forschungen aufgehört.

Dieser Punkt beherrschte die Straße nach Neurode und dies war schon in grauer Vorzeit der Zweck seiner Anlage. Die Umgebung ist Fels, Berg und Wald. Nöstlich leitet im Belergrund ein Weg, „Serpentin“ und westlich des Berges die Burgstraße nach Neurode. Die Kreisgrenze beschreibt ein Dreieck und zieht sich an die alte Schanze.

Bei der weiteren Forschung in der Richtung nach dem $\frac{3}{4}$ Meilen entfernten Raschgrund finden sich einzelne Dämme, auch Mauerreste, sie haben aber mit Schanzen nichts zu thun, es waren vielmehr in früherer Zeit, als das Tuchmachergewerbe hoch stand, an geeigneten Orten Teiche und an diesen Walken angelegt worden, in denen namentlich das Militärtuch für die Soldaten in Silberberg gewalkt wurde. Auch gegenüber dem Forsthaus Raschgrund heißt eine Wiese noch der Wallfleck und auch am Wege von Silberberg nach Raschgrund da, wo der Weg nach dem Mannsgrund abzweigt, befindet sich noch ein solcher ringsum wallartig geschlossener Teichdamm und vor ihm einige Mauerreste, ich führe dies deshalb besonders an, weil ein späterer Forscher hierdurch sehr leicht irre geführt werden kann. Die nächste alte Schanze befindet sich auf dem

Omsenhügel.

Fig. 47.

Etwa 250 m westlich der Straße von Silberberg nach Raschgrund liegt auf dem etwa 15 m hohen Omsenhügel, wohl seiner Kleinheit halber so genannt, noch eine alte Schanze in abgerundeter Form.

Ich hatte nicht erwartet, daß sich ein alter Schanzenrest so nahe an einer Festung noch erhalten haben würde, aber er war zu unbedeutend, um dieser zu schaden, seine Einebnung brachte Niemand einen Nutzen und so erhielt er sich, während der gewaltige stolze Bau hoch über ihm schon wieder in Trümmern liegt.

Diese kleine Schanze neigt sich von Südwest nach Nordost, hat nur eine 0,75 m hohe Steinumwallung, eine Länge von 8 und eine Breite von 6 m für ihren inneren Ringplatz und ist eine der kleinsten Schanzen, jedoch für einen Wartthurm noch groß genug.

Den hoch darüber liegenden Donjon nennt der Volksmund heute noch „Schloß“, ob früher an seiner Stelle schon eine alte Schanze lag,

konnte ich nicht ermitteln, aber diese kleine Schanze würde als Außenwerk gedient haben, wie es überall auftritt, wo zwei dicht nebeneinander liegende Straßen nach verschiedenen Richtungen über Anhöhen führen. Einem alten Mann, der mir die Stelle wies, war nur der Name „alte Schanze auf dem Dmsühügel“, sonst aber nichts über sie bekannt.

Wasser und Wiese befinden sich nördlich am Fuß des Berges. Die nächste alte Schanze befand sich auf dem Eichberge bei Niklasdorf.

Es war ein kleines Schanzenwerk der abgerundeten Form von 15 und 10 m Durchmesser, es wurde zur Forstkultur abgetragen und nur eine kleine Kuppe blieb als Andenken stehen. Sein Zweck war Beherrschung mehrerer kleinen Wege nach der Grafschaft und der nächsten Schanze als Aussichtspunkt in der Richtung nach Schönwalde zu dienen.

Nur gegen 500 m von hier befindet sich

die Schanze auf dem Fellmann.

Fig. 44.

Südwestlich von Niklasdorf befindet sich auf dem etwa 60 m hohen, recht steil ansteigenden mit Fichten bewachsenen Berg Fellmann ein halbmondförmiger Schanzenrest.

Die südliche Hälfte scheint nie vorhanden gewesen zu sein, denn der Berg fällt dort steil ab.

Der innere lichte Raum hat eine Länge von 20 und eine Breite von etwa 15 m. Der Zweck war Beherrschung der nach Neurode führenden Straße.

Etwa 1 km weiter in südwestlicher Richtung befand sich „die Schanze auf dem Freiteberge“.

Auch sie deckt dieselbe Straße, von welcher ab mehrere kleine Pfade ebenfalls nach der Grafschaft führen.

Wenn diese Schanzen hier so nahe aneinander liegen, so erklärt sich dies daraus, daß die zwischen ihnen liegenden geringen Entfernungen mehr Zeit zur Zurücklegung erfordern als in der Ebene ein Weg von 3 oder 4 km und daß die Aussicht ihre Lage bedingte. Die Schanze gehörte der kleinen abgerundeten Form an und wurde im Interesse der Forstwirtschaft geebnet. Der 85jährige Herr Förster Materne in Niklasdorf versichert aber, keinerlei auffällige Funde dabei bemerkt zu haben.

Die gleichfalls geebneten Langwälle am Aspenweg waren nur die Fortsetzung der alten Grenzwälle, die ich schon vom Zobten herab anführte.

4
 Von hier aus thürmt sich der Gebirgsstock bis zu dem 595 m hohen Ohmsberge auf und springt in nordwestlicher Richtung nach Niklasdorf vor, indem ich dem Lauf des Weges am Gebirge entlang folge, treffe ich zunächst die kleine Viereckschanze am südwestlichen Ende des Dorfes Briesnitz, wo sich der Weg in der Richtung nach dem Forsthaus in die Berge hinein und hinauf zieht und eine wenn auch sehr beschwerliche Verbindung nach der Grafschaft ermöglicht.

Die Schanze westlich Briesnitz.

Fig. 45.

a
 Auf einem 2 m hohen geschütteten Hügel befinden sich auf drei Seiten 0,50 m hohe Dämme, die vierte Seite ist offen. Sie umschließen einen 10 m im Geviert haltenden freien Innenraum, auf dem nur ein Wachtthurm gestanden haben kann. Die Dämme haben keinen anderen Zweck gehabt, als den frei stehenden Bau vor dem Eindringen von Kälte und Nässe zu schützen. Ganz dasselbe finde ich an der Donnerschanze bei Geismar in Hessen; auch dort liegt eine derartige kleine Schanze.

Hier in Briesnitz hatte die Schanze den Weg am Gebirge von Niklasdorf herum und weiter in die Berge hinein in der Gewalt.

Etwa 3 km weiter in südöstlicher Richtung finde ich die nächste große Schanze auf der Kuppe des Schulzenberges.

Die Schanze auf dem Schulzenberge zu Briesnitz.

Fig. 46.

b
 Sie bedeckt einen Flächenraum von etwa 112 m Breite und 150 m Länge, zieht sich von Ost nach West und besteht aus einem großen Außenwall und einem darinnen liegenden bis 5 m hohen, 70 m langen und 40 m breiten Hauptwerk, das nach Osten offen ist.

Durch Anlage von Wegen und bei der forstlichen Bearbeitung hat die Schanze stark gelitten, ist nur noch theilweise erhalten und durch eine fast undurchdringliche Verstrauchung wird ihr Aufmaas sehr erschwert.

Die Schanze, welche etwa 200 m höher als das nach Norden abfallende flache Land liegt und nach Südwest durch den dahinter liegenden Gebirgszug gedeckt wurde, war der Stützpunkt für die kleinen nach rechts und nach links liegenden Schanzen.

Ringsum ist die Umgebung Berg und Wald. Ackerland, Wiese und Wasser finden sich etwa $1\frac{1}{2}$ km von hier, wenn auch der theilweise nasse Boden in der Umgebung der Schanze die Annahme zuläßt, daß die Wasserbeschaffung an Ort und Stelle möglich sei.

Etwa 1500 m in der Luftlinie von hier finde ich dicht am Wege der am Gebirge herum in der Richtung nach Wartha führt eine andere Schanze, von welcher eine direkte Wallverbindung, die noch theilweise erhalten ist, rückwärts nach der Schanze auf dem Schulzenberge geführt hat, sie hat keinen Namen und ich kann sie nur nach dem Grundbesitzer bezeichnen als:

Die Schanze auf dem Grundstück des Gärtners Josef Geppelt nördlich vom Fuchsberg.

Diese Schanze mit einem 7 m breiten Graben und bis 2 m hohem Wall gehörte ursprünglich dem abgerundeten Viereck an und hatte nur einen inneren freien Ringplatz von 12 m Breite und einigen 20 m Länge, aber es ist klar ersichtlich, daß ihre ursprüngliche Form geändert und sie in das Schanzennetz hineingezogen worden ist, das hier in der Zeit des siebenjährigen Krieges und in den Kämpfen von 1813 zur Anlage gelangte.

Sie bildet jetzt ein unregelmäßiges Sechseck. Ich kann sie nicht anders nehmen, als ich sie finde und wenn ich auch völlig überzeugt bin, daß sie dem alten Schanzengürtel entstammt, so muß ich sie vorläufig von der Besprechung ausschließen bis etwa vorhistorische Funde sie im ursprünglichen Gewande erscheinen lassen.

Folge ich dem Lauf desalles und Grabens, so gelange ich durch das Gebüsch in das freie Feld, wo zwar beide enden, aber der Richtung folgend, erblicke ich schon in 200 m Entfernung die Fortsetzung, die mich bis zur nächsten Schanze leitet.

Der Wall und Graben, der vom Schulzenberge herüber kommt, tritt nach kurzer Unterbrechung wieder auf.

Der Richtung desalles folgend, denn der Graben ist verschüttet, gelange ich auf ihm etwa 210 m weiter zu der

Schanze auf dem Ftenberge auf Weinerl's Grundstück bei Riegersdorf.

Fig. 49.

Dieses alte Schanzenwerk gehört der abgerundeten Form an. In nordöstlicher Richtung ist der 3 m hohe Rundwall und der 7 m an der

Krone breite Graben noch gut erhalten. Der Ringfegel steigt bis 4 m Höhe an.

Westlich und südlich auf dem ehemaligen Ringplatz hat der Pflug seine Furchen gezogen, trotzdem der steinigte Boden wohl wenig Hoffnung auf Ertrag giebt; die ringsum noch sichtbaren schwachen Wallspuren bezeichnen den inneren lichten Raum auf 36 m Breite und 58 m Länge.

Die Wehrlinie muß nach Nord und Ost gelegen haben, also gegen das offene schlesische Land.

Von hier nur 600 m entfernt in südöstlicher Richtung befindet sich ein anderes altes Schanzenwerk von gleicher Form und fast gleichem Maas; beide Schanzen beherrschten die hier vorüberführenden Wege nach dem Warthapafß und dem ebenen Lande über Camenz und Frankenstein zc. Es ist

Die Schanze auf dem Herrenberge bei Wartha.

Fig. 50.

Sie befindet sich nördlich von Wartha 1500 m entfernt als Rest eines bis 5 m hohen Schanzenfegels.

Der freie Ringplatz mißt gegen 42 m Breite und gegen 53 m Länge.

Am südlichen Theil ist in späterer Zeit ein Steinbruch errichtet worden, wodurch die ursprüngliche Ausdehnung nicht mehr genau ersichtlich ist, ebenso ist behufs besserer Abfuhr der Steine der Wallgraben geebnet worden.

Der Boden ist steinigter Lehm, theilweise mit Eichensträuchern bewachsen.

Die Vertheidigungslinie muß nach Ost und Nord gelegen haben; sonst war nichts zu ermitteln.

Wiederum nur etwa 800 m von hier befindet sich nordöstlich von Wartha der Kahlertsberg, dessen Fuß bis in die Reisse hinabreicht und in den Chauffee und Eisenbahn eingeschnitten sind, auf ihm befand sich eine dem Bieredß angehörige Schanze von etwa 10 m lichter Breite und 15 m Länge. Sie ist jedoch vor einigen dreißig Jahren geebnet worden.

Nun befindet sich hier vor dem Aus- und Eingang zum Warthapafß noch ein anderes gewaltiges Schanzenwerk, ein vollständiger Schanzengürtel umschließt den Buchberg bei Baumgarten, den Wachtberg und Grochberg bei Grochau, schwenkt herum am Harteberg nach

Niklasdorf und schließt an den Lauf der alten Preseka, der alten Grenzwälle.

Eine Fläche von 1 □ Meile wird hier umschlossen und ich bekomme den Eindruck, als habe es nicht nur gegolten, den Zugang zum Warthapafß zu schließen, sondern als habe hier ein ganzer Volksstamm gewohnt, um die Schätze im Innern des Berges zu hüten. —

Da dieser Schanzengürtel mit den Schanzen, welche sich am Gebirge entlang ziehen zusammenhängt, auch die Vertheidigungslinie aller Schanzen in der Richtung nach Osten, Norden und Westen liegt, so kann seine Anlage nur von dem Volke stammen, das den Eingang zum Gebirge und dem Hinterlande schließen wollte, das seine Front gegen Schlesien kehrte; und da die Preseka schon 1230 bei Banau als vorhanden bezeichnet wird,¹⁾ so ist in geschichtlicher Zeit nichts über die Erbauer bekannt.

Nun haben aber spätere Krieger diese Schanzen auch für ihre Zwecke dienstbar gemacht; auch Friedrich d. Gr., und soviel ich durch den Veteranen unter den Förstern, Herrn Materne in Niklasdorf, ermitteln konnte, haben im Jahre 1813 Landleute aus dem Ohlauer Kreise unter Leitung zweier blauen Dragoneroffiziere die sämtlichen Schanzen umgeschaffen, theilweise ist die alte viereckige Form beibehalten, theilweise ist ein völliger Umbau erfolgt wie auf dem Grochberge (Fig. 81.)

Ein großer Theil der Schanzen liegt auf dem Grundstück des Besizer Seidel und darnach werden sie Seidels Pattrien, ja die Schanze auf dem Grochberge wird schon frischweg Schwedenschanze genannt.

Da ich nun alle diese Schanzen für Feuerwaffen umgeändert finde, so ist es zwecklos sie aufzumessen und ihre Erwähnung geschieht nur der Vollständigkeit halber.

Ich komme jetzt zum letzten Punkt in dem alten Schanzengürtel, nach Wartha. Vor Jahren nahm ich Anstand hier einzudringen und begann mit der Schanze in Johnsbach auf dem Hartheberge. Ich wollte erst Erfahrungen sammeln und dann hier in Wartha schließen.

Wartha und seine Westen.

Eine Furth durch die Neisse dürfte dem Ort den Namen gegeben haben und die Bezeichnung Wurta ist auch in den schlesischen Regesten enthalten.

¹⁾ Schles. Regesten 351.

1093 wird der polnischen Burg Brido erwähnt, welche durch Bretislaw von Böhmen zerstört wird, 1124 erwähnt Bischof Otto von Bamberg auf seiner Reise nach Pommern der böhmischen Grenzburg Burdan, das sind zwei verschiedene Namen und Burgen.

In der Wirklichkeit finde ich folgendes: Südöstlich von Wartha am rechten Ufer der Reisse zweigt von dem zur Kapelle hinaufführenden Wege zwischen dem Stationsstein VII und VIII, da wo ein gemauerter Bildstock ohne Nummer steht ein steiler Weg links ab und führt hinauf zu dem Aussichtspunkt, welcher sich über der Stelle erhebt, an der am 16. August und 6. September 1598 ein Berggrutsch erfolgte. Ehe man jedoch diese Stelle erreicht, führt eine Knüppeltreppe links hinab zum alten Schloß.

Der ganze Bergabhang führt den Namen Schloß-Lehne. Wie sonst das alte Schloß geheißen hat, weiß in der Bevölkerung Niemand, nur durch Gelehrte, welche die Stelle besuchten, ist der Name Bardun bekannt geworden. Ob er richtig ist, lasse ich vorläufig außer Acht und halte mich nur an das, was ich finde.

Durch einen an der Sohle noch 2 m breiten Wallgraben steige ich zu dem 6,50 m höher gelegenen geschütteten Steinwall hinauf, der sich von Nordwest nach Nordost noch in einer Länge von 46 m halbmondförmig herumzieht, an der Sohle noch eine Breite von 4,50 m hat und bei einer Höhe von 1 m sich an der Krone verrundet. Dies ist der einzige stumme und doch beredte Zeuge aus grauer Vorzeit, in ihn baute sich ein späteres Geschlecht in viereckiger Form einen Mauerbau, von dem spärliche Reste noch klar und deutlich erhalten sind.

Der ganze innere lichte Raum des ehemals bebauten und vom Steinwall umschlossenen Burgplatzes beträgt 37,20 m in der Länge und 26,50 m in der Breite.

Um für den Mauerbau Platz zu machen, mußte der ehemalige geschüttete Steinwall bis auf etwa $\frac{1}{4}$ seiner einstigen Ausdehnung verschwinden, und jetzt sind jene Steinbauten bis auf zwei kleine Reste verschwunden, während jener Rest des Steinwalles noch unerschüttert seine Stelle behauptet und auf die spätere Herrlichkeit und ihren Verfall wie mit innerer Genugthuung herabsieht. Fig. 51.

8 m unterhalb des Ringplatzes in südlicher Richtung befindet sich ein aufrecht stehender Mauerrest von 2,50 m Breite und 2,10 m Höhe, dieser einzige Trümmer der einstigen Beste erscheint gleichzeitig als der älteste Theil des Mauerbaues.

Ich glaube nicht, daß dieses Mauerstück an dieser Stelle gebaut wurde, seine schräge Lage, seine geringe Stärke von nur 0,85 m und der daran haftende Kalkputz deuten vielmehr darauf hin, daß es einem höheren Stockwerk angehörte und bei der Zerstörung im Absturz hier haften blieb. Fig. 51.

Seine Konstruktion weicht von derartigem Mauerwerk, wie wir es aus dem 12. und 13. Jahrhundert besitzen, insofern ab, als nicht eine äußere Mauerung die hineingeschüttete Kalk- und Steinfüllung hält, es finden sich vielmehr spitze Steine in senkrechter Lage an der Außenseite, die ganze Mauermaße kann nur wie unser Bischof in einer Form zur Anfertigung gelangt sein, in welche Kalk und Gestein ohne jede Auswahl geworfen und festgestampft wurde.

Einer weit jüngeren Zeit angehörig erscheint der im Innern des Ringplatzes befindliche Mauerrest, dessen Bedeutung noch zu erforschen bleibt.

8 $\frac{1}{2}$ m von der Sohle innerhalb des geschütteten Steinwalles in südwestlicher Richtung befindet sich ein 1,60 m tiefer, 2,20 m im Durchmesser haltender runder, hohler Steinbau; ein Brunnen oder Cisterne kann er nicht gewesen sein, er ist aus Bruchsteinen im Verband mit Kalkmörtel gemauert, er würde das Wasser nicht gehalten haben.

Ein Thurm von so geringem Durchmesser im Innern der Burg ist nicht gut denkbar, es zeigt sich auch keine Spur für die Anlage einer Treppe, ich halte diesen Bau für ein Verließ.

Dieses Bauwerk entstammt wiederum einer viel späteren Zeit.

Während von der ersterwähnten Mauer kleine herumliegende, nur etwa nußgroße Gesteinstückchen mit Kalkmörtel eine Festigkeit zeigen, daß der Kalk sich nicht vom Stein trennen läßt, erfolgt in dieser Rundmauer die Trennung mit Leichtigkeit; es würde gar nicht schwer halten die Steine mit der Hand zu lösen, wenn ich einer derartigen Rücksichtslosigkeit fähig wäre. Leider wird in diesem Punkte von Suchern und Sammlern unglaublich gesündigt; nur zur Befriedigung ihrer Sammelwuth wird rücksichtslos alles Mögliche vernichtet.

Nun befindet sich noch 3 m westlich eine 4 m tiefe, 3,50 m breite und 10,50 m lange Grube, die eine Cisterne gewesen sein kann. In ihr befindet sich noch ein 0,80 m im Geviert und 0,90 m tiefes mit Steinen ausgelegtes Loch, das vielleicht als Schöpfloch diente.

Die Zerstörung dieser alten Veste ist eine so gründliche, daß sich mit Sicherheit kein Schluß auf ihre letzten Ausrüstung ziehen läßt.

Nur der Rest des geschütteten Steinwalles ist als Zeuge der Urzeit geblieben und hat alle spätere Herrlichkeit überdauert.

Mag die Baste nun so fest gewesen sein als sie wollte, so war sie ihrer Lage nach unhaltbar, wenn sie nicht durch ein höher gelegenes Werk gedeckt wurde, zwar zieht sich nordöstlich der Olbrichgraben und der Schwarzegraben, aber diese konnten einen Gegner nicht lange aufhalten.

Sie erscheinen nur als die Fortsetzung der Grenzwehr der Prefeka.

Der örtlichen Lage nach mußte das hoch gelegene Außenwerk sich an der Stelle befinden, an welcher heute die Wallfahrtskapelle steht.

Auf dieser Kuppe stand ein Raum von 15 m breit und gegen 30 m lang für ein Bauwerk zur Verfügung, sie fällt nach allen Seiten steil ab und gewährte eine freie Aussicht sowohl nach der von mir zuerst genannten Schanze auf dem Wartheberge, wie auch weit hinab ins Land, und südwestlich in der Richtung nach Glas bis zur Schäferei von Friedrichswartha, die ehemals eine andere Bestimmung gehabt zu haben scheint. —

Nur wenn der Wächter hier oben auf dem Wartheberge seine Schuldigkeit that, war in dem tiefer liegenden Schlosse Sicherheit.

Frömmerich, in seiner Geschichte der ehemaligen Cist.-Abtei Ramenz 1817 S. 7 sagt, daß schon vor 1207 auf dem Berge eine Kapelle gestanden habe, ob damit der jetzige Kapellenberg gemeint sei, ist nicht klar ausgesprochen, ich halte es für undenklich; der Berg war für die Landesvertheidigung als Wachtposten unbedingt nöthig.

Die jetzige Kapelle ist erst vom Bischof von Breslau, Erzherzog Karl im Jahre 1619 erbaut und am 7. September dieses Jahres vollendet worden. (Heine Doc. Geschichte Bd. II.)

Aber die Hauptaufgabe dieser durch verschiedene Zeitalter bestandenen Befestigung bestand doch immer darin, die Straße und den Uebergang über die Neiße zu sichern, dieser Zweck konnte nur erreicht werden, wenn dicht an Furth und Straße ein anderes Schanzenwerk lag. Hier leitet mich die Sage auf die richtige Spur.

Auch die ehemalige Furth kann sich nur da befunden haben, wo heute die Brücke steht. Westlich derselben am rechten Ufer der Neiße befindet sich die Rudolph'sche Brauerei. Das Haus ist ein alter Bau, von ihm behauptet die Ueberlieferung beharrlich, daß ein unterirdischer Gang aus den Kellern unter der Neiße hindurch nach dem linken Ufer führe.

Der Herr Besitzer war so freundlich, mich nach dem Keller zu führen. In ihm befindet sich eine etwa 1,30 m hohe Oeffnung, durch die man tief gebückt, in ein gegen 2 m hohes Gewölbe gelangt, das in westlicher Richtung leitet, aber von Schutt aller Art etwa 1,50 m hoch gefüllt ist.

Genaue Maaße konnte ich des Wassers halber nicht nehmen, aber sowohl der niedere Eingang wie die Breite und Höhe des Gewölbes stimmen mit dem unterirdischen Gang im Schloß zu Tepliwoda.

Beim Grundgraben außerhalb des Hauses stieß der Besitzer in einer Tiefe von etwa 1,20 m auf steinerne Treppenstufen.

Westlich heißt das von der Neisse umschlossene Land der Haag also Grenze, und ich vermuthe, daß hier auf einer damals verborgenen Stelle der Gang gemündet haben mag, darauf deutet seine Richtung.

Am andern Ufer der Neisse zieht sich eine Schlucht den Berg hinauf, sie hat die Richtung nach den Schanzen auf dem Stenberge und am Fuchsberge; diese Schlucht dürfte wohl die Fortsetzung des Ganges gewesen sein.

Nach dem Grundsatz der alten Schanzenbauer war an jedem Ufer eines Flusses eine Schanze, und so bezeichnet auch hier die Sage die Stelle am linken Ufer über der Mühle im Garten des ehemaligen Gasthofes zum Adler, der jetzt den Hedwigsschwestern gehört und seitdem Klostergarten genannt wird, als den Ort, wo ein altes Schloß gestanden habe. In der armen Bevölkerung, die überall der Träger der Sage ist, konnte ich keine andere Bezeichnung ermitteln als altes Schloß.

Nun müßte aber auch diese auf der Anhöhe gelegene Beste ihre dicht an der Straße gelegene Vorburg gehabt haben und da findet sich im Keller des Gasthofes zum Stern der Rest eines bis unter die Straße reichenden Gewölbes, das nach der gegenüber liegenden Kirche geführt haben soll und dessen Fortsetzung vermauert ist; in diesem Gange liegt auch ein Brunnen. Dann zeigen sich noch zwei vermauerte Zugänge, von denen der eine der Ueberlieferung nach unter der Neisse hindurch nach dem Schloß auf dem Berge am rechten Ufer, der andere zum Schloß im jetzigen Klostergarten geführt haben soll.

Ein glaubwürdiger Herr versicherte mir, daß er an anderer Stelle bei Anlage eines Brunnens auf einen Gang gestoßen sei, der seine Richtung nach diesem Schloß hatte.

Nun liegt nach den örtlichen Verhältnissen die Sache so, daß vier Besten in Wartha bestanden haben. Die eine auf dem Berge an der Schloßlehne, die die jetzige Kapelle als Außenwerk hatte, dann eine Beste an der Stelle wo jetzt die Rudolph'sche Brauerei steht und die dritte am linken Ufer im jetzigen Klostergarten, zu der eine Vorschanze am Gasthof zum Stern bestand.

Welche dieser vier Besten deckt sich nun mit dem Namen Burta, Bridon, Bardun oder Wartenstein?

Sach- und sinngemäß kann unter Burta nur die Beste gemeint sein, die direkt an der Furth lag, daß ist da, wo heute die Brauerei steht. Ihr gegenüber die Burg auf dem Felsen am linken Ufer der Neiße kann nur die polnische Burg Wartenstein gewesen sein mit der Vorburg Bridon (Stern) und die Beste auf dem Berge an der Schloßlehne rechts der Neiße ist dann die böhmische Burg Bardun.

An der Stelle wo heute die Wartekapelle steht, mußte eine Warte stehen; der heutige Name Warteberg ist demnach sinngemäß und der Ort Wartha hat seinen Namen sowohl von der Burta als der Warte.

Ich schließe hier meine Wanderung wo ich sie vor mehreren Jahren begann.

Daß die kleinen Stämme, die Staatswesen der Urzeit, ihr Gebiet durch Wälle, Gräben und Schanzen ebenso sicherten wie wir es noch heute durch große Festungen und zahlreiche Streiter thun, das hat sich aus den vorgeführten Gräben, Wällen und Schanzen ergeben, und ich habe die gleichen Verhältnisse auch in Hessen gefunden.

Nun gilt es noch eine zweite Aufgabe zu lösen, die alten Schutzwehren zu ermitteln, mit denen die Urväter ihre Straßen sicherten.

Es giebt eine große Anzahl vorgehichtlicher Wälle innerhalb und außerhalb des von mir beschriebenen Gürtels, denn die Verhältnisse lagen damals genau so wie heute, wo die Marken eines Landes aufhören, da fangen die eines anderen an, und es giebt eine Grenze nur da, wo sich ein Nachbar befindet, daß aber auch damals schon der nächste Stamm sein Eigenthum wieder ebenso sicherte wie sein Nachbar, dadurch reiht sich in fruchtbaren und ehemals dicht bevölkerten Gegenden auch Schanze an Schanze, so wie es heute mit den Dörfern der Fall ist, nur schwinden da, wo jede Scholle ihre Frucht bringt, die Spuren der Vorzeit, die Schanzen, viel schneller als da, wo Niemanden ein Vortheil durch ihre Beseitigung erwächst.

So sind sie auch in Niederschlesien reichlich in sandigen Gegenden vorhanden, eine Stammesgrenze markirt sich am kleinen und die andere am großen Landgraben, auch Bober und Queis stehen damit in Verbindung.

Eine andere Grenze markirt sich von Reichenbach ab in der Richtung über Schweidnitz, Striegau; dann südlich von Zauer und von der wüthenden Neiße in gerader Linie bis zur Ratzbach nordöstlich von Goldberg. Es sind da auf eine Länge von etwa 10 Meilen einige zwanzig alte Ringwälle vorhanden, sie scheinen dem Stamme zu gehören, der das Gebirge besaß, bilden also eigentlich nur die Fortsetzung des hiesigen Grenzzuges. —

Diese Schanzen sind größtentheils bekannt und auch in der Karte des Museumvereins verzeichnet, es ist daher zwecklos, weiter auf sie einzugehen.

Daß ich als Einzelner aber alle anderen in ganz Schlesien vorhandenen Schanzen auffuchen, verzeichnen und der prähistorischen Forschung darbringen werde, das kann Niemand erwarten. Was ich vermochte, habe ich unter großen Mühen gethan, das Weitere werden die berufsmäßigen Forscher mit Leichtigkeit vollbringen.

Die Schanzen des Stammes östlich des von mir beschriebenen Gürtels, dessen Grenze auf eine weite Strecke mit der Grenze des Regierungsbezirktes Oppeln und Breslau zusammenfällt und der sich bis über die Neiße erstreckt hat, habe ich möglichst vollzählig ermittelt.

Nur in der Gegend von Otmachau—Neiße am linken Ufer des Flusses herab bis Hengersdorf sind die Spuren sehr dürftig. Einmal liegt dies an den Verhältnissen in der Nähe einer großen Festung und dann ist im Neißer Gebiet in der Bevölkerung die Kunde und der Sinn für die Vorzeit sehr gering. Das fruchtbare Land aber veranlaßte zur Beseitigung nutzloser Flächen.

Eine Stammesgrenze hat sich in der Richtung Zauer—Michelau-Löwen abgezweigt und anscheinend den schmalen Streifen zwischen der Oder und Eulendorf über Ohlau bis in die Gegend von Breslau innegehabt.

Daß das Land von Zauernig über Ziegenhals, Zuckmantel zur Bischofskoppe und über Zülz, Friedland zurück bis zur heutigen Stadt Neiße ebenfalls von einem dichten Stamm bewohnt war, dafür liegen mir die sicheren Anzeichen vor, sie alle aber vorzuführen erfordert eine besondere Abhandlung, die den Raum eines Buches füllt.

Die älteste Eintheilung unserer Kreise stützt sich auf vorgefundene Verhältnisse, die sich aus der Zugehörigkeit zu besonderen Standesherrschaften, Dorfgemeinden, vor allem aber aus den Parochien ergab.

Wie die Parochien entstanden, darüber giebt uns das von Professor Markgraf in der Bibliothek zu Leyden ermittelte und im Codex Diplomaticus Silesiä Band 14 zum Abdruck gelangte Decemregister einen Anhalt. Die Sammlung dieses Registers reicht in ihren Anfängen anscheinend bis zur Zeit vor der amtlichen Einführung des Christenthums im Jahr 964 zurück. Sie ist weder in alphabetischer Reihenfolge noch nach geographischer Lage erfolgt, es kann nur angenommen werden, daß, so wie die Meldungen der einzelnen Bekehrer über erfolgten Uebertritt einzelner Gemeinden zum Christenthum erfolgten, auch die Eintragung im Decemregister geschah. Da aber die Bekehrer ihr Werk nur da mit Erfolg betrieben, wo ihnen die Staatsgewalt, der Fürst, der Stammeshäuptling, der Dorfbesitzer freundlich und helfend zur Seite stand, (es ergibt sich dies unzweifelhaft aus den Schriften des hl. Bonifacius,) so war damit auch die Grenze der neuen Parochie schon durch die Machtgrenze des Schützers vorgezeichnet. Nimmt man für den Bezirk Wansens-Grottkau drei Bekehrer an, so läßt sich nach dem Register ihr Gang verfolgen und ein Schluß auf ihre Thätigkeit ziehen. Diese ersten Parochien haben dann eine Aenderung erfahren, als das Christenthum Landesreligion wurde, und sind wahrscheinlich nochmals geändert worden, als nach der deutschen Einwanderung sich die Zahl der Gemeinden und Kirchen vergrößerte.

Aber auch in dieser letzten Zeit stützte sich das Christenthum auf vorhandene feste politische Grenzen.

In der Bestätigung des Zehnten für das Kloster Kamenz durch Bischof Thomas vom 14. Mai 1260 heißt es unter Anderem¹⁾: Grottkau mit Umkreis, Michelau mit Umkreis. Für uns ist das eine ganz unsichere Bezeichnung, wenn sie damals aber als ausreichend erachtet wurde, so mußten diese Umkreise so sicher begrenzt sein, daß kein Mißverständnis möglich war, denn sonst waren doch die Herren bei der Decemverzeichnung so vorsichtig, jedes Dorf besonders anzuführen.

Unsere heutigen Kreis- und Gemeindegrenzen reichen in vielen Fällen weit vor die Zeit der deutschen Einwanderung des 12. und 13. Jahrhunderts zurück, ich finde das nicht nur hier, sondern auch in

1) Schles. Regesten bis 1280 Nr. 1046.

Hessen, wo ein Vordringen der Slaven durch die Völkerwanderung nicht Veranlassung zu neuen Grenzbildungen gab.

So führt z. B. auf der Altenburg südlich von Fritslar und Wildungen die politische Grenze durch die Schanze ganz ebenso wie es in der Lausitz und in Schlesien vielfach der Fall ist.

Ich halte deshalb auch den Lauf der Grenze der Regierungsbezirke Oppeln und Breslau entlang und durch die Schanzen nicht für Zufall, sondern glaube, daß er wenigstens theilweise noch der Urzeit entstammt, wo die benachbarten Gemeinden durch gemeinsame Arbeit ihre gemeinsamen Schutzwehren errichteten und die Grenze mitten durch sie führten.

Darin aber, daß sie die Schanzen vielfach mitten auf der gemeinsamen Grenze bauten, finde ich den Beweis, daß sie sich als Glieder eines Volkes fühlten, wenn auch der gemeinsame Besitz oftmals der Grund zu erstem Streit geworden sein mag.

II.

Die Schanzen an den Uebergängen über die untere Neisse und die Anfänge des Raubritterwesens.

S t u r g a s t.

Dieser Ort wird als Scorogostomost das erste mal genannt, als bei Einweihung der dortigen Kirche im Jahre 1223 Bischof Thomas dem schon vorhandenen Hospital die Zehnten einiger Dörfer schenkte, ¹⁾ dann erscheint er im Jahre 1248, als bei einer Streitsache die Barone dort versammelt waren, unter der Bezeichnung Storogostomnost. ²⁾ Die erste Bezeichnung ist russisch und bedeutet einen Ort an der Brücke, an welcher viele weit herkommende Kaufleute verkehren. Die zweite Benennung ist polnisch, das beiden Sprachen gemeinsame Stammwort Gost (Gosciniac) bezeichnet ein an der Kreuzung zweier Straßen gelegenes größeres Wirthshaus.

¹⁾ Schles. Regesten Nr. 260.

²⁾ Schles. Regesten Nr. 668.

Nach der russischen wie polnischen Schreibart ist „eine alte verkehrreiche Herberge an der Brücke“ unter dem heutigen Namen Schurgast zu verstehen.

Der russische Name läßt auf einen starken Verkehr russischer Kaufleute schließen, auf einen sehr regen Fremdenverkehr deutet auch das schon 1223 vorhandene Hospital.

Der Straßenzug der von hier am linken Ufer der Oder nach Osten führte, ist anscheinend westlich 2 km von Oppeln über die Oder gegangen; noch heute deutet die Richtung derselben, da wo sie an dem dortigen Vorwerk plötzlich nach Oppeln herumschwenkt, darauf hin und am rechten Ufer finden sich die Reste einer alten Straße, die nach Nordosten weist und Pulke-, auch Volko- und Kaiserstraße genannt wird.

Dieser Uebergang wird aufgehört haben, als sich Oppeln entwickelte und von dort aus die Straße ihren Lauf sowohl in nordöstlicher als östlicher Richtung nahm, um nach dem Innern Rußlands wie auch zu dem ältesten Handelsartikel der Welt zu gelangen, zum Salz.

Denn was Nauheim schon in der grauesten Vorzeit für die Gegend am Rhein, Sooden an der Werra für die Katten, Halle für die Sachsen war, das waren die Salzgruben in der Gegend von Krakau für Schlesien und die angrenzenden Länder.

Der Vertrieb des dortigen Salzes war um so leichter, da es nicht erst durch Verdampfung gewonnen, sondern in Stücken fertig zum Versandt gefördert wurde.

Der Verkehr an der Uebergangsstelle in Schurgast wird daher schon in sehr früher Zeit ein reger gewesen sein.

Das Weitere ist bei der alten Wansener Straße behandelt. Der Uebergang bei Löwen ist ebenfalls dort enthalten.

Die Schanze in Michelau.

Der Ort wird schon im Jahre 1210 erwähnt.¹⁾

200 Schritt östlich der Kirche, dicht an der Dorfstraße im Garten befindet sich der Rest eines bis 10 m breiten Wallgrabens, aus ihm steigt ein bis 4 m hoher Erdkegel, der die Form des abgerundeten Vierecks zeigt und an seiner Oberfläche ehemals eine Länge von etwa 30 und eine Breite bis 25 m hatte. Jetzt ist seine Ostseite abgeschrägt um einen leichteren Ausgang zu haben und an der Südseite steht in

¹⁾ Schles. Regesten Nr. 138.

dem ehemaligen Wallgraben ein gemauertes Gebäude, das den Namen Schloß führt und in dem sich die katholische Kirche und die Wohnung des Pfarrers befindet.

Die ursprüngliche Form ist an der Ost- und Südseite durch diese Eingriffe verschwunden. Ehemals führte ein alter Straßenzug der aus der Gegend des Zobtens herab kam, hier vorüber nach Oberschlesien und eine zweite Wegverbindung kam aus der Gegend von Ober-Slogau nach Brieg, die Sicherung der Straße war der Zweck der Schanze. ¹⁾

Nach dem Grundsatz, daß an jedem Ufer eines Flusses eine Schanze vorhanden sein müsse, stand der Burg im Dorfe eine solche am rechten Ufer der Neiße, gegenüber, sie liegt 2 km von hier und heißt „der Thum.“

Jetzt stehen nur einige kleine Häuser dort.

Die an den Häusern und durch die Gärten leitenden Grabenspuren zeigen stellenweise noch eine Breite bis 17 und eine Tiefe bis 2,50 m, sie umschlossen ehemals ein Gebiet von etwa 180 m Länge und bis 100 m Breite. Welchen Namen sie geführt, darüber fehlt jeder Anhalt.

Die Neiße wand sich früher in endlosen Krümmungen vorüber, derart, daß ein Arm nördlich des Thum herumfloß; später sind Durchbrüche erfolgt und Durchstiche gemacht worden, so daß jetzt die Ansiedelung auf dem linken Ufer des Flusses liegt.

In der Nähe der jetzigen Brücke am jetzigen nördlichen Ufer heißt ein Garten „das Schwind“, das heißt, was kleiner wird, verschwindet.

¹⁾ Das reich begüterte Geschlecht von Bogarell und Rügen hatte hier Jahrhunderte lang seinen Sitz.

Ob es in geschichtlicher Zeit sein Schloß noch auf dem alten Schanzenhügel, oder neben ihm im Wallgraben hatten, davon ist nichts bekannt.

Im Hussitenkriege hat es starke Verluste erlitten und ist herabgekommen, gegenwärtig hier ganz verschwunden.

Als letztes Glied ruht in der Gruft zu Michelau eine unverwesliche Dame in kupfernem Sarg.

Zimmermann, I. Bd. V. Stk. S. 46 entnahm aus den jetzt verbrannten Kirchenacten die Nachricht, daß am 21. Mai 1779 der durchmarschirende schwedische Generallieutenant v. Stutterheim den Sarg öffnen und verschiedene Proben mit der Leiche machen ließ, ihr Fleisch und ihre Hände waren beweglich, die Augen etwas eingefallen, die Kleider verwest. Das Alter betrug damals über 200 Jahre.

In der Gegenwart weiß Niemand den Eingang zur Gruft, derselbe dürfte sich doch leicht ermitteln lassen.

In geschichtlicher Zeit nahmen im Jahr 1276 zwei Brüder und ein Weltgeistlicher vom Orden der Cisterzienser in Michelau ihren Sitz. Diese Herren liebten es, sich in wilden Gegenden anzusiedeln, sie scheinen die alte Schanze als Wohnsitz inne gehabt zu haben, denn bis zum heutigen Tage heißt die Stelle „der Thum.“ Das polnische Wort Ttum entspricht genau dem deutschen Dom.¹⁾

Das Waldvorwerk bei Ofteg.

Der flache meist sandige Hügel auf dessen südwestlichem Theil das Vorwerk liegt, ist ringsum von einem Damm umschlossen der stellenweise noch bis 1,50 m hoch ist. Theilweise ist er zum Schutz gegen Hochwasser errichtet, durchweg kann das aber nicht der Zweck seiner Anlage gewesen sein, da er z. B. auf der Nordseite mit dem Lande steigend geführt ist, dort auch bei nur 1 m Höhe bis 5 m Kronenbreite besitzt und wohl als Weg nach Meristaw gedient hat.

Er umschließt den Hügel in einem unregelmäßigen Viereck von 500 m Breite bis 1000 m Länge.

Ich nehme an, daß hier ehemals ein Dorf stand, darauf deuten die Funde an Schmiedeschlacke und die Spuren einer Mühle.

Auffällig sind die dicht dabei nördlich auftretenden Namen Schiedlitzberg und Schiedlitzbrücke. Siedlisko hat im polnischen dieselbe Bedeutung wie das deutsche Sassen, Inassen, sesshaft, Ansiedlung, Wohnsitz. Das müßte der Name des Dorfes gewesen sein.

Der sagenhafte Kirchhof und die Guthereiche.

In der nordöstlichen Ecke dieser beschriebenen Umwallung hat der Damm eine Sohlenbreite von 10 m, eine Höhe von 1 m und eine Kronenbreite von 3 m; er hat anscheinend als Straße gedient. Dieser

¹⁾ Beiläufig bemerke ich, daß über die Cisterzienser noch in meiner Kindheit im Volke der Glaube verbreitet war, sie trieben die schwarze Kunst und könnten den Teufel citiren. Eine schwarze Kunst haben sie allerdings getrieben, wie sich aus den schles. Regesten und aus den „schlesischen Siegeln“ Bd. II ergibt; dies gehört jedoch nicht in den Kreis meiner Besprechung, aber die oft waghalsigen Bauten von Kirchen und Kapellen, die an verschiedenen Orten der Volksglaube dem Teufel zuschreibt, dürften durch die Cisterzienser oder unter ihrer Leitung geschaffen worden sein.

Theil wird der Kirchhof genannt und die Sage berichtet, daß hier einst eine sehr alte Eiche gestanden habe, die man Luthereiche nannte.

In der hiesigen Gegend sind Eichen bis 6 m Stammumfang nicht gerade eine Seltenheit,¹⁾ wenn also in dem damaligen Eichwald ein Baum von der dem Reformator geneigten Bevölkerung mit dessen Namen belegt wurde, so muß er eine auffällige Größe gehabt und es können sich wohl noch andere Erinnerungen an ihn geknüpft haben, die wieder auflebten.

An der Südost-Seite der Umwallung befindet sich

der Fuchsberg im Walde bei Ofseg.

Dieser gegen 2 m hohe, gegen 60 m lange und 40 m breite geschüttete Hügel wird auf der Westseite von einem bis 10 m breiten und 2 m tiefen Graben umschlossen, die Spuren der einstmaligen Umwallung lassen sich um den ganzen Hügel erkennen, er gehört der langen Rundform an und bildete ein Außenwerk des nächstfolgenden großen Schanzenwerkes.

Jetzt hat ihn die Forstkultur nutzbar gemacht, er ist dicht mit Fichten bewachsen, auf der Kuppe befindet sich eine Futterstelle für Fasanen und die vielen Fuchslöcher die theils durch schwarze Branderde gehen, zeigen, daß das Raubzeug hier ehemals gute Beute hatte und dem Hügel den Namen gab.

Die Schloßdämme.

Etwa 150 m nördlich von hier befindet sich ein anderes Außenwerk das dem abgerundeten Viereck angehört und den Uebergang nach dem östlich der ehemaligen Reiffe gelegenen Hauptwerke deckte.

Der freie Innenraum ist 20 m breit und bis 80 m lang. Die Wälle haben noch eine Höhe bis 7 m.

Auf der Nordseite wurden sie 1829 theilweise abgefahren, auf der Südseite waren sie stets offen.

Bis 25 m breite Spuren westlich der Wälle zeigen, daß einst ein Arm der Reiffe um dieses Schanzenwerk führte.

Reste von Mauerwerk, Funde oder Sage, sind hier wie auch am Fuchsberg nicht vorhanden.

¹⁾ Nicht weit davon an der Ofseger Mühle steht eine Eiche von 5,30 m Stammumfang 1 m über der Erde gemessen; der Koppitzer Park besitzt Eichen bis 6,50 m Umfang.

50 m von hier liegt in einer Krümmung der alten Meisse das Hauptschanzenwerk:

Das alte Schloß im Osseger Walde.

Fig. 84.

Der nur 13 m breite Zugang vom ehemaligen östlich der Meisse gelegenen Lande ist durch eine Erbschanze gedeckt die vom Wasserspiegel der alten Meisse 10 m hoch aufsteigt und bei einer oberen Breite von 3 m noch eine Länge von 18 m hat.

Diesen Wall hat später jedenfalls eine Mauer umschlossen, denn Kalkmörtel, Ziegelbrocken und Eisenschlacken sind ringsum im Boden ersichtlich und auch in einem Fuchsloch, das irrtümlich von den Leuten als Keller bezeichnet wird, vorhanden.

Sinter diesem Wall liegt von der alten Meisse in einer Breite von 35 bis 50 m umschlossen, eine Fläche von 232 m Länge und 173 m innerer lichter Breite. Die Wallspuren bedecken ringsum einen Streifen von 25 bis 56 m und der freie Innenraum betrug 96 m und 155 m.

Welche große Befestigung hat einst hier gestanden? Wann ist sie errichtet und vernichtet worden? Diese Fragen zu beantworten war mir lange nicht möglich. Ich ließ nichts unversucht auch nur den Namen zu ermitteln aber lange vergeblich, weder die schles. Regesten noch die Chroniken von Grottkau oder Brieg gaben irgend welchen Anhalt; und doch hatte diese Befestigung noch zu einer Zeit bestanden als die Wassermühlen im Betriebe waren.

Ein östlich gelegener Raum den jetzt die neue Meisse verschlungen hat heißt die Mühle. Die Pfähle wo sie stand ragen noch jetzt bei niederem Wasser herauf, die langen behauenen Baumstämme die das Wasserbett gebildet haben, wurden in der Gegenwart herausgegraben; der Breite des Wasserbettes nach zu schließen ist die Mühle eine große gewesen.

Auch südlich heißt ein jetzt beim Bahnbau verschüttetes Loch die Mühle, der alte Fluthgraben läßt sich noch verfolgen.

Wie weit Mauerbau hier vorhanden war, läßt sich nicht mehr erkennen, ich finde Spuren davon nur am Eingange. Die Sage berichtet nur folgendes:

In alter Zeit hatten sich Räuber hier eingenistet, welche vor Allem den Pferde Diebstahl betrieben; wer hier sein Pferd suchte kehrte nicht mehr wieder. Nun sind später die Brieger Bürger gekommen und haben

das Schloß vom Böhmischorfer Berge beschossen, da ist ein alter Gesell „Nothbarth-Kehrab“ geheißen auf das Dach gestiegen und hat die Kugeln mit dem Besen abgeseigt.

Die Erzähler setzen zu: Wir wissen, daß das unmöglich ist, aber es ist uns so überliefert worden.

Den Schlüssel hierzu finde ich weit von hier in Tyrol auf geschichtlichem Boden.

Als Kaiser Maximilian im Jahr 1504 die alte Beste Ruffstein belagerte, reichten seine Kugeln nicht an diese heran, der Commandant sandte daher zum Schimpf einen Mann mit einem Besen auf das Dach und ließ es von den Kugeln rein fegen.

Maximilian ließ aus Innsbruck stärkeres Geschütz kommen, die Beste in Trümmer schießen und dem Commandanten als seinem ehemaligen Unterthan den Kopf abschlagen.

Wehnlich müssen die Verhältnisse hier gelegen haben, denn daß die Beste vernichtet wurde, davon geben ihre Trümmer Zeugniß.

Nun berichtet die Sage weiter: Ehemals war hier eine schmale Brücke über die Neisse vorhanden.

Bei einem drohenden feindlichen Einfall rissen die diesseitigen Bewohner dieselbe ab und sie wurde nicht mehr errichtet.

Bei niederem Wasserstand sind in der alten Neisse die Pfahlreste noch sichtbar.

Im Jahre 1829 durchbrach das Hochwasser die verschiedenen Krümmungen der Neisse, was ihm durch die ehemalige Fluthrinne der Mühle erleichtert wurde. Das alte Schloß kam dadurch vom rechten auf das linke Ufer der Neisse zu liegen.

Da aber auch alle Schutzdämme und Wehre zerstört waren, so wurden aus dem Grottkauer Kreise alle Fuhren zu ihrer Herstellung aufgeboden und das erwünschte Material lieferten die Wälle und Schutthaufen des alten Schlosses, es wurde abgefahren bis auf die geringen Reste.

Ein Topf mit dünnen Silbermünzen von der Größe eines alten Achtgrofchenstückes, aber nicht solche, wurden gefunden aber Niemand kannte das Gepräge, sie wurden verschleudert. Andere Funde die nicht Gold sind werden überall als „Nichts“ bezeichnet und nicht beachtet.

Das ist Alles was ich über diese namenlose, große Beste ermitteln konnte.

Nun aber findet sich das erforderliche Licht um das tiefe Dunkel zu erhellen.

Nachdem Professor Markgraf im Liber Foundationis Cod. Dipl. Bb. XIV. F. Seite 165 Anmerkung 1^a die meisten Nachrichten über Meristaw zusammengestellt hat, kann ich nicht länger annehmen, daß Meristaw und Märzdorf ein und derselbe Ort sei wie dies bisher allgemein geglaubt wurde.

Ich stütze mich hierbei auf das was ich bei Beurtheilung der obigen Urkunden an Ort und Stelle finde.

1369 am 25. Juli wird das Haus Meristow in drei Theile getheilt, so, daß jeder Erbe einen Antheil erhielt. Eine solche Theilung wäre bei Märzdorf undenklich, dort war im Rundwall nur Raum für ein Wohnhaus und einige Wirthschaftsgebäude.

Anders liegen die Dinge beim alten Schloß im Walde zu Dffeg, dasselbe bestand aus drei selbstständigen Werken, dem eigentlichen Schloß am rechten Ufer, den sogenannten Schloßwällen und dem Fuchsberg am linken Ufer der Reiffe. Alle drei wirkten zur Vertheidigung gemeinsam auch wenn sie sich in verschiedenem Besitz befanden.

1415 am 6. November verkauft Hinc von Pogarell den dritten Theil seiner Burg Meristaw mit den Zugehörungen Stroschwitz und Sarne und anderer Güter seinem Oheim.

Nun wird Niemand sagen obige Dörfer wären ein Zubehör von Märzdorf, zwischen diesem und ihnen liegen andere Dörfer, die Reiffe und eine Entfernung bis 1³/₄ Meilen.

Stroschwitz aber hängt mit Sarne und dieses direkt mit dem alten Schlosse bei Dffeg zusammen das damals noch am rechte Ufer der Reiffe lag, hier war die Bezeichnung als Zubehör sinngemäß.

1486 bekennt Gabriel Hund, daß Heinc Pogrel von Michelau mit ihm gekauft hat um einen Fleck Wald zu Meristaw gehörend, der dort gelegen ist innerhalb des Mühlgrabens und der Reiffe bis ans Wehr.

Für Märzdorf ist das undenklich, da liegt vor der Reiffe Tiefensee und das alte Schloß gleichen Namens.

Für das Dffeger alte Schloß ist das Verhältniß klar, der Landstreifen von der Mühle zu Michelau, zwischen dem Mühlgraben und der Reiffe ist noch heute Wald und gegenwärtig von der Herrschaft zu Dffeg von Michelau wieder zurückgekauft worden, er reicht bis in die Nähe der Schloßwälle.

Das Gebiet des Schlosses erstreckte sich also über zwei Kreise, deshalb wird es bald mit dem einen bald mit dem anderen genannt.

1430 am 18. September erobern die Breslauer und Neisser das von den Kegern besetzte Schloß Meristaw und 1432 erobern es die Keger zurück und der junge Herzog von Oppeln hält es besetzt. Der Ort mußte also doch werth sein, daß man dreimal um ihn rang und ein Herzog ihn besetzt hielt.

Ein solch wichtiger Punkt war Märzdorf nicht, es hatte nur einen Wall und Graben, konnte nur wenige Besatzung halten und beherrschte keine wichtige Straße.

Anders war es mit der dreifachen Festung im Walde bei Ossieg, sie bot Raum für eine große Besatzung, konnte weit unter Wasser gesetzt werden und beherrschte den Uebergang über den Strom; einen so wichtigen Platz konnte kein Truppenführer bei damaliger Kriegsführung ungenommen im Rücken liegen lassen.

Alle diese Umstände veranlassen mich zu der Annahme, daß das alte Schloß bei Ossieg im Walde Meristaw war und nicht wie bisher geglaubt wurde Meristaw und Märzdorf identisch seien.

Märzdorf wird im Decemregister unter F. 6 ausdrücklich als Martinivilla aufgeführt, Meristaw aber wie bereits angegeben mit Ossieg und Guhlau zusammen genannt. Ich nehme deshalb keinen Anstand das alte Schloß im Walde bei Ossieg als Meristaw zu bezeichnen und Professor Markgraf deutet ebenfalls darauf hin.

Das alte Schloß bei Breitenstück.

Fig. 71.

Im ältesten Decemregister heißt es: Castrum Tiefenze. ¹⁾ 1 km nordöstlich vom Borwerk Breitenstück und 1½ km südlich von Tiefensee befinden sich die Reste eines alten Schlosses, das die Ueberlieferung als das im Jahr 1428 von den Hussiten zerstörte Tiefenseer Schloß bezeichnet.

Die Sage erwähnt, die Beschießung sei von den Tarnitzer Bergen am rechten Ufer der Neiße erfolgt, thatsächlich sind die Hussiten von dieser Seite gekommen.

¹⁾ Liber Fund. Esp. Wratisl. F. 4 S. 166. Es erscheint dabei auch die Mühle von Nesselwitz, dieser Name ist in der ganzen Gegend nicht zu ermitteln. Das Dorf müßte am rechten Ufer der Neiße an Stelle des heutigen Kirchberg gelegen haben, die Mühle kann nur die heutige Kirchberger Mühle sein.

Gegenwärtig ist nichts vorhanden als einige Wälle bis zu 4,50 m Höhe, 10 m Sohlenbreite, 1 bis 2 m Kronenbreite, einem Wallgraben, durch den an der Westseite die Straße führt, von 20 bis 28 m Breite und im Innern ein 5 m hoher Erdkegel von 9 m Breite, 16 m Länge aus Mutterboden geschüttet und wohl nur aus Rücksicht darauf erhalten, daß auf ihm eine alte Eiche von 5 m Umfang steht.

Chemals reichte die alte Reiffe bis an den Fuß der Schanze, jetzt liegt der Strom 120 m weiter östlich. Hier finde ich ganz klar und bestimmt zwei verschiedene Zeitalter über einander.

Zuerst bestanden die Wälle und der innere Erdhügel, welcher wie die Wälle die Form des abgerundeten Vierecks zeigt.

Nun kam hinter diesem Zeitalter ein anderes, das den Mauerbau errichtete, da aber der geschüttete Erdkegel, der durchgehends aus einem lockeren guten Waldboden besteht, diesen nicht trug, so blieb den Erbauern nichts anderes übrig, als um den Kegel herum eine Mauer aufzuführen und auf dieser den Bau zu errichten.

Schon im vorigen Jahrhundert und Anfang dieses Jahrhunderts ist das zum Schloßbau in Koppitz erforderliche Stein- und Ziegelmaterial von hier abgefahren worden, den Rest des Bauschuttes, sowie den größten Theil der Wälle fuhr man dann im Jahre 1829 zur Herstellung der Behre und Dämme ab und so blieb von der ganzen, so fest in Ziegel und Stein gearbeiteten Herrlichkeit nichts anderes übrig, als einige noch herum liegende Ziegelbrocken und die ursprüngliche alte Schanze, wenn auch stark zerzaust, behauptet wieder wie an anderen Orten allein den Platz.

Der Sage nach soll ein unterirdischer Gang unter der Reiffe nach den Tarnitzer Bergen geführt haben. Mir gelang es erst nach Jahresfrist den Stützpunkt am rechten Ufer der Reiffe und den Rest eines Wallganges zu finden.

Daß das Schloß zu Breitenstücke wirklich noch in geschichtlicher Zeit bestand, dafür liegen folgende Urkunden vor:

Am 30. Juli 1272 erscheint ein Comes Dezoo castellanus de Tyfense als Zeuge (Regesten Nr. 1408.)

Am 6. Mai 1294 mit dem huse Tifense, damit gelobt er Heinmann von Adelungesbach, (Lehnsurf. II. 7.)

29. August 1294 Heinmann Kastellan von Tiefensee erscheint als Zeuge. Regesten 2329.

1329 am 9. Mai wird in der Belehnung des Herzogs Boleslaw mit seinen Liegnitz-Briegischen Landen auch Tiefense mit Wichpilde als Landesburg aufgeführt, ebenso in der von 1331 am 13. Dezember ausgefertigten Lehnurkunde l. 303 und 306.

In einer Urkunde vom 10. Februar mit der unsicheren Jahreszahl 1402 heißt es: Domini (canonici) consenserunt in vendicionem castri in Tyffinse, sic quod vendatur de consensu et scitu capituli, et quod pecunia pro qua vendetur, promittatur capitulo et convertatur demum de consensu et scitu capituli in alios usus et exclesie meliores, Domkapitels protocolle.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens V. 131.

Am 15. Mai im Jahre 1432 haben die Hussiten das Schloß Tiefensee zerstört.

Nun müßte man sich verwundert fragen, wie es möglich sei, daß aus dieser verhältnißmäßig nahen Zeit keine Ueberlieferungen in der Bevölkerung erhalten blieben. Wer die Antwort haben will, der lese die documentirte Kirchengeschichte des Bisthums Breslau vom Domcapitular Heyne, also eine unverdächtige Quelle; er wird aus dem 2. und 3. Bande die Ueberzeugung gewinnen, daß es das größte Unglück für die hiesige Gegend war, daß sie jemals unter geistliche Herrschaft gelangte. Nach der Besitzergreifung gingen die Fehden an. ¹⁾

Schon vom 24. Januar 1360 ab fühlte die Stadt Grottkau die Schrecken des Krieges durch einen sonst der Kirche treu ergebenen Mann, den Herzog Volkó von Schweidnitz, und erst 10 Jahre später wurden die als Geißeln genommenen Bürger frei gegeben. ²⁾

Das größte Unglück aber brach herein, als der Bischof Conrad im Jahre 1421 am 18. September einen Landtag nach Grottkau berief und den Kreuzzug gegen die böhmischen Keger durchsetzte. Das Protokoll ist noch in den schlesischen Regesten vorhanden. (Script. rerum VI.)

Zwar warnten die Böhmen man solle von den Einfällen ablassen, sie müßten sonst Repressalien nehmen, aber vergeblich. Der Bischof selbst stellte sich an die Spitze des Heeres, das zu leiten er nicht die geringste Fähigkeit besaß, das sich darum aber durch Grausamkeiten auszeichnete.

1) Heyne, Bd. II 358 zc.

2) Heyne, docum. Geschichte des Bisthums Breslau Bd. II S. 364.

Die Böhmen brachen nun racheerfüllt auf und brachten dem bischöflichen Heer Niederlage auf Niederlage. Die weltlichen Fürsten, welche ihre Länder nicht eines unfähigen Führers halber vernichten lassen wollten, traten zurück und ihre Unterthanen erhielten Frieden.

Jetzt wälzte sich die volle Gluth des Krieges nur auf das Bischofsland, Städte und Dörfer wurden vernichtet, das Vieh geraubt, die Menschen erschlagen und die Ueberlebenden ertrugen alle Drangsale des Krieges und alle Lasten, die ihnen darauf der Bischof noch dazu auferlegte ¹⁾ und die bis zum heutigen Tage reichen, denn sie blieben bis zur Ablösung in diesem Jahrhundert, wo sie in Renten umgewandelt wurden.

Grottkau war verödet; Lebt wohl verbrannte Städt' und Dörfer, ihr kriegsverheerten Fluren lebet wohl! So konnten damals die Bewohner sagen ²⁾ und wer entfloh und innerhalb eines Monats nicht zurückkehrte, ging seines Eigenthums verlustig. ³⁾

Ja hinterher kamen auch die ehemaligen Bundesgenossen des Bischofs, sie wollten für die gebrachten Opfer entschädigt sein, raubten das Grottkauer Land nochmals aus und führten die Beute davon.

Es hätte aller Schrecken des 30jährigen Krieges gar nicht bedurft, die hier in dem Bischofsland wieder am stärksten wütheten, und die durch den Uebertritt ihrer Geistlichen zur neuen Lehre (auch in Grottkau) und durch die gewaltsame Gegenreformation und ihre Folgen die Bewohner bis zum Eintritt der preußischen Herrschaft gar nicht zur Ruhe kommen ließen, um in ihnen jede Erinnerung an die Vorzeit zu tilgen.

Dadurch ist es gekommen, daß die Bevölkerung von den Zeugen der Vorzeit, wie Meristaw und das Schloß bei Breitenstück, nicht mehr weiß was sie bedeuten, oder wie sie eigentlich geheißsen.

Den Stützpunkt des Ueberganges über die Neisse beim Breitenstück Schloß am anderen Ufer bildete

„das Schlüssel“ bei Carnitz.

Fig. 75.

Der alte Straßenzug, welcher aus verschiedenen Richtungen nach Grottkau und von da nach dem alten Schloß bei Breitenstück führte,

¹⁾ Heyne, docum. Geschichte des Bisthums Breslau Bd. III S. 695 Satz 2.

²⁾ Heyne, docum. Geschichte des Bisthums Breslau Bd. III S. 705.

³⁾ Heyne, docum. Geschichte des Bisthums Breslau Bd. III S. 696.

markirt seine weitere Richtung in einer kleinen Schanze, die sich 900 m vom Breitenstücker Schloß nordöstlich am rechten Ufer der Neiße befindet, sie ist nur noch wenigen Leuten bekannt und liegt an sehr verborgener Stelle eingegraben in das hohe Ufer, an dem sich ehemals die Neiße entlang in vielen Windungen schlängelte.

Das Wasser ist an dieser Stelle auch heute noch trotz des gerade geführten Flußbettes, das eine größere Wassermasse in engerem Raum führt, so seicht, daß es sich bequem durchwaten läßt. Bei niederem Wasserstande sind Pfahltrete als Spuren einer Brücke noch sichtbar; ein alter Weg leitet am linken Ufer noch bis zum Wallrest des Breitenstücker Schlosses.

Die Schanze selbst wird durch einen bis 9 m breiten und bis 4 m tiefen in das Ufer geschnittenen Graben und einen an der Krone bis 8 m langen und nur noch 4 m breiten Ke gel gebildet, der an der Flußseite steil abfällt.

Die Form des Grabens ist die des abgerundeten Viereckes.

Schatzgräber haben den Ke gel stark zerwühlt und südöstlich theilweise in den Graben geworfen.

Wilde Kaninchen und Füchse gruben tiefe Löcher, förderten aber nur Erde zu Tage.

An dieser kleinen Schanze findet sich ein für meine andern Orts gemachten Folgerungen, ein wichtiger Thatbestand.

Ein Wallgang führt aus dem Wallgraben 100 Schritt nördlich an ein großes Loch. Vor etwa 40 Jahren befand sich an dieser Stelle noch ein großer Haufen schlecht ausgeschmolzener Eisenschlacken; ein Gutsverwalter ließ sie mit seinen Fuhrn nach ober schlesischen Hochofen schaffen und so entstand das Loch, in dem sich noch Stücken Schlacke von mehr als einem Centner schwer vorfinden.

Für mich ist der Beweis erbracht, daß da die Schanze durch einen Wallgang direkt mit der Schmelzstelle in Verbindung stand, die alten Schanzenbauer auch die Schmelzer des Eisens waren.

Ein System von 8 Teichen zog sich von Osten bis hierher, sperrte die Straße und lieferte außer Fischen auch die Wasserkraft für Pochwerk und Mühle.

Ein Acker heißt das Mühlenstück, das Feld zunächst der Schanze heißt „der Schlüsselbau.“

Sonst ist über die Schanze nichts bekannt.

Ein Fahrweg führt vom Schloß bei Breitenstück südlich an einer Stelle vorüber, die den Namen führt:

Das alte Räuberschloß.

Es liegt 3 km östlich von Koppitz dicht an der alten Reiffe, da wo sie einen scharfen Bogen beschreibt, im Walde, 800 Schritt nördlich des Wirthshauses an der Koppitzer Brücke und ist nur wenigen bekannt. Die Schanze deckte den Uebergang über die Reiffe und gehörte zu den größeren Schanzen.

Links des Weges nach Osten zieht sich an ihr ein dicht mit Dornen besetzter Dammrest von 1 m Höhe und 20 m Länge, daneben liegt ein Graben und zwischen diesem und dem heutigen Fahrweg steht eine Eiche, die 1 m über der Erde 2,56 m Umfang hat.

Von hier hat sich die Schanze westlich ausgedehnt und in einer Entfernung von 30 Schritt zeigen sich die ersten Dammspuren in kleinen Resten von 1 m Höhe. Sie ziehen sich im Halbkreis von Süden nach Norden.

Südöstlich im jetzigen Kieferbusch hat sich außerhalb der Schanze ein Mauerbau befunden, dessen Spuren die Forstbeamten bei der Anlage von Pflanzlöchern als alte Grundmauern erkannten. Sonst ist nichts bekannt, aber gegenüber nordöstlich am rechten Ufer der Reiffe liegen die Reste der anderen, den alten Uebergang deckenden Schanze, südlich am Dorfe Kirchberg, sie heißt: „der Goldberg.“ Er liegt 300 m westlich der Kirche, am Abhang zur Reiffe, an dem sich diese ehemals in vielen Krümmungen wand. Eine kleine Kuppe wird südlich von einem 12 m breiten und 40 m langen Wallgraben gedeckt, und nördlich markirt sich ein bis 7 m breiter Graben, zwar ist er geebnet und zur Wiese umgewandelt, aber noch deutlich erkennbar. Westlich fällt das Ufer der alten Reiffe steil ab. Nach den Angaben alter Leute zog sich ehemals nach Osten ein Wallgraben bis hinauf zum Berge, auf dem die Kirche steht. Er ist geebnet worden, läßt sich aber noch stückweise erkennen.

Der Ueberlieferung nach stand auf dem Goldberg ein altes Schloß, das versank.

Auf der kleinen Kuppe konnte nur ein Bau aus Holz und Lehm von 10 bis 12 m Durchmesser stehen, der wie an anderen Orten durch ungewöhnliche Wasserfluthen hinweggeschwemmt sein mag.

Es wurden Funde gemacht, von denen jedoch nur ein Schwert in der Erinnerung blieb, Niemand weiß seinen Verbleib.

Die Vertikalität macht den Eindruck, als ob sich eine Umwallung etwa 100 m weiter nördlich gezogen habe, ich folge ihr und komme zu der Ansicht, daß sich ein größeres Schanzenwerk dort befunden hat, wo heute der Gutshof steht, denn an seiner Nordseite zieht sich ein bis 15 m breiter und noch bis 100 m langer Wallgraben zum Flußbett der Neisse hinab.

Der Vollständigkeit halber bin ich genöthigt, einen Augenblick die Schanzen zu verlassen und mich dem Mauerbau zuzuwenden.

Da wo jetzt das Pächterhaus steht, stand ehemals eine jener kleinen Brennereien, wie sie auf Gutshöfen üblich waren. An dieser Stelle befinden sich große schöne Keller, die zwar von der Brennererei benützt, aber nicht für sie erbaut worden sind; es hat hier ein anderer Bau gestanden, über den die Nachrichten verloren gingen.

Beim Bau der jetzigen Kirche wurden am Eingang des Thurmes zwei Leichensteine mit Ritterbildern gefunden, die auf die Familie Bückler Bezug hatten; der damalige Scholze, Mai der Jüngere, überließ sie den Bückler'schen Erben.

Diese Ritterbilder und die großen Keller im Gutshof deuten an, daß hier einst ein Ritterschloß stand. An die Keller knüpft sich noch die Sage, daß in ihnen ein Schatz verborgen liegt, den ein 7jähriger Knabe der hier geboren wurde, heben wird.

Spuckgeschichten gewöhnlicher Art beunruhigen ältere und jüngere Köpfe, sonst weiß Niemand etwas anzugeben. Wie gering im Allgemeinen die Kunde der Vorzeit ist, ergiebt sich daraus, daß z. B. die Bewohner des Brückfretschams das alte Räuberschloß kennen, weil sie als Kinder dort Erdbeeren pflückten, von dem gegenüberliegenden Goldberg aber nicht einmal den Namen wissen.

Andererseits kennen zwar die Kirchberger ihren Goldberg, haben aber keine Ahnung von dem gegenüber liegenden alten Räuberschloß.

Auch darüber woher der Name Goldberg komme wissen sie nichts.

Der Name Räuberschloß hingegen findet durch die Betrachtung der örtlichen Verhältnisse und der geschichtlichen Ereignisse seine Erklärung.

Ursprünglich waren in hiesiger Gegend 6 Uebergänge über die Neisse, die auf jedem Ufer durch je eine Schanze gedeckt wurden.

Die Neisse wand sich in endlosen Krümmungen, versumpfte die größtentheils flachen Ufer so, daß andere Uebergänge nicht möglich waren.

Unter solchen Umständen erscheint es wahrscheinlich, daß auch die Slaven diese Brückenköpfe zur Landesverteidigung und als Einnahmequelle benutzten, denn selbst wenn an diesen Stellen nur Fähren bestanden, so genügte die Kraft eines Ruderknechtes, um dem Herrn eine Einnahme zu verschaffen, die ihm, wenigstens zum Theil die Mittel des Unterhaltes bot.

Da nun die Uebergänge so dicht lagen, so läßt das auf eine starke Bevölkerung und einen regen Verkehr schließen, trotzdem werden zur Landesvertheidigung besondere Mittel in irgend welcher Form erforderlich gewesen sein; die Zölle werden dafür nicht ausgereicht haben.

So müssen die Verhältnisse gewesen sein bis in die geschichtliche Zeit, so lange sich die hiesige Gegend im Besitz eines mächtigen Mannes befand, der uns geschichtlich als Burggraf v. Ritschen und Graf von Grottkau unter dem Namen Mroczko entgegentritt. ¹⁾

Anders aber mußten sich die Dinge gestalten, sobald dieser große Besitz sich in viele kleine Theile zersplitterte, von denen jeder Besitzer in erster Linie bestrebt sein mußte, seinen Unterhalt zu sichern.

Die Anlage der alten Straßen soweit sie durch die alten Schutzwehren bezeichnet werden, zeigt sich in langen, auf den Durchgangsverkehr berechneten Linien.

Ganz kann dieser Verkehr auch nach der Völkerwanderung unter slavischer Herrschaft nicht geruht haben.

Nun trat aber mit der zweiten deutschen Einwanderung, mit der Anlage neuer Dörfer und dem Emporkommen der Städte ein völliger Wandel in der Richtung der alten Verkehrswege ein.

Man suchte neue Uebergänge über die Gewässer und legte Dörfer an ihnen an, mit dem Aufblühen der Städte entwickelte sich ein Verkehr von Stadt zu Stadt, der sich oft in völlig anderer Richtung bewegte als früher.

Hatte sich z. B. der Verkehr des alten Straßenzuges der aus Hessen und Sachsen nach Schlesien und weiter ging von Lissa aus bei Dzwitz an der alten Schanze über die Oder vollzogen, so lenkte er sich weiter östlich als das heutige Breslau wohl in erster Linie durch die Fruchtbarkeit seines Bodens sich entwickelte. Je mehr es aber empor kam, desto mehr gingen auch die neuen Straßenzüge von ihm aus,

1) Grünhagen, Regesten II. Theil S. 125 Nr. 1174.

Heyne's docum. Geschichte des Bisthums Breslau Bd. II S. 366/67.

während die sogenannte Schwedenschanze bei Dsmitz, von der sich die alten Straßenzüge durch alte Schanzen nördlich und östlich nachweisen lassen, völlig verödete.

Genau so ist es auch hier an der Reisse gewesen. Die emporkommenden Städte wählten neue Wege und suchten sich von einer ihnen beschwerlichen Abgabe zu befreien.¹⁾ Die alten Schanzenbeherrscher betrachteten die Ueberfahrten zc. als ein Monopol ganz so wie dies mit vielen Fähren und Brücken noch heute der Fall ist. Jeder Aenderung, die sie in ihrem Lebensnerv bedrohte, traten sie mit Gewalt entgegen, wie heute jeder Fährmann, Straßenzoll- oder Brückengelderheber Schutz gegen Eingriffe in seinen Erwerb im Wege der Beschwerde oder des Prozesses sucht.

Schufen aber die Städte eigene Uebergänge, so schritten die Geschädigten zur Wegnahme der Waaren und Verhaftung der Person genau so, wie es der heutige Gewalthaber, der Staat, auch thut, wenn die Waaren nicht auf den von ihm bezeichneten Zollstraßen in fremdes Gebiet, oder von dort zu ihm befördert werden. —

Daß die damaligen Zölle nicht nur für Brücken und Straßen, sondern auch als Eingangszölle für Waaren erhoben wurden, darüber geben die Schriften des heiligen Bonifacius einen Fingerzeig.

In der Verordnung der Synode von Bernum vom Jahre 755 heißt es, daß die Pilger nach Rom keinen Zoll zahlen und ihres „Reisesackes wegen“ nicht herumgehudelt werden sollen.

Die damaligen Kaufleute müßten keine Kaufleute gewesen sein, wenn sie nicht unter der Maske des Pilgers die Zollfreiheit für sich und ihre Habe benutzt haben sollten, da mag der Reisesack scharf untersucht und auch der wirkliche Pilger hart mitgenommen worden sein, als die Zollerheber über den Schmuggel aufgeklärt waren.

Im Jahre 782 war durch Pipin in dem capitulare Langobardicum festgesetzt worden, daß zum Bau von Brücken und zur Ausbesserung

¹⁾ Ueber die Höhe dieser Zölle geben uns die schles. Regesten Aufschluß. Die Zahlung erfolgte in Waaren und Geld. Im Jahre 1226 urkundet Bischof Lorenz auf Bitten des Herzogs von Oppeln, daß die Zölle nach den alten Satzungen erhoben werden und zwar auf dem Wege von Olesno (Rosenberg) und Sevor (Siewierz in Polen) solle ein leerer Wagen der auf dem Wege von Mähren nach Kujawien-Rosenberg passirte, einen Stein Salzes entrichten. Bei der Rückkehr mit Heringen befrachtet 30 Heringe. (Das war ein sehr hoher Zoll.) Jeder andere Wagen aber 1 Scot Silber. Regesten Nr. 293.

von Straßen diejenigen herangezogen werden sollen, denen solches nach altem Herkommen obliege, und daß eine Entbindung von dieser Pflicht nicht stattfinden dürfe.¹⁾ Das Capitulare vom Jahre 803 aber erneuert wiederholt nicht nur diese von Alters her bestehenden Bestimmungen, sondern es fügt die damit wenig im Einklang stehende Verordnung hinzu, daß wo Brücken über Ströme beständen, für deren Benutzung Zoll erhoben werde, Niemand verpflichtet sei, sie um des Letzteren willen zu passiren; glaube Jemand auf eine wohlfeilere Art über den Strom zu kommen, so stehe ihm das frei.²⁾

Diese Verordnung wurde ersichtlich nur zu Gunsten der zu erichtenden Klöster getroffen. Mit ihr legte aber das Gesetz selbst den Grund zu dem Zwiespalt der durch das ganze Mittelalter soviel Unheil zwischen Bürgern und Rittern gebracht hat.

Es wiederholte sich dann später mit dem Aufblühen der Städte, was sich schon bei Einführung des Mauerbaues durch die Klöster und der damit zusammenfallenden Verlegung der Straßen gezeigt hatte. Die ehemals wichtigen Stromübergänge verödeten. Wir finden sie heute im günstigsten Fall als alte Vorwerke, die sich z. B. an der Oder gegenüber liegen, andernfalls finden wir sie, wie hier an der Neisse als Erdhausen, die zu ermitteln dem Forscher nur mühsam gelingt und deren Bedeutung im Volke völlig entschwand.

Die bis dahin Berechtigten wurden ihrer Einnahmen beraubt. Im langsamen Wege eines Prozesses ihr Recht zu erhalten, schien aussichtslos, sie fühlten den Lebensfaden durchschnitten, denn die Noth trat auch in anderer Art an sie heran.

Für den Adel, der sich in der Urzeit auf großen Grundbesitz stützte und dem schon in der Edda empfohlen wird zu trachten: „nach altem Besitz und trefflichem Eigen“, waren seit lange schwere Zeiten gekommen.

Hatten die Vorfahren in der Heidenzeit große Schätze gehäuft, die Nachkommen hatten in religiösem Eifer soviel an Kirchen und Klöster geschenkt, daß sie selbst kaum das Nöthige behielten.

Tiefe Wunden hatten ihm dann die unglücklichen Ausgänge der in religiösem Eifer unternommenen Kreuzzüge geschlagen und das ehemalige Heidengeld war alle geworden.

Es wurde nöthig, den Besitz in immer kleinere Theile zu theilen.

1) Bert. III. 42.

2) Bert. III. 111.

Im 13. und 14. Jahrhundert tritt der Verfall nicht nur des niederen, sondern auch des hohen Adels in Deutschland ganz erschreckend auf, so sah sich beispielsweise das altberühmte mächtige Geschlecht der Margrafen an der Nahe genöthigt, für 300 Gulden auf der Altenbaum- burg an der Mosz die Ritterställe und Gefindehäuser zu verpfänden, dann folgte ein Theil der Burg nach dem anderen, bis der ganze große Besitz in fremder Hand war. In derselben Zeit sehen wir sogar einen Herzog Eberhard als Wegelagerer; die Sucht zu Händeln allein wird ihn nicht dazu getrieben haben, auch bei ihm handelte es sich um den Lebensnerv. Dasselbe war in Schlesien der Fall.

Das Meißner Lagerbuch II, 21a enthält folgende Aufzeichnung: 1370 Dezember 5. Henczco de Bechow vendidit 8 marcarum redditus annuos in omnibus suis bonis censualibus in villa Fal- kenow Grotkoo distr. pro 80 marcis zu deutsch: Henzco von Bechau hat verkauft 8 Mark jährliche Einkünfte auf allen seinen zinspflichtigen Gütern in dem Dorfe Falkenau im Grottkauer Bezirk für 80 Mark.

Ein solcher Zinsverkauf war damals dasselbe was heute die Auf- nahme einer Grundschuld ist und wir finden hier die auffällige That- sache, daß ein Mann von großem Grundbesitz genöthigt war ein so kleines Kapital von 80 Mark, die nach heutigem Gelde 1392,40 Mark betragen haben, aufzunehmen und nach dem damals üblichen Zinsfuß mit 10 Prozent zu verzinsen.¹⁾

Ferner Meißner Lagerbuch II, 31. 1372 Dezember 30. Niczco dictus Bank heres in Croschczin vendidit 1 $\frac{1}{2}$ marcam census annui super bonis in Falkenow Grotkoo distr, zu deutsch: Der besagte Bank, Erbe in Kroschen, hat verkauft 1 $\frac{1}{2}$ Mark jährlichen Zins auf seine Güter in Falkenau, Grottkauer Bezirk.

Hier erfolgte also schon nach zwei Jahren und zwar wieder im Dezember eine Anleihe in dem geringen Betrag von 261,8 Mark heutigen Geldes, so daß es den Anschein gewinnt, als ob damit nur die laufenden Kapitalszinsen für 2 Jahre und die Verzugszinsen hätten gedeckt werden sollen.

Auch in anderen Orten erscheinen um diese Zeit, etwa von 1350 ab, vielfache Zinsverkäufe und es müssen sich die Großgrundbesitzer in übler Lage befunden haben, die erhaltenen Nachrichten geben die Er- klärung dafür. Um die Zeit der deutschen Einwanderung, etwa bis

¹⁾ Der Werth des Geldes war nach Stenzel für die Mark auf 5 Thlr. 24 Sgr. 3 $\frac{3}{5}$ Pf. gesunken.

1280 galt der Scheffel Roggen nach heutigem Gelde 1,30 Mark, Hafer 90 Pf. Das waren für den Landwirth der seine Abgaben in Getreide lieferte und sonst keine großen Ausgaben auf seinem schuldenfrei erhaltenen Besitzthum hatte noch ganz gute Preise, nachdem aber nach und nach gegen 180,000 Deutsche hier eingewandert waren, wird auch jeder Familienvater bestrebt gewesen sein, die ihm übergebene eine Hufe nutzbar zu machen.

Dr. Meitzen schätzt die Familie zu drei Personen. Es ist dies viel zu niedrig, denn zur Auswanderung aus der alten Heimath wird sich immer derjenige am ersten entschlossen haben, dem es schwer fiel seine zahlreiche Familie dort zu ernähren, und umgekehrt hatte hier derjenige Einwanderer auf das sicherste Fortkommen zu hoffen, dem die meisten Kinder zur Arbeit zur Seite standen.

Das in hiesiger Gegend noch übliche Sprüchwort: „Viel Kinder sind der armen Leute Reichthum“, scheint jener Zeit zu entstammen.

Nachdem aber mehr als 180,000 fleißige Menschen mindestens 60,000 Hufen Unland in tragbaren Boden verwandelt hatten, dessen Fruchtbarkeit noch ungeschwächt war, mußte ein Ueberfluß an Getreide entstehen, der den Preis herabdrückte. Und so berichtet auch wirklich die Grottkauer Chronik auf Seite 132, daß 1350 eine so billige Zeit war, daß der Scheffel Korn 20 Pf., ungefähr 75 heutige Pfennige, eine Kuh 3 sübsche Schillinge, (von denen einer 12 märkische Pfennige gegolten hat) ein Schaf 1 Schilling, 1 Mandel Eier 1 Pf. und 1 Pfd. Butter 1 Pf. kostete, (ungefähr 4 heutige Pfennige). In Meisse galt 1362 der Scheffel Weizen 6 Kr., Roggen 1 böhmischen Groschen, Hafer 4 Heller. (Minsberg, Chr. v. Meisse, Seite 52). Dem deutschen Colonisten der seine Abgaben noch meist in Getreide gab und dem es in erster Linie darauf ankam, für sich und die Seinen einen gesicherten Besitz und ein reichliches Auskommen in Nahrung und Kleidung zu haben, der sich auch seine Kleidung in der Familie selbst fertigte und den Stoff dazu erbaute, wird diese billige Zeit weniger drückend gewesen sein, denn er hatte in der Schafzucht noch eine reichliche Geldquelle. Daß die Einwanderer mit ihrer alten Heimath Fühlung behalten hatten, ergiebt sich daraus, daß flandrische Tuchausleute die Schafzucht benützten und förderten. So wurden z. B. 1281 zweihundert oves Callicanos (französische Schafe) an eine Breslauer Kirche geschenkt.

Der deutsche Ansiedler verfütterte also im Nothfall seinen Ueberfluß an Getreide mit den Schafen. Wie aber stand es mit dem Groß-

grundbesitzer? Hatte er in der Entwicklung mit den Colonisten gleichen Schritt gehalten? Die Aufnahme so kleiner Kapitalien sprach dagegen, er konnte auch im Verhältniß aus seinen vielen Hufen niemals den Nutzen ziehen den der Colonist aus seiner einen Hufe zog, die er mit Weib und Kind selbst bearbeitete; umgekehrt hatte der Colonist nur geringe baare Ausgaben, während dem Großgrundbesitzer solche nach Pflicht und Gewohnheit viele oblagen und es wird anschaulich, daß bei so niedrigen Preisen seine Lage eine sehr gedrückte sein mußte.

Hier liegt auch der Schlüssel zu den späteren bäuerlichen Lasten, der Großgrundbesitzer mußte den in der Gerichtsbarkeit und anderen Rechten ihm unterstellten Dörfern neue Lasten auferlegen und seine Einnahmen bessern, oder selbst zu Grunde gehen. Viele der Großgrundbesitzer (Ritter) zogen vor, der eigenen Noth durch den Ueberfluß der Anderen abzuhelpen, indem sie Wegelagerer wurden, und auch vom alten Schloß zu Falkenau berichtet die Sage, daß die ältesten Besitzer Straßenraub trieben.

Hier liegen die Anfänge der Raubritterei. Die bisherigen Herren der Straße betrachteten als ihr gutes Recht, was die Anderen als Straßenraub bezeichneten.

Die Noth trieb den niederen Adel wie in der Urzeit zum Verkauf der Kinder, so jetzt zum gewerbsmäßigen Straßenraub.

Es gab keinen Halt auf der abschüssigen Bahn. Dieser Zustand konnte nur mit dem Ruin der bisherigen Bevorrechteten enden.

Daß die Dinge hier so gelegen haben, ergibt sich daraus, daß im Grottkauer Gebiet vier alte Uebergänge über die Neiße gänzlich eingingen und sich dafür nur zwei neue bildeten, von denen keiner an der alten Stelle liegt.

Zwischen dem alten Schloß bei Ossig und zu Breitenstück entstand die Brücke am Dorfe Tiefensee, und zwischen den alten Schanzen „das alte Räuberschloß“, dem Goldberg bei Kirchberg und zwischen den Uebergängen Sonnenberg und Winzenberg, entstand die heutige Koppitzer Brücke; man erkennt, daß die alten Uebergänge günstiger an höheren Ufern gelegen und ihre Zugänge nicht derart der Ueberschwemmungsgefahr ausgesetzt waren, wie es mit den jetzigen beiden Brücken und ihren Straßen der Fall ist.

Daß dann die alten Vesten an der Neiße als Landesburgen von den Landesfeinden, Polen, böhmischen Herzögen und Hussiten wiederholt zerstört wurden, ist bekannt, in letzter Reihe aber ist ihre Zerstörung

aus den unseitig entwickelten Ursachen durch die Städte erfolgt¹⁾. Die mündliche Ueberlieferung sagt, daß Brieg die Führung und die Zerstörung der Burgen als Raubnester übernommen und vollführt habe. Geschichtlich habe ich darüber nichts ermitteln können. Die überlieferte Bezeichnung „altes Räuberschloß“ für die 800 Schritt nördlich der Koppitzer Brücke belegene alte Schanze und den daran entstandenen späteren Mauerbau entspricht daher zwar den geschilderten Verhältnissen, welchen Namen aber in der Wirklichkeit diese Beste geführt hat, darüber ist nichts zu ermitteln.

Sollte hier vielleicht das in dem Streit des Schulzen von Alt-Grottkau mit dem Kloster Camenz im Jahre 1271 genannte Cäsaris²⁾, über das bis jetzt jede Spur fehlt, zu suchen sein? Die Richtung des Dorfes Koppitz weist nordöstlich direkt hier her, daß die heutige Straße in Koppitz erst später unnatürlich in scharfer Kurve herausgezwängt wurde, lehrt der Augenschein. Cäsaris ist damals nur mit 2 Hufen decempflichtigem Ackerland angegeben und nach der Lage des „alten Raubschlosses“ in einem Winkel, der von der Neiße und einem ehemaligen

1) Wie bereitwillig andererseits die Städte in ihrem Vortheil das als Recht verfochten, was sie hier als Unrecht bekämpften, zeigt ein anderer Fall.

Die herzoglichen Brüder hatten vor ihrer Theilung Schlesiens im Jahre 1311 schon am 24. Oktober 1310 verordnet, daß der Handelsverkehr sich nicht mehr wie bisher von Neiße über Wanssen, sondern über Brieg nach Breslau zu lenken habe.

Diese Verordnung, die durch den weiten Umweg die Fuhrleute sehr hart traf und alle an der alten Straße belegenen Ortschaften plötzlich ihrer Einnahmen beraubte, war ersichtlich nur zum Vortheil des kühnerlichen Herzogs Boleslaus getroffen worden; einmal wollte er die Stadt Grottkau und vor allem Brieg heben und dann konnte er in Brieg alle Tage die Bolleinnahmen gleich frisch entnehmen.

Die Brieger aber glaubten daraus noch 100 Jahre später für sich das Recht herleiten zu dürfen, daß überhaupt kein Wagen mehr von Neiße nach Breslau über Wanssen fahren dürfe, dies ergiebt sich aus dem Bescheid auf ihre Beschwerde, die sie bis an den König von Böhmen verfolgt hatten.

König Mathias erklärt 1475, daß nur die Lastwagen, nicht aber auch das leichte Gefährt von Neiße nach Breslau über Brieg gehen müßten.

(Minsberg, Chronik von Neiße S. 64.)

2) Stenzel, Jahresbericht der vaterl. Gesellschaft 1841 S. 175 auch in einer Urkunde vom 10. Oktober 1296 genannt, worin der Pfarrer von Alt-Grottkau allen Ansprüchen auf die Zehnten von 7 Hufen an Alt-Grottkau und 2 Hufen in Villa Cäsaris zu Gunsten des Klosters in Camenz entsagt.

Schles. Regesten III. Theil bis zum Jahre 1300, Nr. 2437.

Arm derselben gebildet wurde, liegen auch heute noch außerhalb des Waldes nur gegen 125 Morgen Ackerland.

Das alte Schloß im Park zu Sonnenberg.

Fig. 66.

200 m nordwestlich des jetzigen Schloßes zu Sonnenberg befinden sich auf einer Wiese die Wall- und Grabenreste des alten Schloßes, an welches ehemals die alte Neisse dicht heran reichte, während jetzt der Fluß 150 m entfernt vorüber führt.

Die Wälle, die ehemals doppelt das Hauptwerk umschlossen, sind stark zerrwühlt und stellenweise abgefahren, sie sind noch in Höhe von 1 bis 3 m vorhanden und um sie führte in einem 12 und 14 m breiten Wallgraben, ein Arm der Neisse.

Der innere Ringkegel hat an seinen Ranten vornehmlich westlich, gelitten, er mißt jetzt an der Krone von Süd nach Nord 33 m und von Ost nach West 29,50 m, kann aber als die Böschung steiler war, in der Länge oder Breite um 1 bis 2 m größer gewesen sein. Seine Höhe beträgt 4 m.

Das ganze Schanzenwerk gehört dem abgerundeten Viereck an und hier lag ehemals am rechten Ufer der Stützpunkt des Ueberganges über die Neisse.

Die Sage berichtet nur, es solle sich unter der alten Neisse hindurch ein unterirdischer Gang befinden. Außerdem soll es selbst am Tage hier spucken, doch soll der Spuck nur in plötzlich entstehendem Lärm und Gerassel bestehen. ¹⁾

Ein früherer Besitzer hat hier vergeblich nach Schätzen gesucht.

Auf dem nördlichen Außenwall befindet sich eine Eiche von 4,50 m Umfang.

Weiter nach Osten wird der Boden sandiger, das Land steigt zu einem etwa 30 m höher liegenden Höhenzuge.

Diesen Steigerungsverhältnissen entsprechend liegt auch die nächste Schanze schon in der geringen Entfernung von 2¹/₂ km hinter dem ehemaligen Bad Gröben, dem jetzigen Jagdschloß Hubertusgrün.

¹⁾ Eine ähnliche Sage finde ich bei Bührau und in Hessen in der Schubertsöhle bei Guntershausen.

Das alte Schloß auf den Winzenberger Wiesen.

1100 m nordöstlich der Winzenberger Mühle, da wo der über die Wiesen führende Fußweg in den Feldweg mündet, 250 m östlich befindet sich ein etwa 2 m hoher Hügel „das alte Schloß“ genannt.

Die Märchen der Kindheit, welche die „verwünschten Schlösser“ von undurchdringlichen Dornenhecken einschließen lassen, finden hier ihre Bestätigung. Ich habe mich ohne Rücksicht auf Gesicht und Kleidung durch manche Hecke hindurchgearbeitet, aber hier kann ich keine Messungen vornehmen, nicht einmal Wälle oder Gruben erkennen, bevor ich darin liege.

Ein undurchdringliches Gewirr von allerlei Gesträuch, Rahmbeerzranken, 2 m hohe Stengel einer Schierlingsstaude, an der sich wieder wilder Hopfen hinaufwindet, verhüllt dicht den ganzen, etwa 40 m im Durchmesser haltenden Hügel. Als ich mich wieder herausarbeitete, fiel ich an der Westseite in ein Loch, in welchem ich den Rest einer Grundmauer fand; er besteht aus Basaltsteinen, aus geschmolzenem Raseneisenstein, aus Ziegeln von 13 cm Breite und 12 cm Stärke, deren Länge ich nicht ermitteln konnte und ist mit Kalkmörtel so fest verbunden, wie es bei sehr altem Mauerwerk der Fall ist.

Das Schloß wurde ehemals von der alten Reisse derart umschlossen, daß der Zugang von Westen frei blieb.

Hier war der Stützpunkt des Ueberganges über die Reisse am linken Ufer.

Die bereits beschriebene Schanze am rechten Ufer zu Sonnenberg ist nur 500 m in der Luftlinie entfernt.

Aus der ursprünglichen Erdschanze hat sich auch hier der Mauerbau entwickelt.

Die Sage berichtet nur:

Es sind aus der Ferne sehr böse Menschen gekommen, die haben das Schloß zerstört.

Dann sind andere Leute gekommen und haben nach Schätzen gesucht, sie haben Geld und viel silbernes Tafelgeschirr gefunden und dadurch ist vollends Alles vernichtet worden.

Anscheinend war dieses Schloß die von den Hussiten zerstörte alte Landesburg zu Winzenberg, sicher ist dies jedoch deshalb nicht, weil im Gutshofe in Winzenberg die Keller eines Schlosses liegen, das noch im vorigen Jahrhundert bestand und abbrannte.

Die anderen Uebergänge über die Meisse werden im Zusammenhang mit ihren Straßenzügen besprochen.

III.

Die alten Straßenzüge.

Mit dem Lauf der alten Straßenzüge betrete ich ein Gebiet, dessen Ende ich niemals erschauen werde, denn je weiter ich suche, desto mehr finde ich, Schanze reiht sich an Schanze zur endlosen Kette.

Karl Wunster sowohl wie v. Sadowsky stellt in seiner wissenschaftlichen Abhandlung über die Handelsstraßen der Phönicier die Behauptung auf, daß diese auf ihren Wegen nach der Ostsee dem Polarnordstern gefolgt seien. Wenn dem so ist, dann befanden sie sich genau in derselben Lage, in welcher sich der Schiffer auf hoher See befindet. Vor Erfindung des Compasses leitete ihn auch nur der Stand der Gestirne. Doch Wind und Wellen warfen ihn bald rechts bald links, Klippen und Sandbänke nöthigten ihn den Kurs zu ändern, aber sobald er wieder freie See gewann, steuerte er in gerader Linie nach dem gesteckten Ziele.

Genau so erging es den Wanderern zu Lande; unübersteigliche Gebirge änderten ihren Lauf und erst nachdem sie diese umgangen oder an geeigneten Stellen überschritten hatten, konnten sie die gerade Richtung wieder aufnehmen. Aber auch jetzt wurden sie durch Berge, Sümpfe und Ströme genöthigt nach rechts oder links abzuweichen, sobald aber diese Hindernisse überwunden waren, mußten sie immer wieder der schnurgeraden Linie folgen.

In einem bewohnten Lande mußten sie solche Orte als Zielpunkte nehmen, die innerhalb der geraden Linie lagen, und in armen unfruchtbaren Ländern, die wenig oder gar nicht bewohnt waren, mußten sie zur Errichtung ihrer Herbergen solche Stellen wählen, die innerhalb der geraden Linie liegend, immer wenigstens in einer Tagereise zu erreichen waren.

Daß sie solche Stationen wirklich anlegten, ergibt sich aus dem Propheten Jesaias; derselbe wies seine Landsleute stets auf den Reich-

thum und die Ueberlegenheit des phöniciſchen Handels, wie dies bei uns patriotiſche Männer gegenüber dem engliſchen Welthandel bisher gethan haben. So ſagt er auch, (um den Aufſchwung zu zeigen) daß ſich die Waarenführer in den Wüſten zu eigenen Kaufleuten entwickelt hätten. Ob nun die Wüſten, das unangebaute Land, in der Sahara, in den Sandgegenden Schleiſens, Poſens oder in Czereſk in der Tucheler Haide in Weſtpreußen lagen, iſt hierbei gleichgültig; ein hartes, rauhes Klima, wie das unſere heute noch iſt, zwang mehr zur Errichtung geſchützter Herbergen als ein mildes oder heißes. Wenn nun auch dieſe Niederlaſſungen urſprünglich nichts anderes geweſen ſein werden als Blockhäuſer, um die man einen Graben zog und den ausgeworfenen Boden zum Schuß der Wände verwandte, ſo genügt dies, auf der Erde eine dauernde Spur zu hinterlaſſen und da dieſe Spuren den damaligen kurzen Tagereifen, der Beſchaffenheit der Wege entſprechend, nicht weit von einander liegen konnten, alſo häufig ſein mußten, ſo konnten ſie nicht alle verſchwunden ſein, es mußten ſich noch mehrere erhalten haben. Dieſe Erwägungen veranlaßten mich, nach ihnen zu ſuchen und zu ſehen, ob ſich die wiſſenſchaftlichen Ausführungen durch die Ergebniſſe der praktiſchen Forſchung belegen laſſen. Einen Anhalt für die zu verfolgende Richtung bietet die von Krufe mitgetheilte Karte von Ptolomäus, auf ihr ſind Kalich, Znin, Oſielsk und Czereſk als Stationen des phöniciſchen Handels verzeichnet. Durch Kombination werden von Bunſter und v. Sadowski Byſtriz, Krakau, Lemberg, Buſ, die Czarnikauer Furth u. a. gefunden und als Ziele des alten Handels genannt.

Dieſe Punkte können mir als Richtſchnur dienen. Nun bleibt aber zu berückſichtigen, daß die Lage dieſer Orte, wie ſie Ptolomäus angiebt, nicht mit unſerer heutigen Erdbefchreibung übereinſtimmen kann, weil das Material, das heute die Wiſſenſchaft beſitzt, ihm nur mangelhaft zur Seite ſtand und er ſich auch thatſächlich dadurch verrechnet hat.

Ich wähle daher ein anderes Mittel.

Mir ſind faſt alle Schanzen von der ſchleiſiſch-böhmischen Grenze bis zur Oder bekannt. Ich ſuche mir diejenigen heraus, welche durch ihre Lage und Größe von Bedeutung ſind.

Stelle ich mich z. B. auf die Biſchofskoppe, ſo richte ich mich nicht nach dem Polarſtern, ſondern nach der Hauptſchanze, die ich in der Nähe der Oder, in der Richtung der ungefähren Lage der von Ptolomäus genannten Orte weiß.

Nach ihr ziehe ich in Gedanken eine Luftlinie, folge ihr und sehe was ich nun in der Wirklichkeit auf ihr, an Spuren der Vorzeit finde.

Ich erhielt dadurch die Linien die ich auf der beigegebenen Karte darstelle.

Als Grundlage benützte ich die neueste Generalstabskarte die ich auf 1:200,000 reducirt und die Schanzen an Ort und Stelle nach dem gemachten Aufmaafß eintrug.

Ich erhalte als erste Linie den Weg Mährisch-Ostrau-Maffel, dann Reiffe-Ritschen; dann verlängere ich die Linie über Zuckmantel-Ziegenhals-Reiffe und gelange ebenfalls nach Maffel.

Da in Maffel bis zur Zeit Herrmanns mehr als 10,000 Urnen, römische Münzen, Bildnisse und vorgeschichtliche Sachen aller Art gefunden wurden, so muß sich an dieser Stelle eine große Ansiedelung befunden haben und es erscheint bezeichnend, daß ich in der Luftlinie hier her gelange und den Weg so weit ich ihn verfolgte, durch Schanzen gedeckt finde.

Eine vierte Linie führt von Reiffe über Morgenau, die Dominsel in Breslau und über Prottsch nach der Richtung des Ragengebirges.

Auch sie ist durch Schanzen gedeckt. Ebenso die abzweigende Linie Obendorf-Dhlau-Laskowitz-Dels.

Nun folgt eine Linie über Landeck, Ottmachau, Falkenberg, in ungefährer Richtung nach Warschau.

Hieran schließt sich ein anderer noch theilweise auch in seinem Gesamtnamen erhaltener Pfad von Zauernig bis Alt-Cöln: es ist der Bischofssteig. Er folgt in mehrfachen Krümmungen der Richtung nach Nordosten, ist auch ohne Luftlinie leicht verfolgbar und leitet bei Lichten über die Oder nach Alt-Cöln.

Daran schließt sich eine abzweigende Straße über Batschau-Neuhaus, die die Verbindung mit Münsterberg und andererseits mit der großen Schanze bei Gührau und nach verschiedenen Richtungen vermittelt; sie war von vorn herein keine durchgehende Linie.

Dann eine Linie vom Vogelberg über den Rummelsberg nach Ritschen.

Dann vom Kapellenberg bei Wartha über Strehlen, Dhlau, Laskowitz.

Bon Wartha über Nimptsch, die Schwedenschanze bei Dzwitz nach Trebnitz und eine Linie von Silberberg nach dem Rummelsberg.

Dann markirt sich eine Linie von Friedland in Böhmen über Schweidnitz und die Pandurenschanze bei Sandberg nach Maffel; ich habe diese Linien jedoch nur stellenweise gestreift.

Zum Schluß fasse ich alle erkennbaren alten Straßen zusammen und schließe sie an den Straßenzug der von Neumarkt über Wansin heraufkam und nach Oberschlesien führte, und unter dem Namen alte Wansener Straße noch theilweise bekannt ist, und an den alten Töpferweg.

Die alten Straßenzüge haben sich in derselben Weise entwickelt wie in der Gegenwart die Eisenbahnen.

Zuerst waren es nur lang durchgehende Hauptlinien, an denen sich heute die Stationen, wie damals die Schanzen, Herbergen und Schutzwehren bildeten, aus denen sich später Rittersitze, Dörfer und Städte entwickelten. So wie sich heute von den Hauptbahnen nach und nach Zweigbahnen nach allen Richtungen abzweigen, die wiederum ihre Stationen haben die zuletzt das ganze Land bedecken, so schufen sich damals Seitenwege, es entwickelten sich weitere Ansiedelungen, Herbergen und Schutzwehren, bis das ganze Land bedeckt war. Und wenn sich in Schlesien der Sinn für die Vorgeschichte erst einmal so weit entwickelt haben wird, daß wenigstens in jedem Kirchdorfe ein Mann sich für sie interessirt, dann werden sich noch in sehr vielen Dörfern die Schanzenreste und Fundgruben erschließen, welche beweisen werden, daß das Land schon sehr lange vor der slavischen Einwanderung sehr dicht bevölkert war.

In Nachstehendem führe ich nun vor, was ich an Ort und Stelle fand.

Wohin nun die durch Schanzen markirten Luftlinien führen, wie und wo sie die Ptolomäus'schen Orte treffen, das zu ermitteln, durch Forschung an Ort und Stelle oder durch astronomische Berechnung zu bestimmen, überlasse ich gern den Herren Fachgelehrten.

Ich gehe nun dazu über, die einzelnen Linien vorzuführen.

IV.

Straßenzug Mährisch-Ostrau, Falkenberg, Brieg, Ritschen, Massel nebst Abzweigungen.

Mit der Ermittlung dieses Straßenzuges habe ich nicht in Mährisch-Ostrau begonnen.

Die ganze Gegend von Zauernig zwischen dem Gebirge und der Neisse und Ober über Oppeln und andererseits über die Bischofskoppe bis Mährisch-Ostrau muß im Zusammenhange erforscht werden, das ist aber eine Aufgabe, für die meine Kräfte nicht reichen, dazu gehören wiederum viele Jahre und große Mittel.

Ich beginne meine Wanderung daher erst am Ausgang des großen Waldes bei Pynchod, zwar markirt sich die Linie auch durch die Schanze im Czartowiger Walde, (Czart der Teufel) da diese jedoch bereits in den schlesischen Provinzialblättern genannt ist, so beginne ich mit der unbekanntem Schanze, welche östlich von Leopoldsdorf im Walde liegt und den polnischen Namen führt: Mogila (sprich Mogiua) der Name heißt wörtlich übersetzt „Truhe“ auch kann man einen ärmlichen spizen Sarg (Nasenquetsche) auch einen Steinsarg, sowie im weiteren Sinne ein Grab, eine Grabstätte, eine Gruft darunter verstehen, diesen letzteren Sinn hat es in der hiesigen Bevölkerung. Der Name entspricht also der deutschen Bezeichnung „Grabwall“ seiner Bedeutung nach.

Die Schanze liegt im Walde an einer natürlichen Bodenerhebung, dicht an einem ehemaligen Teiche und einem noch gegen 0,70 m hohen und bis 70 m langen im rechten Winkel gebogenem Kniedamm, wie ich ihn schon an anderen Orten beschrieben habe.

Die Schanze selbst ist bis 6 m hoch, die Wälle fallen nach innen gegen 4 m zum freien Innenraum ab, die Entfernung von Wall zu Wallkrone mißt 22 m und der freie Innenraum beträgt 8 m. Die Form ist das abgerundete Viereck, aber durch Schatzgräber und Rodungen stark zerstört.

Der alte Weg der von Gräben aus vorüberführt, heißt hier Schelzig-Pynchoder Straße, er führt bis Ober-Slogau. Die Schanze beherrschte diesen alten Straßenzug gänzlich. Im Süden liegt das Ringwiger Bruch, das keinen Durchgang gestattete, ringsum die Schanze,

aber in bedeutender Entfernung zeigen die vielen Teichdämme, daß die Gegend unzugänglich gemacht werden konnte.

Nach Osten deckt sie heute noch ein über 2 Meilen breiter Wald.

Südöstlich deutet der Name „Höllnbach“ der sich etwa 4 km von hier befindet ebenfalls auf die Vorzeit; desgleichen der Name Ungarn-Furth. Schlecht geschmolzene Eisenschlacken finden sich südwestlich, wo 4 km entfernt, auch der Ort Hammer liegt, sowie an vielen Stellen im Walde, andere Funde sind Niemand erinnerlich.

Der Sage nach ist die Schanze ein Backofen der Schweden gewesen. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß eine schwedische Streifschaar diesen festen Punkt benutzt und darin gekocht und gebacken hat. In der Mitte soll ein unergründliches Loch gewesen sein.

Nun berichtet eine zweite ersichtlich ältere Sage, daß ein schwarzer Wagen mit schwarzen Pferden, die feurige Mäuler haben (sie erscheinen auch in einer Bilsteinsage in Hessen) ungehindert durch den starken Holzbestand um die Schanze herumfährt.

Ein Bettkissen liege ruhig da und soll dann unter Hohn gelächter und Sturmgebrause in den Bäumen spurlos verschwinden. (Dafür kenne ich keine Deutung.)

Nun kommt eine dritte Sage, die ich soweit im Osten nicht vermuthete.

Ein Schlangenkönig mit goldener Krone haust an der Schanze, einmal soll er einem Mann aus Psychod die goldene Krone in das aufgehaltene Taschentuch geworfen haben, wofür dieser von einem Goldschmied in Meisse viel Geld erhalten haben soll.

(Ist das Tafner, der Lindwurm der Edda? die Otternkönige u.?)

Wer beim Fliehen vor dem Otterkönig stolpert oder fällt, ist verloren.

Von der Schanze bei Psychod zog sich ehemals ein Weg in der Richtung nach Taschkowitz, der jetzt, nachdem der gegen 5 □ Meilen große Forst nach allen Regeln der Forstwirtschaft durchforstet ist, durch eine von Psychod auslaufende in schnurgerader Linie geführte Straße ersetzt wurde.

Die Fortsetzung der neuen wie der alten Straße führt über Proskau bei Blönitz über die Oder. An der Stelle wo sich noch heute eine Fähre befindet, liegt am linken Ober-Ufer

die Schanze bei Blönitz.

Fig. 78.

Ein abgerundetes Viereck von 10 m Höhe umschließt einen 3 m tiefer liegenden Ringplatz von 40 m Durchmesser.

Die Ober fließt 800 m östlich und dieses Schanzenwerk deckte den Uebergang über dieselbe wie anderen Ortes.

Am rechten Ufer habe ich keine Ermittlungen angestellt, da ich sonst ohne Ende immer weiter gehen müßte.

Dieser Straßenzug dürfte die älteste Verbindung von Neisse, Krakau und Wiliczka bilden und bleibt in seinem Zusammenhang noch zu erforschen.

Ich kehre zur Schanze Mogila zurück, der Straßenzug führt über das Dorf Pynchod, das heißt: Einnahme. Der Name läßt auf eine alte Zollstätte schließen. Die Straße führt über den Artillerie-Schießplatz. An dieser Stelle, wo gegen den Höllenlärm der Sprenggeschosse und ihre Wirkung selbst der alte deutsche Gott, Vater Thor mit seinem Donnerkeil verstummen muß, hier wäre es vergeblich, nach alten Schanzen suchen zu wollen. Die nächste Schanze liegt erst im Dorfe Grüben und wird an anderer Stelle besprochen.

Der Straßenzug führt weiter über das ehemalige Bad Grüben, die jetzige Försterei Hubertusgrün und hier liegt eine gut erhaltene alte Schanze, sie heißt:

Das alte Schloß.

Fig. 65.

Nordöstlich etwa 700 m von dem neuerrichteten Jagdschloß Hubertusgrün befindet sich auf sanft ansteigendem Hügel ein alter in abgerundetem Viereck errichteter Schanzenbau mit einfachem bis 3 m hohem Wall und 9 m breitem Graben. Der nur 1 m breite Zugang führt auf der Nordseite als geschütteter Damm durch den Wallgraben.

Der Schanzenkegel selbst hat an der Sohle eine Breite von 43 und 45 m und an der Krone eine solche von 33 und 34 m, seine Höhe beträgt von der Grabensohle 7,50 m.

Die Oberfläche ist stark zernüßelt. So wie anderen Ortes ist wahrscheinlich auch hier nach Schätzen gesucht worden.

Eine Nachgrabung bis auf das Grundwasser ergab keinerlei Mauerwerk, aber viele Steine ohne Mörtel, anscheinend liegt hier noch einer jener alten verschütteten Keller, der noch eine Ausbeute liefern kann.

Buchen bis $2\frac{1}{2}$ m Stammumfang bekunden, daß schon lange Zeit verflissen ist, seit die Schanze zernüßelt wurde.

Ein kleiner Quell rieselt durch den Wallgraben. Ein gegen 600 m langer Damm zieht sich in südöstlicher Richtung und hat wohl einst so

wie jetzt als Weg gebient. Sumpf und Wasser südöstlich, Sandboden und Wald sind der Grundton der Gegend.

Von hier aus war Verbindung sowohl mit dem Reisseübergange bei Sonnenberg wie mit dem bei Kirchberg und somit Anschluß an verschiedene Straßen, auch über Michelau in nordwestlicher Richtung.

Ich kehre zurück zur Schanze Mogila. Der Wald zieht sich heute noch von Süd nach Nord in einer Länge von über 2 Meilen und nur einige Jägerhäuser liegen darin, auch seine Breite beträgt von West nach Ost noch gegen 2 Meilen und diese gegen 5 Geviertmeilen große Waldfläche muß ehemals für einbrechende Feinde undurchdringlich gewesen sein.

Es erübrigte sich dadurch auch ein Grenzschutz durch Schanzen, sie wären nur verlorene Posten gewesen, ich habe deshalb hier auch nicht darnach gesucht. Aber der Grenzschutz mußte wieder auftreten, wo der Zugang von Osten her leichter war, das ist bei dem in den Wald gebauten Dorfe Schiedlow; hier hat der Wald nur eine Breite von einer Meile, hier scheint von Alters her ein Pfad aus der Richtung von Duppeln nach Reisse bestanden zu haben und ich nehme die Forschung wieder auf.

Die erste Spur welche ich finde ist

der Pilzeberg.

Nordwestlich von Schiedlow und südlich von Groditz Kreis Falkenberg befindet sich ein Torfmoor von etwa 2 km lang und breit. Gegenwärtig sind Entwässerungsanlagen und gute Wege mit vielen Opfern und großem Fleiß geschaffen, so, daß sich das Moor nach allen Richtungen begehen läßt. Noch vor etwa 40 Jahren waren jedoch die Verhältnisse der Art, daß wer im Eifer der Jagd in diese Gegend gerieth und nicht die nöthigen Vorsichtsmaßregeln traf, der sank im Augenblick bis an die Arme in den schwarzen, bei jeder Bewegung weicher werdenden Brei.

In diesem Torfmoor befindet sich ein Hügel aus Lehm, er hat eine Länge von Süd-West nach Nord-Ost von 40, eine Breite von 20 und steigt von 1 bis 3 m hoch über das umgebende Moor, er böschet sich mit einer Neigung von 1:5 nach der Tiefe ab.

Ob ähnliche Hügel in anderen Torfmooren vorkommen, weiß ich nicht. Wenn er aber, wie zu vermuthen ist, geschüttet wurde, so war das unter den obwaltenden Umständen eine Leistung, die viel Umsicht und Ausdauer erforderte und von der Entschlossenheit derer, welche ihn

schufen, ein berebtes Zeugniß giebt, selbst wenn die Schüttung im Winter auf dem Eise erfolgte.

In jedem Fall aber bildete dieser Hügel in der Noth einen gesicherten Zufluchtsort für die Bewohner von Seiffersdorf, Schiedlow zc.

Jetzt steht fast in der Mitte eine Eiche von 1,30 m Umfang, ehemals soll ein hölzerner Bau, ein sogenannter Pilz dort gestanden haben und davon soll der Name stammen.

In anderen Gegenden erhält der Dorf alle in ihm befindlichen Gegenstände unverweslich, hier wird mir hingegen gesagt, daß er Alles zersezt und das Holzwerk von Brücken durch die Ausdünstung schon in wenigen Jahren zerstört. Sonst ist nichts zu ermitteln.

Nördlich nur 2500 m in der Luftlinie erscheint ein anderer Zeuge der Vorzeit:

Der Rundwall Volkeberg.

Fig. 87.

1100 m nordöstlich von Groditz befindet sich ein alter Rundwall von 86 m innerer lichter Länge von Böschungsinnenkante zu Innenkante und 80 m Breite.

Der Wall wurde östlich durch eine natürliche bis 3 m hohe Bodenerhebung und dann durch Aufschüttung gebildet. Die Form ist beinahe rund, die Ecken sind durch 15 m lange gerade Linien gebrochen. Südlich ist der Damm noch 1,20 m hoch, während er nördlich, wo sich ein schmaler Durchstich befindet noch 2 m hoch aufsteigt, der ehemals außen herumziehende Wallgraben ist geebnet.

Der freie Innenraum ist mit Holz bewachsen.

Ein durch den Wall gebahnter Weg machte den Durchbruch der Wälle erforderlich; dabei zeigen sich in dem östlich gelegenen Durchstich, in dem aus Sand bestehenden Wall, schwarze Bodenmassen von etwa 1 m Breite und Tiefe, sie sind stark mit Holzasche durchsezt, die Kohlen zeigen, daß die Hölzer in der Längsrichtung lagen. Der Untergrund ist in einer dünnen Schicht roth durchglüht.

Ich halte diese ehemaligen Gruben die jetzt mit Kohle und Asche gefüllt sind für Verbrennungsstätten.

Auffälliger Weise finden sich auf der Oberfläche im Ringplatz der Schanze einzelne faustgroße Stücke jener schlecht geschmolzenen schweren Eisenschlacken, wie sie in der Gegend von Grottkau und an der Eisfel vorkommen. Alljährlich halten die Arbeitsleute nach altem Brauch in diesem Rundwall ein Tanzvergnügen.

Die ganze Umgegend gleicht dem Spreewald, schwarze Wässer durchfließen sie nach allen Richtungen; Sümpfe, Moräste, Torfmoore und Wälder umschließen sandige Höhen.

Ehemals muß es einem hereinbrechenden Feinde nicht möglich gewesen sein, diese Zufluchtsstätte zu erreichen oder anzugreifen, denn die Umgegend konnte durch Stauung der Wässer sehr leicht unzugänglich gemacht werden.

Nun würde es aber gegen alle Regeln der Schanzenbauer sprechen, wenn sie sich in der in der Ebene gelegenen Schanze verborgen hätten, ohne Fühlung mit ihren Nachbarn zu haben.

Es mußte ein hoch gelegener Beobachtungsposten vorhanden sein und in der That liegt östlich etwa 300 m von hier ein natürlicher Sandhügel auf dem jetzt nur 2 Eichen stehen, von denen die stärkste 1,86 m Umfang hat. Die Stelle heißt ebenfalls

der Polkeberg.

Auf ihm befindet sich eine Riesgrube, in ihr zeichnen sich schwarze Brandlöcher ab und bei geringer Tiefe fand ich Urnenscherben, deren Beschaffenheit auf vier verschiedene Gefäße schließen ließ, sowohl geriffelte, als glatte, starke plumpe und sehr dünne Scherben fanden sich in der Mähe. Auch hier liegen einzelne Stücke jener schweren Schlacken.

Eine etwas schwungvolle Phantasie könnte sich leicht eine der so beliebten Schlackenburgen hierher träumen.

Es liegt auf der Hand, daß wenn die Schanzenbauer das Eisen schmolzen, sie für ihre kleinen Windöfen hoch gelegene Orte suchten, wo der nöthige Luftzug vorhanden war.

Mit den beliebten Träumereien von Glas- und Schlackenburgen deren Schlacken auf unerklärliche Art entstanden, soll man doch lieber das Urtheil nicht verwirren.

Wenn sich auf dieser Höhe ein thurmartiger Bau befand, wie sie aus Holz und Lehm üblich waren, so war die Verbindung nach dem in der Luftlinie nur 3 km entfernten Pilzeberg, den Bergen bei Schiedlow und an der Winkler-Hütte, selbst über den Hochwald hinweg durch Rauch oder Feuerzeichen möglich und dadurch die Benachrichtigung der westlich gelegenen Orte von allen Vorgängen.

Zwischen dem Hügel „Polkeberg“ und dicht an dem Rundwall „Polkeberg“ zog sich bis in die neuere Zeit ein alter Pfad. Er wurde

von den Bewohnern von Groditz noch als Kirchweg nach Brande benützt, ist jetzt aber, wo bessere Wege bestehen, aufgegeben.

Das Dorf Brande liegt in nordöstlicher Richtung etwa 3 km von hier, seine Kirche steht am östlichen Ende des Dorfes auf einem Hügel, ich habe jedoch dort keine Untersuchungen angestellt.

Durch die ganze hiesige Gegend ziehen sich eine solche Masse alter Dämme, und ihre Lage ist oft eine derartige, daß es schwer hält zu glauben, ihre Anlage sei nur zur Bildung von Teichen erfolgt, es ist oft nicht ersichtlich, woher sie das Wasser erhalten haben. Bei vielen hätte der sandige Grund das etwaige Regenwasser schnell verschlungen.

Es liegt kein ersichtlicher Zweck vor, derartige Dämme im rechten Winkel anzulegen. Viele von ihnen müssen als Straßen und im Interesse der Landesverteidigung als Landwehren wie in Hessen und auch in Schlesien angelegt worden und für diesen letzteren Zweck würde auch eine vorübergehende Wasserstauung vorteilhaft gewesen sein.

Es hält nur gar zu schwer, diesen Dämmen durch Gebüsch und Sumpf zu folgen, selbst im Winter, wo ich die Waldwege und Pfade mit spiegelglattem Eise bedeckt fand, während außerhalb keine Spur mehr davon war.

Von der Kirche zu Brande, in der Luftlinie nur 3 km entfernt, liegt das größte derartige Werk in hiesiger Gegend, es ist der 700 Morgen große

Fangow-Teich.

Die Wassermasse staut nach Osten. Auf der Westseite wird der Teich durch einen gegen 2 km langen Damm der gleichzeitig als Straße dient und der in dem bekannten doppelten Knie zur Anlage gelangte, wodurch seine Zugehörigkeit zur Vorzeit dargethan ist, gebildet.

In diesem Teich, südlich des Knies liegt eine Insel von 200 m Länge und gegen 80 m Breite, sie führt den Namen „Kappale“. In der schlesischen Volksmundart heißt das nichts weiter als Kapelle, kleine Kirche. Die Aussprache Kappale entspricht der polnisch-deutschen Zunge.

Nun befinden sich auf der Insel Reste einer ehemaligen Umwallung, die eine umschließt einen Raum von etwa 1 Morgen, aber die Insel hat später anderen Zwecken gedient, ein fröhlicher Graf legte in der Umwallung einen Irrgarten an, schuf an anderer Stelle im Wallgraben eine Einfahrt für Gondeln, ließ ein hölzernes Häuschen errichten und der Frohsinn hatte hier eine beständige Stätte, auch das ist

vergangen und dem Grabschritt des Urnengräbers bleibt es vorbehalten, nach den Spuren der Vorzeit unter der Erde zu suchen.

Ich halte die Insel für eine alte Zufluchtsstätte, an deren Stelle wie andern Ortes ein Kirchlein bei Heiden oder Christen trat, wodurch der Name entstand.

Die Sage berichtet nur noch, daß westlich des Dammes ehemals eine Mühle gestanden habe.

Die letzte Schanze, die den Kreis schließt, ist die

Schwedenschanze nördlich von Arnsdorf.

Es ist ein Hügel, wie sie schon oft beschrieben sind, an dem nur noch der Name haftet. Nördlich 3 km von hier liegt Schurgast, damit ist die Grenze bis wieder an die Neiße geschlossen. Meiner Ansicht nach muß eine Schanze bei Nikoline an der Oder gelegen haben und dort ein alter Uebergang gewesen sein, aber ich habe nichts sicheres darüber ermitteln können.

Ich vergleiche die genannten Schanzen mit Außenwerken, während die Hauptwerke weiter zurück lagen und den Hauptstraßenzug deckten.

Ich kehre zu ihm zur Schanze Mogila zurück.

Der Richtung nach Nordwest folgend gelang ich nach Tillowitz; dieser alte Grafensitz muß schon in früher Zeit zum Land- und Straßenschutz gedient haben, aber die Werke der Neuzeit haben alle Spuren verwischt, so auch ist es bis Falkenberg. Zwar erscheinen im Park zu Lippen Anlagen mit Wallgraben und den Namen „Himmel und Hölle“, aber mit Sicherheit weiß Niemand, ob sie von einem früheren Grafen zur Zeit einer Theuerung neu angelegt oder zur Anlage eines Parkes als schon vorhanden nur benützt worden sind.

Ich folge der Straße nach Falkenberg.

Dieser Ort erscheint schon früh in den schlesischen Regesten (279 b), er wird im Jahre 1224 als *Nemodlina villa nostra* genannt. Der Name bedeutet: Eine, die nicht beten mag.

Wir wissen, daß das Christenthum bei den Deutschen sehr schwer und nach 964 bei den slavischen Großen leicht zur Annahme gelangte. Ob nun vielleicht hier eine deutsche Dame saß, die fest am alten Glauben hielt und auf dem $\frac{3}{4}$ Meilen entfernten Pulkeberge eine solche die übertrat, und ob sich diese Damen als Pulke (Polin) und deutsche Heidin bezeichneten, das läßt sich nur scherzhaft vermuthen, da ja Damen sonst immer liebenswürdig gegen einander sind.

Aus der Villa Remodlina aber entstand die heutige Stadt

Falkenberg.

Der Sage nach soll das Christenthum hier schon früh eine Kirche gehabt haben.

Sowohl der alte Pfad über Brande sowie der von Falkenberg über den Sangow-Teich weisen in ihrer Richtung nach Oppeln, anscheinend gingen sie an der Stelle, wo heute Kanzioras-Vorwerk steht, westlich von Oppeln über die Oder und schlossen sich an die Pulke-, Bolko-, Bischof- oder Kaiserstraße bei Sacrau, deren Rest noch unter diesen Namen bekannt ist und nordöstlich führt. Einen Richtpunkt für ihren Lauf giebt in ziemlicher Entfernung die alte Schanze

Grodzisko,

welche bei der Stadt Landsberg OS. dicht hinter der Kirche liegt und welche die alte über die Prosna und über Praska nach Rußland führende Straße deckte.

Von Falkenberg muß schon früh ein Weg über Schedlau nach Löwen geführt haben, aber es fehlen die Schanzen.

Ich folge daher der Richtung westlich des Alt-Teiches und gelange nur 3 km von Falkenberg südlich der Harthehäuser an die Totternberge.

Es sind niedrige Sandhügel, von denen die Sage geht, daß sich hier die Tataren gelagert hätten, es müssen also wohl ehemals noch Reste einer Verschanzung vorhanden gewesen sein, die zu dieser Sage Veranlassung gaben. Wenn die Sage weiter berichtet, daß sich hier die schlesischen Herzöge zuerst den Tataren entgegengeworfen und bei dem heutigen Dorfe Schedlau eine so blutige Schlacht geliefert hätten, daß davon der Name Schedlau entstanden sei, so ist geschichtlich davon nichts bekannt.

Der ursprüngliche Name Wigota bedeutet eine freie Ansiedelung, der später auftretende Name heißt urkundlich Schidlaw, das heißt ebenfalls Ansiedelung, Sitz, so wird das Dorf noch 138 Jahre nach dem Tatareneinfall genannt, als der Herzog Boleslaw III. von Falkenberg am Matthiastage 1379 der Collegiatkirche zu Ober-Glogau noch 4 Töpfe oder Mäßen Honig von Schidlaw schenkt. (Heynes Doc. Gesch. Bd. II. S. 855.) Die ganze Sage ist nichts weiter als eine Erfindung aus neuerer Zeit. —

Daß Schedlau ein alt befestigter Ort gewesen ist, glaube ich, aber die alten Spuren sind nicht mehr vorhanden.

Von den Totternbergen leitet ein alter Weg nach „Guhrau und Mullwig“, diese Orte sowie die folgenden werden bei einem anderen Straßenzuge beschrieben. Von hier führt er weiter über „Graase nach Groß-Saarne“. Noch Ende des vorigen Jahrhunderts war zwischen Graase und Saarne nur Wald und Sumpf und durch diesen führte ein etwa 1500 Schritt langer hölzerner Weg, das heißt: auf langaus liegenden Stämmen waren etwa 4 m lange runde Hölzer befestigt, so lag eines am anderen und stellenweise unter der Oberfläche des Sumpfes. Dann ging es zur Schanze „Thum“ rechts der Reisse, zur Schanze „altes Schloß in Michelau, dann über „Bogarell und Alzenau“ nach „Kreiselwitz“. An diesem alten Rittersitz fehlen zwar die Spuren der Vorzeit auf der Erde, in ihrem Schooß aber sind sie enthalten und schon zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden hier zahlreiche Funde an römischen Münzen, darunter solche von Kaiser Valens gemacht. (Kruse, Budorgis.)

Die weitere Richtung leitet über das Schloß zu Brieg und den Pfaffentümpel über den Bammeldamm nach Ritschen und Massel. Ueber Ritschen hinaus habe ich sie nicht verfolgt. Ich hole noch einige Spuren der Vorzeit aus dem Neustädter Kreise nach, um dann zur Forschung Schritt für Schritt den Straßenzügen folgend freie Bahn zu haben.

Von Zuckmantel leitet ein alter Pfad nördlich der Bischofskoppe, er wird markirt durch den „Schloßberg“ südwestlich vom „Sichtigfür“, den „Schloßplatz“ östlich von Eichhäusel, den „Schanzenberg“ südlich von Neustadt, den „Hutberg“ und die „Schwedenschanze bei Laßwig“. Alle diese Orte habe ich zwar ermittelt, aber nicht besichtigt.

Auffällig erscheint „Alt-Zülz“. Es wird ringsum durch alte Schanzen gedeckt, die bis 1 Meile von ihm entfernt liegen; welche Veranlassung lag dazu vor?

Ich finde ähnliches an den Salzquellen bei Sooden an der Werra, bei Riffingen, bei Nauheim und an der uralten Salzquelle bei Münster am Stein. An letzterem Orte hatten die Altebaumburg, die Ebernburg, der Rheingrafenstein, die Burg bei Theodorshall und die Weste in Kreuznach auch nur den Zweck, die Zugänge zum Alsenz- und Nahethal und zu den Soolquellen bei Münster am Stein zu decken.

Liegen hier in Alt-Zülz ähnliche Verhältnisse vor?

Ich finde allerdings eine Sage, welche berichtet, daß in einer sehr weit zurückliegenden Zeit hier eine Salzquelle gewesen sei. Diese Sage ist auch verzeichnet, ¹⁾ und das Vorhandensein alter, ringsum liegender Schanzen würde sich dadurch erklären.

V.

Richtung Zuckmantel-Massel.

Südblich des Dorfes „Polnisch-Bette“, westlich der Straße im Garten des Stellenbesitzer Weiser befand sich bis vor 25 Jahren eine Schanze, deren Ausdehnung sich noch auf etwa 18 m lang, 15 m breit bestimmen läßt und die eine Höhe gegen 2 m gehabt hat.

Ihre Abfuhr ergab einen Mischboden, vorwiegend Lett, stellenweise roth gegläht und mit Asche gemischt. In ihr fand sich ein etwa 1,50 m hoher verschütteter Steinbau und in einer Ecke desselben verschiedene irdene Töpfe und Scherben, allerlei meist unbekanntes Eisengeräth, ein starker Eisenring und mehrere Gegenstände die dem Besitzer und seinen Arbeitern gänzlich unbekannt waren, die er für Theile eines Kronenleuchters hielt.

Von anderer glaubwürdiger Seite wird mir noch mitgetheilt, es sei auch eine Steinart und ein Messer oder kurze Waffe mit Bronzegriff dabei gefunden worden. Niemand hat auf diese Sachen geachtet, man hielt sie für werthlos.

Aus der Beschaffenheit des in dem Steinbau befindlichen Schuttes hat der damalige Besitzer den Eindruck erhalten, daß sich auf der Schanze ein Gebäude befunden haben müsse.

Eine Sage oder ein Name war nicht zu ermitteln.

Diese Schanze war nichts weiter als eine jener kleinen Straßenschanzen wie ich sie unter den verschiedensten Namen schon beschrieb.

Nun finden sich zwar auf den Bergen rechts und links der Straße verschiedene Spuren alter Schanzen, aber die Gegend um Neisse ist in allen Kriegen früherer Zeit bis in das gegenwärtige Jahrhundert so

1) Triest, Top. Handbuch von Oberschl. II. Bd. S. 1086.

vielfach der Schauplatz von Belagerungen und Kämpfen gewesen, daß ich diese Spuren nicht in den Kreis meiner Betrachtungen ziehen kann. Die Namen aber der rechts und links der Straße liegenden Berge, Höllenberg, Gutberg, Gutnigberg, Weinberg und die vorgeschichtlichen Funde, z. B. der vor zwei Jahren bei Kalkau gemachte Fund an Urnen, mit Bronze- und Eisenringen, weisen auf die vorgeschichtliche Zeit.

Gegenwärtig ist durch die ausgedehnten Festungs- und Eisenbahn-Bauten die Gegend um Neisse so verändert, daß ich den alten Pfaden nicht mehr folgen kann, wie ich es vor 40 Jahren konnte.

Ostlich etwa 1000 m von Neisse führte von Neuland aus ein alter Weg nach dem Schießhaus, wo sich eine Furth und eine Fähre über die Neisse befand. Von hier ab leitete ein Pfad durch die Gärten zum Wirthshaus zu den zwei Tauben, von da ging ein Fußweg über den Berg, auf welchem sich seit 1866 das Fort auf der Mähren-gasse befindet.

Der Steig schloß sich an die Niegltzer Straße, ging auf ihr bis etwa 400 Schritt nordöstlich der Eisenbahn und bog dann nördlich zum Fuß des Heyenberges herum.

Von hier ab ist der Pfad noch vorhanden, er ist der älteste Weg, heißt „der Käfersteig“ und führte direkt von Neisse bis Breslau.

Der Fußwanderer, der von Oesterreich herabkam, hatte nicht nöthig, Neisse zu berühren, er konnte östlich an ihm vorüber ziehen, um Breslau zu erreichen.

Auf dem „Heyenberge“ befanden sich ehemals Schanzenreste, doch können sie auch aus Belagerungen in geschichtlicher Zeit stammen, der örtlichen Lage nach muß sich aber schon in frühester Zeit hier ein Wachtposten befunden haben, er übersah die ganze Gegend bis an das Gebirge.

Der auf dem Berge befindliche See wurde 1846 beim Eisenbahn-bau entwässert und verfüllt als ein tiefer Einschnitt durch den Heyenberg geführt wurde. Der Name deutet auf die Vorzeit. Von hier aus führt der Käfersteig in der Thalmulde weiter und am „Kesselberge“ bei Niegltz vorüber. Auch auf dem Kesselberge befanden sich Schanzenreste, sie können aber auch aus einer späteren Belagerung stammen, wenn auch der Name auf eine Schanze der Vorzeit deutet.

Gegenwärtig fand ich dort die Militärverwaltung mit Anlage zwei je 600 m langer, hoher Dämme zur Errichtung eines Schießstandes beschäftigt, auf der Kuppe des Berges erhebt sich ein hoher Damm als

Kugelfang und die Spuren der Vorzeit sind verloren. Von hier zieht sich der Pfad durch eine sumpfige Stelle, führt unter der Eisenbahn hindurch und 1300 Schritt westlich an „Beigwitz“ vorüber.¹⁾

In Minsbergs Chronik von Reiffe Seite 14 wird das Dorf Beigwitz schon im Jahre 1190 genannt, der Pfad aber muß viel älter sein, sonst würde er nicht 1300 Schritt vom Dorf entfernt an ihm vorüberführen.

Er zieht sich nördlich weiter zur heutigen Schäferei dicht am Gutshof bei „Franzdorf“. Diese Schäferei war ehemals ein Vorwerk und erscheint im Jahre 1379 unter dem Namen „Crzenewicz²⁾“ (Kotschanowitz).“ Hier soll der Sage nach ehemals ein Dorf gleichen Namens gestanden haben.

Von hier führt der Pfad in einer Breite von 2 m am Gutshof Franzdorf vorüber quer über die Chaussee, dann über die Wiesen östlich zur Anhöhe im Dorfe „Schmelzdorf.“³⁾

Dieser Ort wird schon im Decemregister Cod. Dipl. Bd. XIV A. Nr. 25 als Smilowitz alio nomine Choranssowitz genannt und da die Schluß-Abfassung des Registers um das Jahr 1306 gesetzt wird, so ist der Ort schon alt. Sein Schloß steht auf einem etwa 1½ m hohen geschütteten Hügel am Abhange einer Anhöhe, hatte früher Wall und Graben und zwei Zugbrücken. Und wenn diese Anlagen auch dem Mittelalter angehören, so weist die Schüttung des Hügels und die Lage

1) Bycovitz nennt es das Lib. Fund. 30 mit 35 mansos paroois.

1361 17. Juni besaß es die Wittwe Herdans und 28. Januar 1369 verkaufte es der Erbe Martin Herdan. Reiffers Lagerbuch 8.

2) Reiffers Lagerbuch C. 31, 12. März Cod. Dipl. XIV A. 403.

Franzdorf 27. November 1369. Nicolaus Nowak et filius eius Petrus recognoverund se vendidisse 1 mansum agrorum et pratum Lactusch dictum situm in Franzkisdorf hereditarie pro 67 marcis Fredrico de Franzkisdorf. 19. November 1372. Fridricus de Franzigisdorf vendidit unum pratum situm prope septa ville Franzigisdorf Petro dicto Hugold pro 30 marc.

Ebendort A. 405, 23. Dezember 1379. Nicol. Wilhelmi de consensu Katherine uxoris verkauft einen Zins auf seine Güter in Crzenewicz prope villam Franzigisdorf. Dthm. Distr. an Peter gen. Hugolt 2c.

3) Ebendort A. 267. Am 24. Oktober 1360 verkauft Franczko Smyel einen Zins auf seinen Gütern in Smylsdorf an den Priester Nicolaus gen. Crepyndorf. Der Name kommt also vom Besitzer Smyel und nicht wie geglaubt wird vom Schmelzen. Da es ursprünglich zur Parochie Otmachau gehörte, so müßte die Aufzeichnung im Liber Fund. aus einer Zeit stammen, wo in Reinschdorf, wohin es jetzt gehört, keine Kirche vorhanden war.

des Schlosses in eine frühere Zeit. 500 Schritt nördlich des Dorfes zieht sich der Pfad um einen gegen 15 m hohen Hügel, dessen abgeplattete mit Riefen bewachsene Kuppe noch jetzt einen Erdaufwurf von 6 und 8 m Durchmesser und Reste ehemaliger Gräben zeigt, hier muß eine jener kleinen Straßenschanzen gestanden haben. In der Zeit bis noch etwa 1848 wurde an der gegenüber liegenden Wiese Vitriol gewonnen und die Bergleute hatten auf diesem Hügel ihre Niederlage.

Jetzt erweitert sich der Pfad zum Fahrweg. Auf der Höhe des 2500 Schritt nördlich gelegenen Berges ohne Namen zeigen sich in der Beackung die Spuren eines ehemaligen Walles. Die Grottkau-Reißer Kreis-Grenze führt daran vorüber.

Diese Grenze wird schon 1237 bei der Anlage des Dorfes Petersheide durch den Schulzen Peter zu Reisse erwähnt, sie ist dieselbe geblieben, nur der dort genannte Fluß Rimane hat sich zu seinen Ungunsten verändert, man nennt ihn jetzt Schuhgraben; aber nördlich vom Dorfe Reimen hat sich ein Anklang an den alten Namen erhalten, der Quell heißt noch jetzt „das Römebörn.“ Ursprünglich führte hier ein Damm mit dem bekannten Knie über den Fluß, der jetzt nur als Quell erscheint und staute nach Westen das Wasser auf 600 m Länge und 200 m Breite. Die Stelle führt den Namen Schmettesee (See). Schmette ist ohne Erklärung. Der Damm ist verschwunden, das scharfe Knie im Wege allein ist geblieben.

Die große Wasserfläche konnte vor 600 Jahren wohl einen kleinen Fluß speisen, aber wer schuf den Damm? An diesen See knüpfen sich allerlei Sagen, es heißt, daß den nächtlichen Wanderer der wilde Jäger mit einer großen Zahl Hunden umringt und wo anders hin geleitet, als wohin er gewollt hat.

Das wird so fest geglaubt, daß Jedermann den Pfad zur Nachtzeit meidet. Man darf diese Erzählungen nicht ohne Weiteres als Unsinn verwerfen, wer jemals im frischen Schnee in der Nacht über Feld zu gehen genöthigt war, wird wissen, wie leicht man sich verläuft, im günstigsten Fall gelangt man an den Ort des Ausganges nach langer Wanderung zurück, es bemächtigt sich dann nach stundenlanger Irrfahrt auch einem unerschrockenen Manne eine Beängstigung, dem Furchtsamen aber fallen alle alten Erzählungen ein und die Angst läßt ihn Dinge sehen, die nicht vorhanden sind.

Ich glaube daher dem Manne, der mir hoch und theuer versicherte, er sei hier immer in der Runde herum vom wilden Jäger geführt

worden und zuletzt statt nach Peters- nach Schwertsheide gekommen, daß er sich thatsächlich verlaufen hat.

Nun barg der See aber auch Wassernixen; das war schon schlimmer, denn diese hielten die jungen Burschen, die über die Grenze vom Tanz kamen zurück, gaben ihnen zum Abschied ein Tüchlein voll Schilf oder Laub, das diese wegwarfen und dann an den Nesten erst erkannten, daß es Goldstücke waren. Zu allein gehenden Frauen gefellten sich die Nixen auch, fragten sie aus und verschwanden dann plötzlich im See. Sie waren etwa 4 Fuß groß und hatten Schlitz- oder Fischaugen.

Sonst thaten sie niemand etwas zu leide, nur die jungen Burschen fingen sie auf.

An den Sagen sehen wir, daß sie sehr alt und deutsch sind.

Von hier ab führte der Pfad nicht wie die heutige Straße, sondern westlich des Badesberges am „Stehndelberg“ (kleine Steine) vorüber. Er ist der höchste Punkt der Gegend. Bis an den Fuß des Berges reicht ringsum der gute Boden, südlich 0,50 m tief Lehm- und nördlich lehmiger Kornboden. Der Berg ist Sand, er soll geschüttet sein. Die Hügel ringsum haben bis auf den Ruppen gutes Ackerland, ich schliesse, daß dies auch beim Stehndelberge der Fall war. Meiner Auffassung nach ist nur die gegen 5 m hohe, an der Krone 10 m Durchmesser haltende Kuppe, auf welcher 4 Kiefern stehen, geschüttet und zwar derart, daß ringsum vom Berge, der Boden so tief abgegraben wurde als zur Schüttung der Kuppe nöthig war, daraus entstand auf ihr ein sandiger Mischboden und ringsum trat der Sand zu Tage.

Von dieser Kuppe ist eine Fernsicht bis Brieg, dann über Grottkau herum zu den Bergen bei Grüben an der Neiße, an ihr herauf und dann hinüber bis in die Gegend von Hogenplog, dann am Gebirge herum bis Wartha, westlich bis zum Kummelsberg und wieder bis Grottkau.

Stand hier oben ein Wachthaus, dann konnten in der Urzeit die Bewohner der vielen Dörfer in ihren Thälern ruhig arbeiten und rasten bis sie hier ein Feuerzeichen schreckte. Der Zweck der Schüttung der Kuppe erklärt sich dadurch.

Nordöstlich erscheint ein „Weinberg“ und auf ihm soll sich der Weinbau bis in dieses Jahrhundert erhalten haben.

Der Weg führt zur Mitte des Dorfes zum Gutshof.

Petersheide.

Das Dorf gelangte im Jahre 1237 durch den Schulzen Peter von Reisse zur Anlage ¹⁾ aber ich finde, daß vorher schon andere Leute auf dem Plane waren.

Es ist ein alter Brauch, daß die Kirchen möglichst auf dem höchsten Punkt des Dorfes erbaut wurden. Dieser liegt da wo sich jetzt die Schmiede befindet. An dieser Stelle stand bis vor kurzem eine etwa 2½ m hohe Bergkuppe bei deren Abfuhr nur eine große Menge Knochen auffiel; der übrige umliegende Raum hat eine auffällige erhöhte Form. Hier wäre der geeignete Raum für die Kirche gewesen, statt dessen steht sie an der Lehne des Berges auf einem gegen 3 m hohen geschütteten Hügel.

Schon in früherer Zeit ist dieser Hügel auf der Südseite ins Weichen gekommen und die Kirchhofmauer ist eingestürzt, den Beweis liefern die noch dort lagernden Reste. Um eine weitere Rutschung zu vermeiden ließ man sie liegen und der Hügel wurde mit einer Steinpackung umsetzt, wie sie an den sogenannten Hünengräbern vielfach zu finden ist.

Daß die Erbauer der Kirche den Hügel geschüttet hätten, kann nicht angenommen werden, wenn sie aber die Kirche auf denselben setzten, so mußten sie dazu besondere Veranlassung haben.

Die Form ist das abgerundete Viereck, der Zweck war eine Schanze. Daß sie gerade hier schon lange vor 1237 vorhanden sein mußte werde ich noch zeigen. Der Pfad leitet weiter nach Rühlschmalz.

Dieser Ort erscheint schon im Jahr 1289 (Schles. Regesten 2103) unter dem Namen Kusmalz, im Decemregister B 440 als Cobola sive Cuschmalz. Beide Namen beziehen sich auf das Pferd, auf eine Schimmelstute.

Der Ort muß in sehr ferner Zeit eine größere Bedeutung gehabt haben. Der Hügel, auf welchem die Kirche steht, zeigt Spuren einer ehemaligen Umwallung, der Walberg, der Kesselberg und das versunkene Schloß Grabeswal deckten die Niederlassung ebenso, wie heute unsere Festungen durch Außenwerke gedeckt werden.

Der Kesselberg.

Westlich von Rühlschmalz in der Nähe des Dorfes trug bis noch vor etwa 20 Jahren der Berg, über welchen die Straße nach Polnisch-

1) Reisser Lagerbuch 79. Cod. Dipl. Bd. XIV. A. 20—56.

Jäger führt, diesen Namen, gegenwärtig wird er Kanickelberg benannt. Hier sollen sich noch vor etwa 50 Jahren die Reste eines großen Schanzenwerkes befunden haben, jetzt ist alles geebnet und es vermag mir auch Niemand die einstige Form mit Sicherheit zu bezeichnen.

Südlich nur einige hundert Meter entfernt, befindet sich der „Weinberg“, der jetzt mit Nadelholz bewachsen ist. Der Boden ist Sandboden, ehemals war die Gegend Wald, derselbe reicht auch heute noch bis auf 500 m an das Dorf heran.

Am Fuße des Berges in südlicher Richtung nur 300 m entfernt, befinden sich Wiesen und ein in vielen Dammresten noch kenntliches Teichsystem.

Aber westlich, nur 1500 m von hier, liegt ein kleines Schanzenwerk wie es sich mehrfach in Begleitung großer Schanzen findet, noch verhältnißmäßig gut erhalten im bewaldeten Thalkessel.

Der Volksmund nennt es:

Grabeswal und versunkenes Schloß.

Fig. 19.

Ein im Innern 1 m hoher, 42 und 40 m im Geviert haltender Damm, umschließt mit einem bis 11 m an der Sohle breiten Graben einen an der Sohle 24 m und 22 m messenden Erdkörper, der bis 6,50 m aufsteigt und an seiner zerrwühlten Oberfläche noch 8 m in der Breite und 13 m in der Länge mißt.

Vor etwa 13 Jahren ließ der Besitzer Nachgrabungen halten, durch welche an der Westseite ein etwa 1 m tiefes Loch und an der Ostseite ein gegen 10 m breiter und bis 2 m tiefer Einschnitt gemacht wurde, wodurch der ausgeworfene Boden dem Erdkörper fast die runde Form verlieh.

Bis in die Mitte wurde nicht vorgebrungen, da man nur viele Steine, Urnenscherben, Eisengeräth von unbekannter Form, Thürbänder, mehrere Thürschlösser, und andere Sachen ohne ersichtlichen Werth fand, so wurde die Schatzgräberei wieder eingestellt.

Die Sage weiß nur, daß hier ein Schloß gestanden habe und versunken sei. Den in breiter Weise gesprochenen Namen „Grabeswaahl“ faßte ich als Grabwall auf, wozu die nur wenige Zoll unter der Oberfläche befindlichen plumphen Urnenscherben aus gewöhnlichem Lehm, wohl schon in früherer Zeit Veranlassung gegeben haben. Nördlich nur

wenige Meter entfernt befindet sich ein 78 m langer Teichdamm, welcher nach dieser Seite das Vorland unter Wasser hielt.

Westlich befinden sich noch 2 kleine Teiche, welche ehemals das Wasser bis direkt an den Grabwall stauten. Westlich befindet sich der noch 47 m lange nur noch 1 m hohe aber an der Sohle 9,50 m breite Rest eines Dammes, welcher das Wasser wiederum bis an den Wall staute und seiner Breite nach zu schließen wohl einst auch wenn er noch 2 m höher war als Straße gedient haben kann.

Die Schanze Grabeswall konnte, von allen Seiten bewässert als gut gesichert gelten, daß sich auf ihr ein mehrere Stockwerke hoher Bau befunden hat ergiebt sich aus den Funden.

Die alten Holz- und Lehmbauten besitzen heute noch nur an der Hausthür ein Schloß, die Stubenthüren werden mit einer Klinke von Holz oder Eisen zugehalten. Auch in der alten Stadt Grottkau fand sich bei jedem Haus nur 1 großer Schlüssel, wenn hier im Grabeswal mehrere gefunden wurden so deutet das auf die Zugänge zu mehreren Stockwerken.

Der Ort gilt als unheimlich, gespensterisch, seine Lage ist dazu angethan.

Der Walberg bei Kühlschmalz.

Fig. 58.

Südwestlich des Gutshofes nur 60 m von ihm entfernt, befindet sich im Park ein Schanzenrest mit obigem Namen.

Ein Wall und ein bis 17 m breiter Graben umschließt einen von der Sohle 3,50 m aufsteigenden viereckigen Erdkegel von 20 m oberem lichten Durchmesser.

Ein bis 1 m hoher Innenwall zieht sich im Viereck auf ihm herum und bildet einen 9 m im Durchmesser haltenden freien Raum, der früher, als ländliche Vergnügen noch nicht von polizeilicher Erlaubniß abhängig waren, von der Dorfjugend mit Vorliebe als Tanzplatz benützt wurde. In diesem oberen Wall fand ich dicht unter der Erdoberfläche eine 3 m starke Mauer aus Kalk und Steinen.

Es stand also hier ein starker viereckiger Thurm. Die Schanze gehört zum abgerundeten Viereck und ihrer Lage und Bauart nach zu den ältesten Schanzen; der Mauerbau ist in ihr erst später entstanden.

Nur 600 m von hier liegt der „Kesselberg“, nur 1600 m von hier der „Grabeswal“, auch ein System von Teichen findet sich in

östlicher und westlicher Richtung, dicht an der Schanze führt in der üblichen Krümmung der Teichdamm, alles dies deutet auf die Zugehörigkeit zu den Schanzen der Urzeit. Die alten Straßen von Rogau und von Falkenau kreuzten hier mit der alten Straße Breslau-Venedig bis zum Jahr 1310, es wird daher erklärlich, daß sich in dieser Schanze der Mauerbau gründete, als die Schanzen auf dem Kesselberge und Grabeswall vielleicht nicht mehr bewohnt waren.

Wie besonnen die Schanzenbauer bei Auswahl der Vertlichkeit zu Werke gingen, zeigt sich hier wie anderen Ortes darin, daß die späteren Ansiedler für die Anlage ihrer Gutshöfe und Schlösser auch keinen geeigneteren Platz finden konnten und sich entweder in der Schanze selbst oder dicht neben ihr anbauten, so ist auch hier der Gutshof neben der Schanze entstanden.

Quelle oder irgend welche Nachricht oder Sage sind nicht bekannt. Nicht einmal der Name altes Schloß besteht, nichts als was den Bewohnern das Auge bot, „ein Wall, der einen Berg bildet, also Wallberg, das ist alles, was sie wissen.

Von hier leitet der Käfersteig in nordwestlicher Richtung weiter und gelangt nördlich an Striegendorf vorüber in eine alte große Schanze, in den

Burgberg in der Königsdorfer Gaide.

Fig. 56.

Von drei Seiten von Wiesen und Wasser umgeben, erhebt sich ein natürlicher etwa 5 m hoher Hügel, den ein theilweise noch doppelter Wall und Graben umschließt. Er fällt von Süd nach West scharf ab und ist mit Buchen und dichtem Gesträuch aller Art derart bewachsen, daß ein Aufmaß sehr erschwert wird.

Nach Osten, nur gegen 80 m entfernt, erhebt sich eine Bergkuppe gegen 7 m höher als die Schanze, es ist dadurch ausgeschlossen, daß sie zu einer Zeit bestanden habe, als Feuerwaffen im Gebrauch waren. Auf dem Hügel befand sich jedenfalls ein Außenposten.

Der den Ringplatz umgebende erste Wallgraben hat eine obere Breite von 10 m und eine Tiefe von 5 m.

Von dem zweiten Graben ist nur noch an der Nordseite ein Rest, etwa 200 m lang, vorhanden.

Die Straße von Endersdorf nach Striegendorf zieht sich fast rechtwinklig von Nordwest nach Südost um die Schanze herum und hat dies auch schon in frühester Zeit gethan.

Der Damm, welcher sich von der Schanze über die Wiesen nach der Endersdorfer Grenze zog, diente als Straße, auch die jetzige Anlage der Chaussee ist auf ihm erfolgt. Noch vor 57 Jahren aber führte ein alter Weg um die Westseite der Schanze herum auf einem Damm an der Wassermühle westlich vorüber und zog sich dann hinter Endersdorf durch den Gutshof weiter über Voigtsdorf nach Grottkau.

Beide Straßen waren ehemals völlig in der Gewalt der Schanze die einen freien Innenraum von 92 m Breite und 242 m Länge besitzt.

Der noch vorhandene Schanzeneingang liegt südöstlich und ist nur 1 m breit. Der Boden ist lehmiger Sand.

Der Wald war in der Umgegend vorherrschend.

Im Herbst 1887 wurde die Straße chausfirt, hierbei wurde der südwestliche Außenwall zur Höher-Schüttung des bereits erwähnten Dammes abgefahren. Es zeigte sich hierbei den Außenwall entlang, eine lange, etwa 0,30 m starke schwarze Brandader, in derselben fanden sich eingesehne etwa 1 m tiefe und breite Gruben ebenfalls mit Asche und Holzkohlenresten und in deren Mitte Urnen bis zur Höhe von etwa 36 cm mit Henkeln und kleine Näpfschen annähernd von der Form unserer Eierbecher.

Die Urnen wurden gleich zererschlagen, weil die Arbeiter Geld darin vermutheten und ich habe nur noch einige Scherben davon gerettet, die kleinen Näpfschen wurden im Damm verschüttet.

In einer Urne fand sich eine gut gearbeitete eiserne Streitart, Zähne und Knochenreste.

Die Beschaffenheit der Gruben in denen sich die Urnen befanden, führt zu folgendem Schluß. Erst wurde eine Grube ausgegraben, in diese ein Holzstoß gebracht und darauf die Leiche gelegt. Nach Erlöschen des Feuers wurden die kleinen Knochentheile und Asche in die Urne gefüllt, diese dann mitten in den Aschenhaufen gestellt und das Ganze, alle unverbrannten Körpertheile zc. mit der aus der Grube stammenden Erde überschüttet.

So hat sich Grube an Grube gereiht und die schwarze Brandasche zog und zieht sich noch von der nordwestlichen Abschachtung des Außenwalles bis herum nach Südosten.

Die Schanze muß demnach sehr lange bewohnt gewesen sein. Von sonstigen Funden wurden nur kleine Hufeisen erwähnt. An der Schanze haften zwei Sagen.

Nach der Einnahme erfolgte der Rückzug der Besatzung so eilig, daß die Kriegskasse vergraben werden mußte.

Die Andern berichten Folgendes:

In alter Zeit lag hier in der Schanze ein Heer und oben in den Schanzen auf dem Sauberge ein anderes; beide standen sich feindlich gegenüber, die Befehlshaber aber waren Brüder. Sie beschimpften sich gegenseitig, der eine wurde Borg und der andere Sau genannt und diese Namen haben sich auf die von ihnen besetzten Schanzen übertragen.

Sonst haftet hierüber nichts in der Erinnerung.

Die gewöhnliche Aussprache lautet Borgsberg in der im Cod. Dipl. Bd. XIV Seite 167 abgedruckten Verkaufsurkunde aus dem Meißner Lagerbuch II. 30 wird am 2. November 1379 die Burgweze genannt, was allerdings auf Burg- wie Borgwiese gedeutet werden kann. (Der geschnittene Eber heißt Burg und auch Borg.)

Von der Schanze führt der Käfersteig auf dem heutigen Chausseebamm südwestlich bis zum Waldessaum, zog sich dann durch den Wald und südwestlich von Endersdorf, wo er jetzt verackert ist, quer über das Feld in der Richtung nach der Kirche zu Hohengiersdorf, an deren Ostseite er mündete.

Diese Punkte liegen in der schnurgeraden Linie zu Ziegenhals und Zuckmantel.

Von der Kirche zu Hohengiersdorf aus führt der Steig über Gutschen nach der Schanze „Keller“ im Olbendorfer Walde, welche bereits beschrieben ist.

Von hier leitet ein Straßenzug nordöstlich, er ist unter Nr. 1 bereits als „Siechen“ beschrieben. Er zieht sich weiter über Schwarzbörn bis Ohlau, wo der Landweg endet. Da ich aber noch aus anderer Richtung dorthin gelange und die Gegend um Ohlau im Zusammenhang erfasse, so breche ich vorläufig hier ab, kehre zurück zum Keller und Hof im Olbendorfer Walde.

Der Käfersteig zog von hier über Oberecke (siehe dort) nach Rapsdorf.

Das Schloß zu Rapsdorf.

Fig. 25.

Westlich 1300 m von Hermsdorf, südlich 1100 m von Louisdorf befinden sich die Reste eines alten viereckigen Schanzenwerkes das der Volksmund Rapsdorf nennt und von dem behauptet wird, daß in ihm

ein Schloß und daneben ein Dorf gestanden habe und vernichtet worden sei. (Kapuſta heißt Kraut, der Boden iſt hier dafür geeignet.)

Ein ehemals dreifacher, im Viereck angelegter Wall umſchloß einen an der Grundfläche 28 m haltenden Innenraum auf dem ſich ein wahrſcheinlich viereckiger Erdkörper befand von dem jetzt nur noch ein ſchwacher Keſel von 2,67 m Höhe vorhanden iſt.

Dieſer Schanzenkeſel liefert den Beweis, daß die Schanzenbauer den Mauerbau ganz genau kannten aber nur im Nothfalle anwandten.

Im Innern des Keſels befindet ſich ein Steinpfeiler der folgender Art conſtruirt iſt.

Der gewachſene Boden iſt nicht abgegraben, auf ihn iſt aber eine Lage Sand geſchüttet die ſich im Laufe der Zeit eindrückte und nur den Zweck haben konnte eine Rutschung zu vermeiden. Auf dieſer Sandschicht befindet ſich eine Schicht Feldſteinpflaſter. Hierauf folgt in Mörtel aufgeführt ein faſt 1 m hoher Sockel 1,35 m breit aus Feldſteinen, und auf ihm in Bruchſteinen und Kalkmörtel ein 1,67 m hoher Pfeiler von 1,17 m Länge und 1,12 m Breite. (Siehe Fig. 25.)

Auffälliger Weiſe ſetzt der Pfeiler an der Nordſeite nicht ab, ſondern iſt mit dem Sockel bündig aufgeführt.

Um dieſen Pfeiler herum iſt der Erdkörper aus Lett geſchüttet, es ſcheint aber vorher eine Auflöſung des Lettes und eine Miſchung mit Kalkmilch erfolgt zu ſein, dann iſt der Brei um den Keſel geſchüttet und nach der Erſtarrung noch beſonders gerammt worden. Er hat dadurch eine Feſtigkeit erlangt die der Hacke nur zollweiſe einzudringen geſtattet.

Kalkknötchen ſind durch den ganzen Lettkörper erſichtlich. Nach Anſicht der Vertlichkeit komme ich zu dem Schluß, daß in der Gefahr die ganze Schanze bis zur Keſelhöhe unter Waſſer geſetzt werden konnte Reſte ſeitlich liegender Dämme und ein 5 m hoher Teichdamm, welcher das Waſſer wohl auf eine Entfernung bis 800 m ſtaute, lieferten die Möglichkeit.

Der Erdkeſel hat im inneren Burgraum nur eine obere Länge und Breite von 18 m haben können, alſo ein Durchmeſſer wie er annähernd auch an anderen Orten vorkommt, ein ſolcher Keſel iſt der Gefahr ausgeſetzt zu durchnäſſen, wodurch ſich der darauf errichtete Bau ſenkt, ja er kann ganz in den Fluthen verſchwinden, wie wir das bei dem verſunkenen Schloß in Endersdorf ſahen. Um dies zu verhindern wurde der Pfeiler gebaut auf dem ein Holzgerüſt den geringen Bau

wahrscheinlich ebenso trug, wie der Bockständer einer Windmühle diese trägt. Und um dem Erdkegel die größte Festigkeit zu geben wurde die Masse in der beschriebenen Weise zubereitet.

Von einer derartigen Bauart war mir bisher allerdings nichts bekannt. ¹⁾ Die Vertheidigungslinie muß nach Nord und Ost gelegen haben, der hohe südöstlich gelegene Damm, welcher den Teich bildete und ehemals gegen 300 m jetzt nur noch 220 m lang ist diente gleichzeitig als Straße und ist derart erbaut, daß er der Schanze gegenüber einen stumpfen Winkel bildet, wozu keine äußere örtliche Veranlassung vorlag, aber dem zur Anwendung gelangten System wie es an anderen Orten vorliegt entspricht.

300 m von hier nach Westen liegt der

Kapsberg.

Auf ihm befand sich bis vor etwa 60 Jahren eine viereckige Schanze, die letzten Reste wurden erst vor etwa 20 Jahren geëbnet.

Weithin sichtbare Brandasche bezeichnet die Stelle auf einer Fläche von 40 m Länge und 24 m Breite auf der sich auch noch verschiedene kleine Urnenscherben finden.

Diese hochgelegene und die dicht an der Straße befindliche Schanze ergänzten sich. Nach Nordwest steigt der Hügel noch höher. Nach der örtlichen Lage schließe ich, daß sich hier zwei Straßen, die vom Walde aus Oldendorf herüberkommende und eine andere aus der Richtung des Rummelsberges vereinten.

Die Wiese, auf welcher das Dorf gestanden haben soll, ist ehemals unwallt gewesen, darauf deuten noch erhaltene Reste, aber als Wohnstätten konnten sie nur dienen wenn die Häuser auf Pfählen standen.

An der unteren Schanze wurden im ehemaligen Wallgraben starke Ketten und die Pfähle einer Brücke gefunden, im Regel selbst fand sich nur ein Handmühlstein.

Eine Sage ist nicht vorhanden, nur des Mittags 12 Uhr soll es hier Niemand leiden, wozu allerdings diejenigen lächeln, die genöthigt sind, sich hier zu beschäftigen.

Von hier führte der Steig über Knieschwiz nach Wanssen.

Bis hierher habe ich ihn zu Fuß verfolgt, von Wanssen ab ist das nicht mehr möglich, da er schon seit etwa 50 Jahren überall verackert

¹⁾ Anklänge an einen ähnlichen Bau finden sich im 57. Bd. des *Vaußner Magazins* 1882.

ist. Die Straße läuft fast geradlinig nach Breslau und in dieser fruchtbaren Gegend war Jeder bestrebt alles Land nutzbar zu machen sobald dies durch die Gesetzgebung möglich wurde.

Soviel ich von alten Leuten in der Gegend von Reisse ermitteln konnte, die den Steig als Botengänger vor etwa 50 Jahren gingen, führte er von Wansen über Undhrsten (Bismarckfeld) nach Brockau und zog in Breslau am Galgenberg vorüber.

Der Galgen stand dort wo sich heute Brüderstraße und Flurstraße schneiden und wo am Bahnhofsthor Nr. 9 der Weg nach den Gütermagazinen in den Hügel eingeschnitten ist.

Dann kreuzte der Steig die Felder auf denen sich heute die Flurstraße, Bahnhofstraße, Neue Taschen- und Neue Tauenzienstraße befinden und mündete in den Tauenzienplatz.

In seinem letzten Lauf bog der Steig von der ursprünglichen Richtung ab, diese würde über die Badeanstalt am Ende der Klosterstraße geführt haben, es müßte dort schon in der Urzeit eine Fähre, und ungefähr da wo jetzt die Haase'sche Brauerei steht, muß eine Schanze zur Sicherung des Ueberganges gelegen haben.

Der Uebergang ist dann bei Morgenau über die Oder erfolgt. Doch davon sind keine Erinnerungen vorhanden, wenn auch die Umwallung von Morgenau auf ein hohes Alter deutet.

Blicke ich zurück auf die beschriebene Strecke in der sich der Pfad geschieht um Berge und Sümpfe windet, Bäche und Dämme überschreitet, sich durch bewaldetes Hügelland zieht und doch die gerade Richtung inne hält, so kann ich den alten Pfadfindern die Anerkennung nicht versagen, und da sie unsere heutigen Instrumente nicht besaßen, kann sie nur ihr guter Stern geleitet haben.

Ich kehre zurück nach

Reisse.

Daß da, wo sich heute Reisse und die Friedrichsstadt befindet, schon in der frühesten Zeit Niederlassungen bestanden haben müssen, dafür sprechen die örtlichen Verhältnisse und die geographische Lage.

Bestlich der heutigen Stadt liegt das Flußbett tief, die bis in die neuere Zeit dort vorhanden gewesenem Furthen waren einen großen Theil des Jahres für Fuhrwerk nicht benutzbar. In der Urzeit aber, wo sich der Verkehr durch Lastthiere vollzog, muß es noch seltener gewesen sein, sie zu benützen. Die aus verschiedenen Richtungen vom Gebirge herab-

kommenden Karawanenzüge mußten sich nach einer höher gelegenen Stelle lenken, wo der Strom in größerer Breite und darum seichter floß.

Noch vor 37 Jahren war der Platz, den jetzt das Kriegerdenkmal ziert, ein wüster Wassertümpel, bis hinauf zum Wilhelmsplatz ließ sich erkennen, daß einst vor der Schüttung des Dammes der Fluß hier in großer Breite geflossen war, dort war der zum Durchschreiten geeignete Ort in der Vorzeit.

Ich habe an allen Flußübergängen gefunden, daß an jedem Ufer eine Schanze vorhanden war, die Wanderzügen Schutz und Unterkunft bot; daß es auch hier nicht anders gewesen ist, dafür spricht das gleichzeitige Vorkommen beider Orte Alt- und Neustadt in geschichtlicher Zeit und noch andere Verhältnisse.

Beide Orte verdanken dem gleichen Zweck ihren Ursprung und sind gleich alt. Die Bezeichnungen Alt- und Neustadt haben für die Urzeit keine Bedeutung und entstammen der Zeit nach der Völkerwanderung.

Das nicht von Ueberschwemmungen heimgesuchte fruchtbare Land nördlich der Meisse wird eher besiedelt und stärker bevölkert gewesen sein und dadurch das Aufblühen der Altstadt veranlaßt haben. Das am rechten Ufer gelegene Land, das den Ueberschwemmungen unterlag, und zu dem vom Gebirge herab sich weit der Wald erstreckte, bedurfte erst langer Arbeit, ehe es zu besiedeln war. Als aber Schugdämme und Gräben gezogen und der Wald gelichtet war, da begünstigte das zu den fruchtbarsten Theilen Schlesiens gehörende Land die rasche Entwicklung von fast meilenlangen Dörfern, die sich bis in das Gebirge zogen, sie bildeten ein kaufkräftiges Hinterland, durch das die neue Stadt schnell empor kam und die Nachbarin am linken Ufer weit überflügelte.

Das war in geschichtlicher Zeit. In vorgeschichtlicher, in der Zeit von der ich schreibe, bis zur Völkerwanderung muß umgekehrt der Ort am rechten Ufer eher zur Entwicklung gelangt sein, als sein Nachbar am linken. Die Karawanen kamen vom Süden aus der damals hochentwickelten Welt, und ebenso wie heute unsere Handelsschiffe nach den untergegangenen Reichen ehemaliger Bildung, nach Asien und Afrika segeln, um die Schätze jener Länder gegen die Erzeugnisse unseres Fleißes einzutauschen, so brachten jene Karawanen alles mit was uns fehlte; gute Werkzeuge, Waffen, Schmucksachen aller Art und tauschten dafür Felle, Bernstein, Lastthiere und Menschen. ¹⁾

¹⁾ Siehe Fischers Geschichte des deutschen Handels.

Nun ist die Reise ein unberechenbarer Fluß; beim schönsten Frühlingswetter schmilzt im Gebirge der Schnee und ein unerwartet auftretendes Hochwasser stiftet noch heute Unheil und Verderben.

Die damals von der Ostsee zurückkehrenden Händler waren am linken Ufer zu warten genöthigt, dann zogen sie bei geeignetem Wasserstande weiter. Ebenso lagen die Verhältnisse am rechten Ufer. Die Karawanen, die beladen aus dem Süden kamen und den Uebergang gesperrt fanden, mußten ebenfalls warten; aber sie besaßen eine höhere Kultur und dadurch mußte sich der Ort eher entwickeln als am linken Ufer, wo vorwiegend die Eingeborenen warteten.

Es wäre gegen allen Handelsbrauch, wenn man annehmen wollte, jede Karawane sei stets mit frischen Leuten bis zur Ostsee und jede von da zurückkehrende sei direkt bis Egypten gezogen. Es wird stets das vortheilhafteste gewesen sein, den mit den inneren Verhältnissen Deutschlands völlig vertrauten Händlern die Waaren bis an einen bestimmten Ort zuzuführen und von ihnen die Tauschwaaren zu übernehmen.

Dadurch müssen sich sowohl an der Reise wie an der Oberhandelsniederlassungen gebildet haben, die sich durch die Anwesenheit fremder Kaufleute viel schneller entwickelten, als alle benachbarten Orte.

Daß dem wirklich so war, dafür geben die geschichtlichen Nachrichten den Beweis.

Die Phönicier unternahmen es den Seeweg zu ermitteln, Zinn zu holen (wahrscheinlich in Britannien) und direkt mit ihren Schiffen bis zu den Bernsteinküsten der Ostsee vorzudringen. Sie hielten diesen Weg so geheim, daß es den Griechen nicht möglich war, etwas über seinen Lauf zu erfahren, bis es dem griechischen Gelehrten Phylteas gelang, in irgend einer Weise auf einem phöniciischem Schiff Aufnahme zu finden und die ganze Reise mitzumachen.

Er fuhr an der Meerenge zwischen Europa und Afrika um die Krümmungen Europas herum über Britannien und gelangte in die Ostsee. In Norwegen und Schweden fand er die Cimbern und glaubte in ihnen die alten Kimmerer wieder zu erkennen, die ältesten Bewohner der Krimm, wie er sie dort gefunden hatte; das Volk mußte also gleichen Stammes sein.

An der curischen Nehrung fand er eine germanische Völkerschaft, die Gothonen. Demnächst aber hörte er von einer Völkerschaft, an welche die Gothonen den vom Meer ausgeworfenen Bernstein zum

weiteren Handel in das innere Land verkauften und welche sich Teuten nannten. ¹⁾

Das war 350 bis 300 Jahre vor Christi.

Es ergibt sich hieraus, daß die Verhältnisse so lagen, wie sie heute noch in Afrika liegen, wo große Volksstämme als Zwischenhändler auftreten.

Ihre Wirksamkeit kann sich aber nur bis an die Oder und an die Neisse erstreckt haben, dort mußten die Stapelplätze liegen.

v. Sadowsky führt an, daß mit der Völkerwanderung der Handel nach der Ostsee aufgehört habe. Damit gesteht er zu, daß Schlesien von Germanen bewohnt war, denn sonst wäre ja hier Alles beim Alten geblieben. Aber wenn auch mit dem Einzug der Slaven völlig veränderte Verhältnisse eintraten, ein Ort wie Neisse konnte seiner geographischen Lage halber nicht völlig um seine frühere Bedeutung kommen, auch unter den neuen Verhältnissen fand sich diese von selbst.

Es wird Niemand behaupten wollen, daß alle Städte und Dörfer erst von da ab beginnen, wo sich ihr Vorhandensein aus archivalen Quellen sicher belegen läßt. Andere ungeschriebene Zeichen beanspruchen auch ihr Recht.

Auf archivalem Gebiet finden sich über Neisse verhältnißmäßig spät sichere Nachrichten.

Als solche gilt unbestritten die Urkunde, nach welcher Walter, Schultheiß in Neisse, am 11. Januar 1226 dem zu erbauenden Marien-Hospital allen seinen Antheil an den Mühlen in der Alt- und Neustadt Neisse überläßt. ²⁾

In diesen wenigen Zeilen liegt ein großes Stück Vorgeschichte der heutigen Stadt Neisse.

Die Neisse floß ehemals westlich der Stadt in vielen Armen, ein Stauwerk für die Mühlen der Altstadt anzulegen, hat bei der geringen Tiefe des Wassers, das in großer Breite floß, nicht besondere Schwierigkeiten geboten, völlig anders aber lagen die Verhältnisse in der Neustadt. Um in ihr Mühlen anzulegen, mußte die Viele nördlich von Kupferhammer abgeleitet, durch die Stadt und östlich weiter bis gegenüber von Rochus erst in die Neisse geführt werden; also auf die Länge

¹⁾ v. Peuker, das deutsche Kriegswesen der Urzeit Bd. III S. 11 u. 12. Strabo II. 4. Plinius 37. 3. Strabo 7. 2—4. Plinius IV. 13. 14.

²⁾ Schles. Regesten Bd. I Nr. 298.

von einer deutschen Meile war ein Kanal zu graben von durchschnittlich 5 m mittlerer Breite und gegen 2 m Tiefe, es waren mindestens 75 000 kbm Erde auszuheben, wer hat das vollführt?

Die umliegenden Dörfer bis hinauf nach Ziegenhals waren durch ihre vielen Gewässer in der Lage mit wenig Kosten mehr Mühlen anzulegen, als sie für ihre Zwecke bedurften, von ihnen hatte das damalige Meisse keine Hilfe zu erwarten; wenn sich das Gemeinwesen aber an eine für damalige Verhältnisse ganz außergewöhnliche Leistung wagte und sie im Jahre 1226 schon vollendet hatte, so mußte es auf sehr fester Grundlage ruhen, es mußte über große Mittel verfügen und schon eine lange Vergangenheit haben. —

Minsberg erwähnt in seiner Geschichte der Stadt Meisse Seite 3 der im Jahre 1807 vom Marktplatz zu Meisse entfernten Rolandsäule, (wo befindet sie sich jetzt?) und daß sich an ihrem Fußgestell die Zahl DCCCLXXX (880) befand.

Er neigt zu der Annahme, diese Zahl bezeichne Stadien. Diese Annahme ist dann richtig, wenn Jemand den Beweis erbringt, daß die Säule schon zur Zeit als man nach Stadien zählte, also zur Römerzeit gesetzt wurde. Die Römer zählten aber von Rom ab und da 40 Stadien eine deutsche Meile ergeben, so würde hier die Zählung von irgend einem mährischen Dorfe haben beginnen müssen.

Die römischen Stadien waren nichts anderes, als unsere heutigen Stations-Nummersteine an Straßen und Eisenbahnen.

Wollten wir den Roland aber als Willien-Stein annehmen, dann erhalten wir 176 deutsche Meilen und da liegen die Dinge allerdings anders, das könnte eine Zählung von Rom aus bedeuten, dann aber wird bewiesen, was bestritten werden soll, dann würde das Alter von Meisse ja sehr weit zurück rücken.

(Uebrigens hatten die Deutschen in der Urzeit auch schon ihre Bezeichnungen für halbe und ganze Meilen.

In der Edda im Götterzank fragt Donner den Fährmann nach der Weite des Weges, dieser verhöhnt ihn und antwortet:

Bis zum Stock eine Stund' und bis zum Stein die zweite.)

Zur Erklärung der Zahl ist ferner gesagt worden, sie sei ein Steinmeßzeichen, auch das ist falsch. Diese Zeichen sind völlig anderer Art, dann wird sie als laufende Nummer einer Werkstatt angesehen, auch das ist undenklich. So dick lagen doch die ältesten Städte, welche derartige Standbilder hatten, nicht gefät und am allerwenigsten wird

Jemand behaupten können, daß sie alle einer Werkstatt entstammten. Die Zahl 880 ist entweder eine Millien- oder eine Jahreszahl.

Einen Fingerzeig über diese alten Standbilder giebt Thietmar von Merseburg in seinem 6. Buch; er schildert da den Heidentempel zu Rethra in Mecklenburg, in welchem die Feldzeichen aufbewahrt wurden und sagt, daß künstlich gearbeitete Standbilder in voller Rüstung mit Helm und Harnisch in ihm standen und, daß der Name am Fußgestell verzeichnet war. Ich halte das für weiter nichts als Ruhmeshallen, wo bei den Standbildern berühmter Männer gleichzeitig die Feldzeichen aufbewahrt wurden. Thietmar erwähnt letztere ausdrücklich.

Die Güter halte ich für nichts mehr und nichts weniger als unsere heutigen Invaliden, welche z. B. auch das Standbild auf dem Niederwald hüten. Oder wie die Schweizer im Kölner Dom und im Straßburger Münster als Aufsichtsbeamte walten.

Die christlichen Priester sahen von ihrem Standpunkt aus die Halle als Gözentempel und die Güter als heidnische Priester an.

In welcher Weise nicht nur die römisch-christlichen Priester, sondern auch ihre Vorläufer die Römer selbst die Verhältnisse in Deutschland erfaßten, ergibt sich daraus, daß letztere z. B. die Frauen, welche in der Schlachtmusik der Deutschen die großen Trommeln schlugen, auch als Priesterinnen bezeichneten.¹⁾

Daß derartige Standbilder dem Ort an dem sie standen, besondere Vorrechte gewährten, oder den schon bevorrechteten Ort als solchen bezeichneten, das sehen wir ja heute noch, wo das Provinzial-Denkmal für Kaiser Wilhelm nur in der Provinzial-Hauptstadt Breslau errichtet wird.

Es klingt wirklich gar zu komisch wenn man annimmt, Meisse sei erst im 13. Jahrhundert entstanden, weil vorher archivale Nachrichten fehlen.

Thietmar von Merseburg nennt gegen das Jahr 1000 eine Menge kleiner sächsischer Städte, führt sogar das Dorf Dobriluk an und in Schlesien ist das kaiserliche Heer in drei Wochen nicht im Stande, die Mauern von Nimptsch zu nehmen, und Meisse, dessen geographische Lage sein Bestehen zum unabweisbaren Bedürfniß machte, sollte nicht bestanden haben? Das ist undenklich. Aber seine Lage steigerte auch die Gefahr, und feindliche Einfälle mögen die Stadt schon oft vor der geschichtlichen Zeit vernichtet haben.

¹⁾ v. Beuker, Bd. III S. 190.

Als Sage ist mir nur bekannt, daß das erste Haus in Meisse am Ringe, Zollstraßenecke gestanden und daß auf der Breslauerstraße das Wirthshaus zur goldenen Wiege ein Raubnest gewesen sei, aus dessen Keller ein unterirdischer Gang unter der Meisse hindurch nach der Altstadt geführt habe.

Ein gleicher unterirdischer Gang sollte von dem heutigen Stadthause nach der heutigen Schule an der Pfarrkirche führen, und etwa im Jahre 1853 wurde mir mitgetheilt, daß man bei Abbruch des alten Kloster-Gebäudes, welches an Stelle der jetzigen Schule stand, den Gang im Keller gefunden habe, daß er aber verschüttet sei.

Die kleine Meisse-Breslauer Straße.

Es liegt zu nahe, daß sich bei steigendem Verkehr das Bedürfnis nach einer Fahrstraße herausstellen mußte, als daß ich nicht auch nach dieser suchen sollte, und sie ist in der That vorhanden.

Sie schließt sich möglichst an den Käfersteig, wenn sie auch seinem Zuge nicht überall folgen kann. Die älteste Straße hat von der Furth östlich von Meisse über die untere Mährengasse am Wirthshaus „Lehm-kretscham“ vorüber nordöstlich weiter geführt; jetzt sind nur noch Reste eines alten Hohlweges vorhanden, ihr Lauf schließt auf der heutigen Kieglitzer Straße dort an, wo der Käfersteig nach dem Kesselberge abbiegt.

Ein zweiter Weg kam aus der Altstadt (Friedrichstadt) über die obere Mährengasse und führte auf der Höhe wo heute die Werke liegen, nordöstlich weiter und vereinte sich am Käfersteige mit dem Hohlweg vom Lehmkretscham herauf und nun führten beide über Kieglitz¹⁾ und weiter östlich am Kesselberge vorüber, an dessen Westseite sich der Käfersteig zog. Sie führte über Reinsdorf,²⁾ Eckwertsheide³⁾ nach Peters-

1) Regulitz nennt das Lib. Fund. 12.

Die Wittne des Meisser Bürgers Herdan verpfändete am 22. April 1305 die Mühlen zu Kieglitz und Sencowitz (Senkwitz) für die Ursula-Kapelle in Meisse.

2) Reinsdorf ist im Liber Fund. unter Nr. 29 als Rynensis villa mit 42 mansos paruos, scultetus habet IV^{or}, item thabernam, molendinum cum II rotis aufgeführt.

Seine Eisenschlacken weisen in die graue Vorzeit.

3) Im Liber Fund. 177. Gledbrechczshende. Gedebrechczshende ist der älteste Name 1372 Meisser Lagerbuch 39. 29. März 1487 wird dem Besitzer Kunze das Dorf nach deutschem Recht umgesetzt. Es zahlte X Mark XV mansi.

heide, wo sie wieder mit dem Käfersteig zusammentraf. Hier war nach anstrengender Fahrt ein gesicherter Rastort erforderlich und daraus erklärt sich der Wall, in welchem die Petersheider Kirche steht. Dort war ursprünglich die gefestigte Herberge.

In Rühlschmalz trafen Steig und Straße wieder zusammen und vereinten sich hier auch mit dem alten Pfad, welcher von Sauernig hier herabkommt.

Rühlschmalz liegt tief. Noch vor wenigen Jahren wanden sich auf den Straßen die Fahrzeuge mühsam durch den Sand, Lastwagen aber konnten ohne Vorspann die umliegenden Höhen schwer erreichen; in einer Zeit, wo sich der Welthandel hier vorüber zog, mußten hier zahlreiche Vorspannpferde gehalten werden und daraus ist wohl auch der Name entstanden.

Von hier führte die Straße über Striegendorf, dessen Kirche ebenfalls auf geschüttetem Hügel steht, wie sich auch aus dem ungemein breiten Fundament derselben ergibt.

Weiter ging sie am „Sauberg“ vorüber, auf welchem sich ebenfalls eine Schanze befand, die schon des Vorspanns halber erforderlich war, und den gleichen Zweck hat auch die ehemalige kleine Schanze auf der Hügelfuppe „in den Ballunken“ gehabt, denn der Weg nach Würben hinauf ist sandig und steil. Daß sich in „Würben“ eine alte Ansiedelung befand, ergeben die Funde; noch im Vorjahr wurden in der Kiesgrube 2 Steinhämmer gefunden und einige Brandgruben bloß gelegt, in denen sich roth geglähter Sand vermisch mit einer Aschenschicht fand.

Daß sich da wo jetzt die Windmühle steht, ein Beobachtungsposten befunden hat, ergibt sich aus der Beschaffenheit des Landes, aus der Form des Berges und der südöstlich hinter ihm erfolgten Ansiedelung des Dorfes.

Weiter führt der Weg nach Niklasdorf, eine Stelle heißt: „Schier dich her.“ Es liegt dort ein großer Stein am Wege, dort rief ehemals in der Nacht ein Gespenst obige Worte zum einsamen Wanderer und ließ sich von ihm eine Strecke weit tragen, ohne ihm sonst Schaden zu thun. Da wo der Stein liegt, soll der Sage nach eine ganze Familie umgekommen und begraben sein.

Niklasdorf liegt östlich von Bergen umschlossen, westlich in der Richtung nach Prieborn liegt das Land offen, ebenso wie es in der Gegend von Nimptsch der Fall ist. Aber ebenso wie bei Nimptsch die

Schanzenwerke vorgeschoben sind und das große Werk bei Girlachs Dorf die Gegend deckt und seine Vorposten auf dem Schloßberg, der Ringmauer zc. hatte, so ist es auch hier der Fall. Zwischen Würben und Hohengiersdorf, auf halbem Wege westlich der Straße, steht ein Stein von etwa 1 m Höhe, er bezeichnet die Stelle wo es den Berg hinauf zur „Kirche“ ging.¹⁾ Die Kirche war nichts als eine alte Schanze, die die Slaven wohl als Kultusstätte benützt haben können.

Würben, der Ackerfleck „die Kirche“, die jetzige Kirche in Hohengiersdorf und das Schloß Gutschen waren die hoch gelegenen Wachtposten für das dahinter liegende Land mit seinen großen Ringwällen.

„Niklasdorf“ hatte ein altes Schloß mit Wall und Graben, das längst modernisirt ist. Die alte Handelsstraße wird auch dem dortigen Schanzeherrn eine Lebensquelle gewesen sein. Als später die Straße aufhörte dem Weltverkehr zu dienen, verfielen die Herren der Wegelagerei wie die Hohengiersdorfer Pfarrchronik von ihnen berichtet.

Von hier zog sich die Straße über Ober-Jäschkittel nach Lorenzberg. Im Niederdorf Jäschkittel stand hinter dem Knie im Teichdamm ein Schloß, es war schon modernisirt, ist dann verfallen und abgebrochen worden. Die Wälle wurden vor etwa 40 Jahren geebnet und die Gräben verfüllt.

(Der in schlesischen Schriften oft erwähnte dicke Schweinichen soll in der Gruft unter der Kirche begraben liegen. Er hat darin auch wenig Ruhe und viel Ungemach gehabt. —)²⁾

Von Ober-Jäschkittel zog die Straße nördlich und traf 2 km weiter mit dem Töpferweg und dem Käfersteig an der Stelle zusammen, welche noch heute den Namen Kretscham führt. Gegenwärtig läuft an dieser Stelle nur ein 60 m langer bis 7 m breiter Graben neben der Straße her und bezeichnet die Stelle wo die alte Herberge als Straßenknotenpunkt gelegen hat.

Von hier zog sich die Straße zwischen Krain und Lorenzberg, wo sie den Käfersteig kreuzte, über Hermisdorf,³⁾ dann an Ranschwitz vorüber nach Wanssen und von da fast geradlinig nach Breslau.

¹⁾ Im Volksmunde heißt der Stein Susannenstein. An dieser Stelle sollen zwei Liebende, denen es verwehrt war sich zu heirathen, sich gegenseitig getödtet haben; das Mädchen hat Susanna geheißten.

²⁾ Jäschkittel wird schon 1155 am 23. April als Jascotel genannt. S. N. 40.

³⁾ 1350. Villa Hermani erwähnt Pfarr-Archiv Jauer S. 43.

1350. Verkauf an den Knecht von Hugwitz S. 136. R. N. p. 39.

Hermisdorf wird im Liber Fund. B. 413 als Hermannsdorf sine Lepilstretz genannt.

Diese Straße war der allgemeine Verkehrsweg von Venedig, Wien über Neisse nach Breslau.

Im Jahre 1310 ehe die drei herzoglichen Brüder ihr Land Schlesien theilten, erschien eine Verordnung vom 24. Oktober 1310, welche diese alte Straße verbot und verordnete, daß der gesammte Verkehr von Neisse nach Breslau über Brieg zu gehen habe.

Die Zollstätte und das Niederlagsrecht wurde von Wanssen nach Brieg verlegt. Der stets geldbedürftige Herzog Boleslaus hatte dort täglich den Ertrag der Kasse zur Hand; Brieg entwickelte sich und Wanssen, dem der Lebensfaden durchschnitten war, blieb in seiner Entwicklung zurück, da es nur noch auf den Landbau angewiesen war.

Die uralte Straße verfiel, ist aber unter dem Namen „die kleine Breslauer Straße“ noch heute bekannt und wurde bis in die neuere Zeit als Sommerweg von Neisse bis Breslau benützt. Ihre enge Verbindung mit dem Käfersteig, mit dem sie sich mindestens auf jeder Raststelle kreuzte, ermöglichte es, daß ein vorausgefandter Bote alles für einen Lastzug erforderliche immer von Ort zu Ort vorausbestellen und dadurch alle Anzutraglichkeiten beseitigen konnte. Der Wagenverkehr blieb durch die den Steig begehenden Boten in steter Verbindung mit der Heimath und dem Bestimmungsorte.

Das sind die Spuren des einen Straßenzuges von Zuckmantel herab über Neisse nach Breslau und weiter in der Linie, wahrscheinlich über Buß, Kolberg, durch die Czarnikauer Furth.

Nun zieht sich aber ein zweiter sehr alter Straßenzug von Süden nach Norden, er zweigt schon in Polnisch-Wette ab und führt über Heidau und Neuland durch die Furthen der Neisse ohne den Ort selbst zu berühren, aber das mag nur bei heißer oder kalter Jahreszeit möglich gewesen sein. Der Verkehr wird sich wohl immer über Neisse gezogen und dann erst über den Kapellenberg die gerade Linie genommen haben.

Ich führte deshalb die Luftlinie ebenfalls erst von Neisse ab nördlich.

Auf dem Kapellenberge mußte eine Schanze liegen; dieser Berg hat aber im Laufe der Zeit so viele Wandlungen erfahren, so verschiedene Völker haben auf ihm gelagert, daß ich die Spuren unberücksichtigt lasse.

VI.

Neisse-Ritschen nebst Abzweigung Würben-Ritschen-Brieg.

Auf der Linie Neisse-Ritschen ist der erste aus der Vorzeit genannte Punkt die Kirche zu Bösdorf, ¹⁾ sie steht auf einem Hügel und von ihr berichtet die Ueberlieferung, daß sie im Jahre 1120 aus einem von Holz und Ziegeln erbauten Kastell entstanden sei. In Mogwitz fehlen die Spuren. ²⁾

An der Kirche und dem Gutshof in Friedewalde erscheinen die Spuren nicht völlig sicher, ich lasse sie fallen.

Im Park am Schlosse zu Falkenau finde ich ein sicheres Zeichen.

Der Straßenzug von Neisse über Grottkau hat im Laufe der Zeit viele Aenderungen erfahren. Die vom Jahre 1310 bis zum Bau der Chaussee im Jahre 1824 gültige alte Straße wand sich in vielen Krümmungen am Oberdorf östlich an Falkenau vorüber nach dem Borwerk Neuhammer und führte über Alt-Grottkau weiter. ³⁾

Die Straßenspur aber der ich durch den Falkenauer Park folge reicht viel weiter zurück.

Das versunkene Schloß zu Falkenau.

Fig. 63.

Im Park zu Falkenau östlich des Schlosses, dicht an dem von Falkenau nach Kroschen führenden Fußpfad, befindet sich ein Schanzenrest in Hufeisenform von 10 m Breite und 12 m Länge.

¹⁾ Triest, topogr. Handbuch von Oberschlesien Bd. II S. 997.

Rithwini villa wird Bösdorf im Liber Fund. 29 genannt. Es ist verzeichnet mit 43 mansos paroos, scultetus habet IV or item thabernam molendinum cum II rotis. Die Kirche wird ebenfalls genannt, war also schon vor 1306 sicher vorhanden.

Bouthwini villa heißt es 1315, daraus wurde Bösdorf.

²⁾ Mocowitz erscheint mit 69 mansos paroos scultetus habet X thabernam molendinum cum II rotis habet Johannes gener aurifabri in Niza.

³⁾ Der neue Straßenzug hat wiederum seine Straßenvirthehäuser errichtet, sie sind theilweise noch, wenn auch zu anderen Zwecken vorhanden. Das Grundmaaß der Entfernung zu einander ist aber nur $\frac{1}{4}$ Meile.

Die Reste des ehemaligen Wallgrabens ziehen sich östlich um den noch gegen 1,50 m hohen Erdkegel auf dessen Innenwall etwa achtzigjährige Erlen stehen, (sie haben bis 3 m Umfang). Der Ringplatz wurde vor Kurzem mit Fichten bepflanzt wodurch sein Bestand wohl auf fernere Zeit gesichert ist.

Augenscheinlich ist zur Herstellung des Fußweges ein Theil der Schanze geebnet worden, wodurch die westliche Hälfte verloren ging. Wenige Schritte nördlich des Wallgrabens befindet sich ein Quell, bis vor etwa 30 Jahren befand sich an dieser Stelle ein Brunnen, erst der Vorbesitzer ließ ihn verschütten, hervorragende Steine machen ihn noch kenntlich. Nun berichtet die Sage, die hier noch verschiedene Fingerzeige über die Beschaffenheit der Straßenschanzen giebt, folgendes:

In sehr alter Zeit stand hier ein Schloß. Der Besitzer war ein schwarzer Mann. Einst raubte er auf der Straße eine vornehme auf der Reise befindliche Dame, brachte sie hier aufs Schloß und wollte ihr Gewalt anthun. Sie floh bis hinauf in das höchste Stockwerk und als ihr Bedränger auch dahin nachfolgte, stürzte sie sich von oben herab in den Brunnen, in welchem sie ihren Tod fand.

Von da ab erschien an dieser Stelle des Nachts eine weiße Frau.

Nun kam aber auch der Gatte um seine geraubte Frau zu befreien, er traf den Räuber in der Nähe des Schloffes, dieser flüchtete und erreichte schon das Thor der äußeren Umzäunung, als er von seinem Verfolger eingeholt und niedergestochen wurde.

Diese Stelle ist bis in die neuere Zeit „Das schwarze Thor“ genannt worden.¹⁾ Des Nachts soll nun an dieser Stelle ein schwarzer Hund den Leuten begegnen. Später sei das Schloß versunken.

Der Glaube an den schwarzen Hund ist in neuerer Zeit verschwunden, der an die weiße Frau hat sich bis auf die Gegenwart erhalten. Falkenau besitzt die ausgedehntesten Teichanlagen, auf der Dominialfeldmark befanden sich bis zur Gegenwart 53 Teiche; dasselbe System zieht bis 2 Meilen hinauf nach Klodebach. Wenn nun auch bei guten Teichanlagen das Wasser aufgefangen und zu Ueberschwemmungen keine

1) Auch nachdem an anderer Stelle im 13. Jahrhundert ein anderes Schloß erbaut wurde, ist ihm der Name gefolgt und immer der jeweilige Haupteingang von der Straße in das Gehöft wird schwarzes Thor genannt und als vor etwa 30 Jahren auch in dem neuen Gehöft die Einfahrt verlegt wurde, erhielt das Thor einen schwarzen Anstrich, wodurch der Name auch auf diese neue Einfahrt überging.

Veranlassung gegeben wurde, so mußte doch bei außergewöhnlichen Verhältnissen wenn ein oder mehrere Dämme durchbrachen die Wassergefahr nicht gering sein, und bei einer solchen Gelegenheit ist wohl der hohe Bau in den Fluthen versunken.

Folge ich nun dem Pfade in nördlicher Richtung über den Bach, der ehemals bedeutend war, so gelange ich über die Wiesen nach Kroschen. Dieser Ort ist sehr alt und wird schon im Jahre 1237 mit dem Schlosse Falkenau bald einzeln, bald im Zusammenhang genannt.¹⁾ Hier mußte ehemals eine Schanze liegen, jetzt befindet sich im Dorfe nur ein herrschaftlicher Hof. Ein Rasenweg führt zum Kunstdamme und über ihn zum Kunstbüschel und Kunstberge.

Der Kunstdamme.

Ein gegen 5 m hoher, an der Krone noch bis 7 m breiter Damme von 250 m Länge führt quer über die Kunstwiesen nach dem Kunstberge. An seinem nördlichen Ende zeigt er das bekannte Knie; die große Kronenbreite zeigt, daß er als Fahrstraße gedient, jetzt aber ist er in der Mitte durchstoßen und durch Füchse, und Nachgrabungen zu ihrem Bau, sehr stark durchlöchert.

Der „Kunstberg“, Fig. 57, ist ein Hügel der nach Süden zur Kunstwiese scharf abfällt und sich über das höher gelegene umgebende Land bis 2 m erhebt.

Er wird von einem Graben mit aufgeworfenem Wall umschlossen, der dadurch gebildete freie Innenraum ist von West nach Ost 85 m lang und von Nord nach Süd 54 m breit. Auf der Ostseite hat die Alt-Grottkauer Gemeinde-Sandgrube, Wall und Graben verschlungen.

Die Grenze der Alt-Grottkauer und Falkenauer Feldmark geht mitten durch den Rundwall. Die Alt-Grottkauer Hälfte ist geebnet und beackert, aber der ehemalige Lauf des Grabens ist noch kenntlich. Die Falkenauer Hälfte ist bewaldet und Wall und Graben noch erhalten. Mitten auf der Kuppe des Berges steht eine Eiche von 2,37 m Umfang. Die Bedeutung dieses Rundwalles hat sich Niemand erklären können, die Leute glaubten, der starke Damme sei nur dazu geschüttet worden, um das Wasser in den Graben auf dem Berge zu einem unbekanntem Zweck zu leiten und da das allerdings als ein Kunststück erschien, belegten sie die ganze Umgebung mit dem Namen „Kunst.“

¹⁾ Schles. Regesten Nr. 503.

500 m westlich befindet sich ein zweiter großer Damm auf Königsborfer Gebiet und auch er führt den Namen Kunstdamm. Der Zweck seiner Anlage war, den Bach nach Grottkau abzulenken, was in gewissem Sinne als eine Kunstleistung angesehen werden kann.

An den Falkenauer Kunstdamm oder vielmehr an den Rundwall Kunstberg, knüpft sich ein Vorgang, den ich, obgleich er erst im vorigen Jahrhundert spielte, doch mittheilen will.

In Falkenau befand sich ein Gutsherr von Wimmersberg. Die Familie war evangelisch, das ganze Dorf katholisch. Der Herr starb und als Patron der Kirche stand ihm das Begräbniß in der Gruft unter der katholischen Kirche zu.

Nach seiner Beisetzung begann es im Dorf zu spucken, und der Unfug hörte nicht eher auf, bis der Todte auf einem Wagen mit vier Pferden nach einem abgelegenen Verbannungsorte gebracht wurde.

Ueber den Ort der Verbannung gehen die Erzählungen auseinander. Ich habe aber, nachdem ich alle Nachrichten verfolgte, die Gewißheit erhalten, daß der Verbannte von Wimmersberg mitten auf dem Hügel ruht und auf sein Grab die bereits erwähnte Eiche gesetzt worden ist.

In der Gruft ruht nur Rosalie von Wimmersberg. Der veröffentlichte Theil der Pfarrchronik von Falkenau schweigt über den Vorgang. Nach Eintritt der preussischen Herrschaft entsagte der Pfarrer seiner Stelle.

Der sogenannte Kunstberg muß nach Obigem noch vor hundert Jahren als unheimlicher Ort gegolten haben; heute gilt er als unheimlich, weil von Wimmersberg in der Mittagsstunde und des Abends dort Jeden, der in seinen Wall kommt, festhalten und beunruhigen soll. Ich habe jedoch davon bei wiederholten Besuchen nichts gemerkt.

Von dem Kunstdamm markiren sich die Spuren des ehemaligen Straßenzuges in nordöstlicher Richtung; sie leiten 2000 m weiter nach einer anderen Spur der Vorzeit, nach der alten Schanze „Wogs Madel.“ Fig. 61.

Bis etwa zum Jahre 1850, wo das Dominium Alt-Grottkau zerissen wurde, führte ein Dammweg dahin. Nach dieser Zeit wurden die Dämme abgefahren und der „Kroschener Weg“ kassirt.

Das „Wogs Madel.“

Fig. 61.

Bei schneefreiem Frostwetter folgte ich der Führung des Vorwerksbesitzers Herrn Hildebrandt, welcher einen großen Theil der alten Dämme selbst abfahren ließ, zu den auf seinem Grundstück befindlichen alten Dammresten des „Wogs Madel.“

Von Endersdorf herüber weisen die Spuren eines Dammes, die auf der Höhe südlich Sorgaus ganz deutlich auftreten, am Fichtensee entlang nach dem Wogs Madel; eine zweite Spur kommt von dem vorhin beschriebenen Kunstdamme; die dritte führte bis Ende der vierziger Jahre auf den Dämmen des Rossgarten von Neuhammer westlich der Eisenbahn zur selben Stelle; eine vierte Straßenspur ist noch jetzt von Klein-Neundorf auf der Höhe quer über die Eisenbahn kenntlich und eine fünfte Wegspur führt in der Richtung nach der Altstadt Grottkau, es ist der vorhin beschriebene Weg vom Kunstdamme und die Acker heißen noch jetzt: „Am Kroschener Wege.“

Da sich nun aus fünf verschiedenen Richtungen ehemals die Wege hierher nach diesem durch nichts bevorzugten abgelegenen Ort zogen, so muß es doch mit ihm seine besondere Bewandniß haben.

Alte Kreiskarten zeichnen an dieser Stelle einen 400 m langen, 300 m breiten, nach Norden offenen Wall, den ein Wasser durchfließt.

Die westlich vorhandenen Dammreste des Wogs Madel zeigen noch eine Sohlenbreite von 20 m, rechne ich auf jeden Meter Höhe 2 m Böschung und nehme die Krone mit 6 m Breite, also als Fahrweg an, so ergibt sich eine Dammhöhe von ehemals 3,50 m. Daß der Damm westlich zur Wasserstauung diente, also einen Teich bildete, lehrt der Augenschein, aber er zieht sich südlich und dann rückwärts östlich auf der Anhöhe herum; dieser starke Damm hatte dort mit der Wasserstauung nichts zu thun.

Er bog dann scharf nach Nordost, überschritt nochmals den Graben und bildete hier wiederum einen, wenn auch nur kleinen Teich. Etwa 250 m nördlich verlieren sich die Spuren in einem alten Feldwege.

Dieser nördliche und östliche Damm ist 1845 zur Schüttung des Eisenbahndammes, der südliche zur Beackerung gänzlich abgefahren, es blieb nur der westliche Rest und die vorhandenen Spuren im Acker.

Welche Bedeutung hatte nun der auf der Höhe herumführende Damm und die hierher leitenden alten Damm- und Wegespuren, die sich weit verfolgen lassen?

Die Ueberlieferung weiß nichts. Der Boden ist ein schwerer Lett-
boden, die örtliche Lage ist nicht einladend. Das einzige Merkmal sind
am Graben liegende Stücken rohes und schlecht geschmolzenes Eisenerz.

Die an einzelnen Stücken in größeren Tropfen haftende Schmelz-
glasur zeigt die ehemalige Schmelzung und leitet zu der Annahme, daß
hier hinter dem hohen Damm ein durch Wasser getriebenes Pochwerk
das geschmolzene Erz verarbeitete.

Staute der westliche Damm zu diesem Betriebe das Wasser und
befanden sich auf der Höhe hinter dem schützenden Wall die Wohnungen,
so diente der untere Teich im Innern des Walles für den Bedarf der
Bewohner. Es erklären sich dadurch die verschiedenen hierher leitenden
Wege.

Die Sage in Halbendorf berichtet, die Bewohner der alten Stadt
wären hinaus nach Alt-Grottkau gezogen und hätten zuletzt den Neuen-
hammer angelegt; demnach hätten wir es hier am Wogs Madel wohl
mit der vorletzten Ansiedelung zu thun, ehe die deutsche Einwanderung
des 13. Jahrhunderts kam.

Die große Breite der Dämme läßt schließen, daß die Ansiedelung
schon bei ihrer Anlage auf lange Dauer berechnet war, denn für einen
nur kurzen Bestand würde Niemand so starke und umfassende Damm-
anlagen errichtet haben, die auch heute noch einer langen Arbeit zur
Vollendung bedürfen würden.

Nur eine Sage haftet an dem Ort. Zwei junge Leute hatten hier
ein Stellbichlein, das nicht ohne Folgen blieb. Zur Entschuldigung führte
dann das Mädchen an, es sei ein Vogel vorübergeflogen, der habe ge-
rufen „Wogs Madel!“ Und darauf habe sie es gewagt.

Der Vogel der heute noch da herumflattert und schreit, ist der
Kiebitz. Die Bezeichnung Wogs Madel ist deutsch, die Berufung auf
den Zuruf des Vogels deutet auf eine sehr ferne Zeit, in dieser fernen
Zeit aber müssen die Dämme schon einen vereinsamten Ort umschlossen
haben. —

Bis gegen 1854 standen auf der Anhöhe in der Umwallung
Kiefern, außerhalb des Walles nach Süd und West zog sich der Nieder-
wald, der wie alle durch Anflug gebildeten Wälder aus den ver-
schiedensten Holzarten bestand.

Auch das heutige Sorgau lag einst im Walde, wie schon sein Name
auf neu urbar gemachtes Neuland oder Rodeland deutet.

Südl. von Sorgau an den Spuren des auf der Höhe fortlaufenden Dammes gewährt der Sandhügel (jetzt theilweise Sandgrube) den Eindruck, als ob dort ehemals eine menschliche Wohnstätte gewesen sei.

Am Wogs Madel sind bei der Dammabfuhr Funde nicht bekannt geworden und außer dem Gesagten findet sich kein Anhalt, welcher Licht über die große Umwallung verbreitet.

Die Richtung des Kroschener Weges, dessen Name noch als Flurbezeichnung vorhanden ist, weist nach der alten Stadt Grottkau.

Die alte Stadt Grottkau.

700 m südwestlich von der Stadtmauer der heutigen Stadt befindet sich die Feldmark Altstadt Grottkau.

Zur Zeit der deutschen Einwanderung war der Ort nicht mehr vorhanden.

Im Jahre 1862 begann die Reisse-Brieger Eisenbahn-Gesellschaft mit der Ausschachtung einer gegen 4 Morgen großen, auf dem nordwestlichen Theil der Altstadt gelegenen Ackerfläche zur Riesgewinnung. Der Mutterboden wurde etwa 45 cm tief regelrecht abgetragen und seitwärts gefarrt, dabei fand sich nichts. In der nun folgenden etwa 30 cm tiefen Lehmschicht fanden sich schmale etwa 30 cm breite und tiefe schwarze Streifen Mutterboden und indem diese ausgehoben wurden stießen die Arbeiter stückweise auf Asche und Kohle und es ließ sich deutlich erkennen, daß hier einst die Lang- und Quer-Schwelle ehemaliger Holzhäuser gelegen hatten. Auch mehrere mit Feldsteinen gepflasterte Räume fanden sich, die obere Seite der Steine war roth durchglüht und mürbe, die untere noch ursprünglich. Aschen und Kohlenreste sowie ein eiserner Haken, wie er zum Aufhängen eines Kochessels benutzt wird, fand sich ebenfalls und es unterliegt keinem Bedenken anzunehmen, daß hier der Kochherd des Hauses war. Scherben unglasirter Töpfe waren ebenfalls reichlich vorhanden.

Im Innern des Hausraumes fand sich ein etwa 18 cm langer eiserner, roh gearbeiteter Schlüssel mit etwa 4 cm langem, 25 mm breitem Bart und herzförmig nach innen gebogenem Griff. Fig. 83. Sonst fand sich nichts.

Die Länge der abgeschachteten Fläche beträgt gegen 400 m, sie begann da wo sich jetzt Wiese und Weg befindet und endete an der

Eisenbahn. In diesem Raum fanden sich auf einer Breite von 80 m drei solcher ehemaligen Brandstätten und auch in jeder der Schlüffel. Die Langrichtung der Häuser ging genau von Nord nach Süd, sie betrug gegen 15 m. Die Breite des ehemaligen Baues betrug 10 m.

Zwischen jedem dieser Räume und dem benachbarten lag eine Entfernung von etwa 50 m.

Die Ausschachtung des Kieses erfolgte bis auf dem im Grundwasser vorhandenen Schlieffsand, die ganze Tiefe betrug bis 7 m.

Beim Fortschreiten der Arbeit zeigte sich in der senkrecht stehenden Rieswand ein schmaler schwarzer Streif und als noch einige Hiebe mit der Hacke die rechts und links von ihm stehende Rieswand gelockert hatten, stürzte plötzlich eine schwarze Bodenmasse herunter und es zeigte sich ein bis auf die Sohle reichender Hohlraum von etwa 1,30 m lichter Weite.

Nach Wegschaffung des Bodens stießen wir auf einen aus eichenen Klößen nur mit der Art bearbeiteten Wasserkasten dessen Holzwerk kohlschwarz aber gut erhalten war.

Es zeigte sich im Fortschreiten der Arbeit, daß jedes Haus seinen Brunnen hatte. Die Leute mußten schon eine bessere Gesittung besessen haben, da 100 m entfernt der Erbach fließt den sie auch hätten benutzen können.

Dicht an der Bahn stießen wir in einer Tiefe von etwa 3 m auf einen mit starken Holzstämmen ausgelegten Keller, die Stämme waren im Innern völlig verfault und zu Erde geworden und nur eine dünne Kohlschicht bezeichnete ihren Umfang.

In diesem mit Erde ausgeschütteten Keller fand sich eine große Masse Eisengeräth der verschiedensten Formen; der Fund bestand aus einem Sporen mit kurzem Ansatz, mehreren eisernen Ringen, Haken, einer etwa 50 mm breiten Speerspitze, einer fast hakenförmig gebogenen Art oder Hacke, mehreren etwa 0,50 m langen bis 60 mm breiten flachen Eisenstücken, einem eisernen hohlen Gefäß nach Art eines Eisenhutes oder einer Glocke oder Kessel, etwa 0,30 m Durchmesser und 0,15 m tief ohne Griff oder Henkel, mehrere dreieckige Platten und verschiedene unkenntliche Eisentheile, alles sehr stark mit Rost und darein gewachsenem Sand überzogen.

Ich sandte 1862 eine ganze Kiste voll an das Museum Schlesiſcher Alterthümer zu Breslau, habe aber nie eine Auskunft darüber erhalten,

auch bei späteren Besuchen dort keine Spur der Sachen gefunden, auch von den mitgesandten Hausschlüsseln nicht.

Bei der Ausschachtung auf dem südöstlichen Theil der Altstadt fand sich nur der Grundriß eines Gebäudes und ein Schlüssel.

Bei der südlich der Altstadt vorgenommenen Schachtung fanden sich nur Eisenschlacken.

Ein über 2 m hoher und bis 600 m langer Teichdamm zog sich ehemals dicht an der Südseite der Altstadt herum und wurde befahren. Aus der noch jetzt zu ermittelnden Grundfläche ergibt sich, daß auch er ein Knie bildete. Schwere Gußklumpen lagen bis vor etwa 40 Jahren am Damm und in ihm waren viele Eisenschlacken eingelagert, die bei Schüttung des Eisenbahndammes mit dem Teichdamm abgefahren und verwandt wurden.

Nun tritt uns die Sage entgegen, sie berichtet, daß die Bewohner der Altstadt hinaus gezogen wären nach Alt-Grottkau und dort einen neuen Hammer gegründet hätten.

Die alte Stadt Grottkau war also ein aus irgend welcher Ursache verlassenes Eisenhüttenwerk.

Westlich derselben diente der Hügel seit alter Zeit als Sand- und Kiesgrube und hierbei wurden Knochen und spiralförmig gewundene starke Drähte von dunkler Farbe ohne Rost gefunden, aber als werthlos weggeworfen.

Nördlich der Altstadt stößt dicht an dieselbe der Erlberg, die kleinen Ackerflächen heißen die Erlgarten und in einem derselben fand vor etwa 30 Jahren der Besitzer eine große Steinplatte und als er sie abhob unter ihr einen Hohlraum mit vielen Steinen. Da er diese brauchte, so grub er sie aus, füllte das Loch zu und der sonstige Inhalt blieb unermittelt. Im Herbst fanden sich dann an der Stelle zwei große Silbermünzen, denen ich zwar bis zum Rhein nachgeforscht habe, aber die ehemaligen Besitzer wußten ihren Verbleib nicht mehr.

Soviel sich ermitteln läßt, hat sich eine alte Straße von Zülzendorf (Zülzhoff) herunter über den großen Damm des Galgenteiches an der Altstadt gezogen, ist in der Richtung nach Märzdorf südlich an der heutigen Stadt vorüber gegangen und ein anderer Straßenzug hat aus der Richtung von Wansfen zwischen dem heutigen Leuppisch und Woiffelsdorf auf der Grenze zu dem an der Leuppischer Brücke dicht bei Grottkau befindlichen Schmelzofen, von da zur Altstadt und weiter in der Richtung nach dem heutigen Alt-Grottkau geführt.

Im Laufe der Jahre wurde bei der Riesschacht der mit Mutterboden verfüllte ehemalige Wallgraben der alten Stadt blosgelegt, er zieht sich von der Wiese herauf über den östlichen Hügel, äußerlich markirt er sich durch eine Bodenerhebung, die nach Aussage alter Leute ehemals ein niedriger Wall war; derselbe diente damals wie jetzt noch als Grenze und zieht sich südöstlich in der Richtung nach der Kapelle.

Da durch frühere Riesschachtungen die Grenze der Altstadt nach Westen bekannt ist, so läßt sich nach der letzten Ermittlung der Flächenraum der alten Stadt genau bestimmen. Sie hatte eine Länge von Nord nach Süd von 680 und eine Breite von West nach Ost von 480 m.

Dort aber wo heute an der Chaussee die Wallfahrtskapelle steht und wo sich im vorigen Jahrhundert in dem daranstoßenden Hause zwei Einsiedler ansiedelten, muß sich ehemals eine Vorschanze, Herberge zc. befunden haben.

2000 m von der alten Stadt nördlich heißt die Feldmark Krippendorf, an dieser Stelle soll ein Dorf gestanden haben.

In geschichtlicher Zeit war dies nicht der Fall, denn schon 1268 bei der Anlage der Stadt Grottkau wurden diese 8½ Hufen als Ackerland von Woiffelsdorf abgezweigt¹⁾ und sind als solches stets bei ihr verblieben. Der deutsche Name Krippendorf reicht demnach in eine frühere Zeit. (1311 erscheint ein Herr v. Crepindorf in Hannsdorf, später in Brieg als Stifter einer Kapelle und im Gefolge des Bischofs, das sind Anklänge an den Ortsnamen.)

Weiter nördlich gelange ich am Vorwerk Ebenau (Sorgau) vorüber nach „Herzogswalde.“ (Liber Fund. als Hartowiginwald aufgeführt.)

Bis vor einigen zwanzig Jahren stand hier ein hölzernes mit Wall und Graben und Zugbrücke versehenes Schloß auf einem gegen 4 m hohen geschütteten Hügel. Wenn auch die Umwallung der Mitterzeit angehören mag, so reicht der geschüttete Hügel weiter zurück.

Weiter nördlich in Conradswaldau zeigt die Kirche nur einen geringen Hügel der durch das Grundgraben entstanden sein kann.

In Pampitz aber wo die Kirche auf einer Anhöhe steht, ist die bis 2 m hohe Aufschüttung klar erkennbar. Von hier zweigt die Straße nordöstlich ab nach Brieg; ich folge dem alten Grenzwege nördlich nach Grüningen, dessen Kirche ebenfalls auf einem Hügel steht.

1) Heine, docum. Geschichte des Bisthums Breslau Bd. II S. 368.

Von hier gelange ich zwischen Rothhaus und Linden zum „Pamel=, auch Bamel= oder Bommel=Damm.“

500 m südöstlich des Dorfes Linden zweigt von der Linden-Brieger Straße ein bis 3 m hoher und an der Krone bis 5 m breiter Damm ab, der obigen Namen führt.

Er dient als Fahrweg zu den Aekern und Wiesen, daß dies aber nicht der Zweck seiner Anlage war, liegt so zu sagen auf der Hand. So viel ich auch über den Zweck fragte, ich erhielt keine klare Antwort.

Ehemals als der neue Oberdamm noch nicht war, ragte dieser Damm im stumpfen Winkel dem Strom entgegen, er gewährte weder Linden noch Rothhaus Schutz, war aber für beide eine Quelle vieler Beschwerden.

Nach Erbauung des Oberdammes haben sich die Verhältnisse zwar geändert, aber die Lindener sind auf den Damm schlecht zu sprechen und können sich nicht genug wundern, daß ihre Vorfahren jemals darein willigten, daß er erbaut wurde.

Aber auch die Rothhauser sind von dem Damm nicht erbaut. In einem Prozeß ist ihnen aufgegeben worden eine Schleuße zu machen was auch geschah, und man ist ärgerlich auf die Lindener.

Ich glaube aber weder Rothhaus ist Schuld an dem Damm, noch haben die Lindener Vorfahren ein Versehen begangen; der Damm ist älter als Beide, er war die Verbindung nach der Schanze die 500 m entfernt von der Straße am Ende des Dammes liegt und den Namen führt:

Der Kieferberg.

Fig 70.

Gegen 3 m hoch erhebt sich ein geschütteter Sandhügel aus den ihn umgebenden fruchtbaren Wiesen. Daß er geschüttet wurde, daran zweifelt Niemand, aber keiner weiß etwas anderes über ihn zu sagen als, daß ehemals Kiefern hier standen. Kieferberg und Bommeldamm gehören zusammen, zu ihm zog sich von der Straße auf dem Damme der Verkehr und lenkte sich je nach den Verhältnissen über die Wiesen zu Lande oder zu Wasser weiter, denn, daß ehemals die Oder mit ihren Krümmungen bis hier heran reichte, das beweisen die noch vorhandenen Lachen.

Bei Errichtung des Oberdammes wurden Bommeldamm und Kieferberg in ihrer Form belassen und erst 200 Schritt rückwärts der neue Oberdamm zum Anschluß gebracht.

500 Schritt vom Kieferberg nordöstlich liegt das zu ihm gehörende andere Schanzenwerk:

„Der Fuchsberg bei Ginden.“

Fig. 69.

Es ist eine alte Schanze des abgerundeten Vierecks, 3,80 m hoch und mit einem bis 20 m breiten Graben umgeben, durch den der schmale geschüttete Eingang auf der Südseite noch vorhanden ist.

Die Schanze selbst ist zu Acker gemacht, ehemals war auf ihr noch ein Wall; er ist geebnet aber noch kenntlich. Der freie Raum beträgt von Süd nach Nord 72 m und von Ost nach West 62 m. Rechne ich auf jeder Seite 7 m für den Wall ab, so blieb ehemals ein lichter Innenraum von 58 m und 48 m, also ein bedeutender Raum für eine Waaren-Niederlage, denn dieser Zweck war vorherrschend.

Auf der Ostseite fand ich Urnenscherbe von weißlich-grauer Farbe, mit Sandkörnern, roh bearbeitet.

In der Bevölkerung weiß Niemand etwas davon, daß dieser Hügel eine alte Schanze ist.

Nur 2100 m liegt in der Luftlinie von hier die große Schanze Ritscheberg am rechten Ufer der Oder.

Manche Nacht habe ich schlaflos durchdacht und viele vergebliche Wege gemacht, ehe ich hier völlig sicher überzeugt wurde, daß sich überall da, wo an einem Flußufer eine Schanze liegt, auch am anderen Ufer eine verbindende zweite Schanze befindet.

Der Ritscheberg.

Fig. 67.

Es würde geradezu unerklärlich scheinen wie eine große Beste hier in dieser der Uberschwemmung damals so leicht zugänglichen Gegend sich habe bilden können, wenn es nicht andererseits auf den ersten Blick einleuchtete, daß gerade des so ungünstig beschaffenen Landes halber die Anlage einer großen Schanze nöthig war, da hier eine Straße über die Oder führte.

Trotzdem heute ein hoher Damm verhindert, daß bei jedem Hochwasser die ganze Gegend unter Wasser gesetzt werde, würde es doch einem Frachtverkehr kaum gelingen in dem oft unergründlichen Boden

fortzukommen, wie viel mehr erst in der Urzeit, wo das Wasser sehr oft das ganze umliegende Land erweichte.

Ehe ich zur Schanze selbst übergehe will ich erst das Material, das Sage und Geschichte bietet, vorführen.

Ortsnachrichten von Brieg, Band I Seite 343, wird eine Sage angeführt, nach welcher hier einst ein Gözentempel gestanden habe. Die alten Brieger Herzöge sollen einem alten Brauch folgend alljährlich einmal mit ihrem ganzen Hofstaat zu Schiffe nach Ritschen gefahren sein; auf der Wiese am Ritscheberge hat sich eine mächtige Eiche befunden, Piasteneiche genannt, und unter dieser drei steinerne Tische, hier haben die Herzöge unter Hörner- und Trompetenschall ein Mahl gehalten.

Dem Volksglauben nach bedeutete es den Tod eines Herzoges, wenn ein Ast dieser Eiche verdorrte. 1252 besaß Burggraf Mrozko noch Ritschen.

Schon vom Jahre 1311 ab kommt ein Burggraf von Ritschen nicht mehr vor. (Ich stütze mich hier auf die Schlesiſchen Regesten von Grünhagen, dessen Chronik von Brieg, Schönwälders Chronik von Brieg und seine Piasen zum Brieger.)

Bereits im Jahre 1390 waren die Nachrichten über Ritschen so dunkel, daß sie Herzog Ludwig I. von Brieg durch Nachgrabungen nach den Bischofsgräbern zu lichten versuchte, in wie weit ihm dies gelang, davon ist nichts bekannt.

Es wird angenommen, daß die Breslauer Bischöfe in der Zeit als die Böhmen Breslau von 1038—54 besetzt hielten, hier eine Zuflucht gefunden hätten, groß kann in dieser kurzen Zeit ihre Zahl nicht gewesen sein.

In späterer Zeit ist Ritschen nochmals untersucht worden, der Großkanzler Carmen berichtet 1779, daß er sich den Hügel genau angesehen und gefunden habe, daß es ein in den großen Moränen zusammengetragener Sandhügel sei, der bloß zur Verwahrung der Urnen gedient habe. In späterer Zeit habe man diesen und einen anderen nahe daran gelegenen Sandhügel scorpirt und in eine förmliche Schanze verwandelt, wohin sich wahrscheinlich in neuerer Zeit zum Exempel im dreißigjährigen Kriege vielleicht auch schon vorher die Einwohner der dortigen Gegend geflüchtet hätten. Es sei nicht die allgeringste Spur von Mauerwerk vorhanden, die Ueberbleibsel der Urnen bewiesen, daß sie in späterer Zeit beim Umgraben bei Formirung der Schanze zerschlagen worden.

So der Bericht des großen Kanzlers, der ihm großes Nachdenken wohl nicht verurjachte.¹⁾

Das Dorf und die Kirche Ritschen waren noch 1464 vorhanden, Pfarrer und Bauern führten da noch Prozeß mit einander wegen der Dpfergabe für den Pfarrer. 1550 wird das Deputatholz der Ritschener Pfarre schon nach Scheidelwitz geliefert und der dortige Pfarrer erhielt bis etwa 1871, wo die Ablösung erfolgte, jährlich 8 Klaftern Holz aus den damaligen Ritschener, jetzt königlichen Forsten. Auch die Kirche zu Linden erhielt eine auf der rechten Oberseite gelegene Wiese von der Ritschener Pfarre. Wodurch das Dorf zu Grunde ging, ist nicht zu ermitteln.

Nur von einem alten Manne wurde mir nachträglich mitgetheilt, das Dorf sei der Sage nach versunken. Es müßte also in einer Ueberschwemmung seinen Untergang gefunden haben. Eine Glocke der Kirche soll nach Linden gekommen, die andere aber in dem noch erhaltenen Obergaben versunken sein wodurch derselbe den Namen Klangwasser erhielt, weil man die Glocke darin läuten höre.

(Es müßte ein Transport zu Kahn in der Richtung nach Peisterwitz mit der Glocke versucht worden und verunglückt sein, das ist gar nicht unwahrscheinlich.)

Das alte Schloß zu Ritschen, gewöhnlich Ritscheberg genannt,

ist ein in der Ebene künstlich aufgeschütteter bis 4,8 m hoher Wall.

Rings um ihn markirt sich noch ein bis 20 m breiter ehemaliger Wallgraben, der aber im Laufe der Jahrhunderte durch Einflüsse aller Art, Ueberschwemmung, Verkrautung, Ebmung bei der Forstkultur zc. so weit verschwand, daß nur an der Ostseite noch ein kleiner Wasserstümpel vorhanden ist.

So weit der Boden aus dem Wallgraben zur Schüttung des Walles gereicht hat, ist er verwandt worden. An der Ost- und Südost-

¹⁾ Dieser sonderbare Bericht erklärt sich durch Folgendes: Der Großkanzler war Besitzer von Ritschen bei Herrnsdorf, ihm lag daran, die Ehre des Bischofthums für sein Besitzthum zu retten. Beeinflußt und gestützt wurde er dabei durch einen gelehrten Freund, der sich durch sein Urtheil noch stärker bloßstellte.

seite scheint aber von der Urzeit her ein breiter Graben, ein Arm der Oder, seinen Lauf genommen zu haben.

Der sich südöstlich erstreckende Tümpel wird noch im Jahr 1447 in einer am 15. Mai in Brieg abgehaltenen Schöffensitzung als Odergraben bezeichnet, und auf ihm muß der Sand zur Schüttung des Walles in Rähnen herangefahren worden sein.¹⁾

Die Spuren dieses Grabens weisen südöstlich nach der Oder, wo sie durch Anlage des neuen Dammes verschwinden, andererseits weisen sie nach Nordwest, wo sie sich über Peisterwitz und den Flößgraben bis in die Schmartave markiren.

Daß der Eingang in die Schanze im Osten lag ergibt sich daraus, daß kein anderer vorhanden ist.

Gegenwärtig befindet sich östlich ein gegen 50 m breites Loch im Wall, der Graben aber ist an dieser Stelle vielfach verschüttet. Wie viel sich nun da hinein von der Schanze durch Abgrabung begrub ist gleichgültig, es hat für die Forschung nur untergeordneten Werth wie schmal oder breit der Eingang ursprünglich war.

Zunächst des Einganges befindet sich ein freier Platz von etwa 60 m Länge und 50 m Breite. Auf ihm hat sich die Forstverwaltung bemüht, ein recht trauliches Plätzchen zu schaffen und durch Sitzvorrichtungen aller Art den Besucher zur Ruhe einzuladen, während anderen Ortes meist nichts gethan wird, althistorische Orte einladend oder auch nur zugänglich zu machen.

Hinter diesem freien Platz steigt allmählich der Innenraum zur Höhe der Umwallung hinauf, derart, daß sich in der Richtung von Ost nach West eine tief gelegene Mulde bildet, aus welcher nördlich eine 30 m breite Böschung zur Dammkrone führt, während südlich erst ein 20 m langer Anstieg zu einer Anhöhe von 56 m Breite leitet, von welcher aus ein noch 30 m breiter Absatz zur Dammkrone der Südseite aufsteigt.

Von Nord nach Ost zieht sich von der Dammkrone die Böschung auf eine Breite von 30 m flach nach innen und senkt sich dann als

¹⁾ Die ganze Anlage erforderte gegen 10,000 cbm Boden, davon lieferte der Wallgraben etwa 1000 die anderen 9000 mußten zu Kahn herangebracht und verbaut werden. Welcher Zeitraum war dazu erforderlich? Und diese ganze Arbeit wurde nach Ansicht des Herrn Großkanzlers ausgeführt um Urnen zu vergraben?

An welchen Pharao hat er dabei wohl gedacht?

Mulde zu dem bereits genannten freien Platz, welcher in gleicher Höhe mit dem offenen Raum und dem Außenlande liegt.

Durch diese eigenthümliche Muldenbildung von Nord nach Ost erscheint dem Auge die Langrichtung der Schanze nach dieser Seite zu liegen, was nicht der Fall ist.

Läßt man sich beim Eintritt in die Schanze von dem Angenehmen, was sie bietet, nicht bestechen und richtet den Blick nur auf die praktische Bedeutung ihrer Anlage, so ist der erste Eindruck ein befremdlicher, die Bauausführung weicht auffällig von anderen Schanzen ab.

Schon die Umwallung selbst wird aus lauter meist 20 m langen geraden Linien gebildet, in welche sich an einzelnen Stellen kurze Kniestücke wie Schlußsteine in ein Gewölbe einfügen.

Im Innern wirkt die auf 30 m abflachende Böschung, die Mulde, der flache, 56 m breite höher gelegene Raum und der weitere Anstieg von 30 m zur südlichen Dammkrone befremdlich. Aber das Räthsel löst sich, wenn man nur die praktischen Bedürfnisse der Bewohner in Betracht zieht.

Die Oder bildete ehemals eine Unzahl von Krümmungen, die sich wieder in schmalen Armen und Lachen dahin wanden. Die Ueberschwemmungen traten viel langsamer auf, hielten aber auch viel länger an. Der Wagenverkehr war daher einen großen Theil des Jahres unmöglich, fand vielleicht nur im Winter statt und an seine Stelle trat der Verkehr zu Kahn und darauf ist die ganze Anlage der Schanze von vornherein berechnet.

Für gewöhnlich erfolgte die Be- und Entladung und alles, was damit zusammenhing, östlich aus dem Obergraben, am großen freien Platz an und in der Schanze. Trat aber Hochwasser ein, so fuhren die Kähne direkt in die Schanze und in der Mulde bis an das nördliche Ende, und nun erklärt sich die außergewöhnlich flache Böschung.

Nehme ich an, daß auf der Nord- und Westseite die gesammten Wirthschaftsgebäude etwa 1 m tiefer als die Dammkrone sich im Halbkreis herumzogen und, daß sich auf dem Plateau südlich der Mulde das Schloß befand, so konnte man mit dem Wasserstande steigend oder fallend zu ihnen heranzufahren und die flache Böschung gestattete einen bequemen Verkehr, wie sie andererseits auch vor Beschädigungen durch das Hochwasser möglichst bewahrte.

Ritschen war seiner Anlage nach eine Wasserburg.

Auf dem freien Platz im Innern unternahm Herr Pfarrer Senf aus Laugwitz eine kleine Nachgrabung und förderte verschiedene starke Thierknochen bis 15 cm Umfang und Urnenscherben zu Tage.

Ich fand am Fuß des südlichen Außenwalles Ziegelbrocken von 175 mm Breite und nur 45 mm Stärke; woher sie stammen bleibt noch zu untersuchen.

Nehmen wir nun von der Schanze Abschied, auf deren nordwestlichen äußeren Dammkrone eine alte hohe Eiche von 6,20 m Umfang am Fuß und 4,68 m Umfang in Manneshöhe, dasteht wie ein Niese der Vorzeit, schützend und schirmend ihre weiten Nester über die Nester der grauen Urzeit breitend, so gelangen wir westlich nur 20 m vom ehemaligen Wallgraben entfernt, auf zwei kleine etwa 1 m hohe künstliche Hügel. Der erste hat eine Breite von 16 m und zieht sich von Nord nach Süd etwa 28 m.

Nester von Ziegeln deuten an, daß hier einst ein Gebäude stand.

58 m weiter südlich ist ein zweiter derartiger Hügel von 18 m Breite und 25 m Länge, er zieht sich aber von West nach Ost.

Ziegelbrocken von 120 mm Breite und 90 mm Stärke, sowie reichliche Reste von Kalkmörtel weisen auf einen Mauerbau, den der Herr Großkanzler nicht gesehen hat. Die Herren Forstbeamten bekunden auch, daß sie hier auf Fundamentmauern stießen.

Auch hier finden sich Scherbenreste, aber sie sind gut gebrannt und tragen nicht die Riffeln und Streifen oder sonstigen Merkmale der Urnen, sie sind Küchenscherben. Diese Funde haben schon im Jahre 1769 Veranlassung zur Abfassung einer Zubelschrift bei der 2. Säcularfeier des Gymnasiums zu Brieg, über die Reste des Heidentempels zu Ritschen gegeben.

Das religiöse Gefühl das jeder Mensch besitzt, gleichviel in welcher äußeren Form sich dasselbe bei ihm offenbart, wird auch die hier wohnenden alten Heiden veranlaßt haben einen Tempel zu errichten oder unter hohen Eichen zu beten, die hier bejubelten Mauerreste aber haben damit gar nichts zu thun.

Das Ziegelmaaß ist das des 13. Jahrhunderts, wie wir es an alten Kirchen jener Zeit finden und es fällt schwer zu begreifen, wie man auf einen Heidentempel schließen konnte.

Ich halte diese Reste für nichts anderes als die der ehemaligen Kirche zu Ritschen; ihre Richtung geht von West nach Ost und den ersten kleinen Hügel halte ich für nichts weiter als für das ehemalige

Pfarrhaus, die Giebelrichtung geht wie bei den meisten alten Häusern von Nord nach Süd.

Sollten Bischöfe in Ritschen begraben liegen und sind sie nicht schon bei den Nachgrabungen durch Ludwig I. im Jahre 1390 gefunden, dann kann ihre Ruhestätte nur hier an der Ostseite des zweiten Hügels zu suchen sein, an der Stelle, wo sich der christliche Altar befand.

Die drei steinernen Tische und die Plasteneiche sind erst seit etwa 40 Jahren verschwunden, aber die Wiese trägt noch den Namen, sie liegt aber nicht unmittelbar am Wall, sondern 1 km von hier nordwestlich, dort dürfte auch die Stelle gewesen sein, wo die Heidenzeit ihre Feste feierte und ihre Gerichtstage hielt. Solch' steinerne Tische sind auch in Hessen in Wäldern und auf freiem Felde noch vorhanden.

Westlich des Weges, welcher an dem Pfarrhaus und der ehemaligen Kirche vorüber führt, liegt nur 19 m entfernt ein zweiter Wall, „der kleine Ritscheberg“ genannt. Fig. 68.

Ein 7 m breiter und $1\frac{1}{2}$ m tiefer Wallgraben umschließt einen $2\frac{1}{2}$ m hohen, an der Krone 11 und 13 m haltenden viereckigen Erdkegel mit abgerundeten Ecken, er trägt nach Süd noch einen nur 0,50 m hohen Wallaufwurf.

Der ganze Kegel ist nur aus dem im Graben ausgehobenen Mutterboden gebildet, von Sand ist keine Spur. Der Eingang führt in der Richtung nach dem Hauptwall nach Nord-Osten.

Diese kleine Schanze war nichts anderes als die Vorburg, die befestigte Herberge, das Wirthshaus für den Straßenverkehr, daß aber auch für ihn eine Kahnverbindung vorhanden war, zeigen die Spuren eines östlich herumführenden Grabens.

Daß der Obergraben eine besondere Schutzwehr durch zwei- bis dreifach an ihm entlang laufende Wälle gehabt hat, zeigt sich noch, die Reste markiren sich vom Hauptwall bis zum Waldbesaaum in südöstlicher Richtung. Das Dorf Ritschen lag südlich und westlich des Schlosses und zog sich in der Richtung nach Nordwest wo sich noch im Walde Ackerbeete markiren die wohl das Ende des Dorfes bezeichnen. Ich schließe hieran noch eine Nachricht aus Grünhagens Chronik von Brieg.

Im Jahr 1454 überläßt Willrichs Landesron Erbherr zu Döbern dem Pfarrer zu Ritschen und dessen Nachfolgern das Wasser Bielofnig das aus dem Ritschener See bis an den Weg von Liednig bei Peisterwitz führt. Es ergibt sich daraus, daß noch zu dieser Zeit Ritschen

auch im Norden und Osten vom Wasser gedeckt war und der Verkehr auf demselben sich nach allen Richtungen zu Schiffe vollziehen konnte.

Welches Volk nun auch nach der Völkerwanderung die Erbschaft seiner Vorbesitzer antrat, die Verbindung über den Strom konnte es nicht entbehren, es mußte die alten Einrichtungen wieder aufnehmen, am linken Oberufer war der Damm bis zum Kieferberg, der Bammeldamm, die natürliche Straße, der Fuchsberg und Nitschen bildeten die Hauptstützpunkte zu beiden Seiten des Stromes und nun erklärt sich warum sich Nitschen bis lange in die geschichtliche Zeit erhielt als von allen anderen Schanzen nicht mehr die Rede ist, und es hat sich eine Fähre dort bis zum heutigen Tage erhalten. Als aber Brieg zur Entwicklung gelangte, als dort eine Brücke über die Oder und ein Landweg geschaffen wurde,¹⁾ da war es mit Nitschen vorbei, es verlor seine Bedeutung und seine Einnahmen, und nun erklärt sich warum Wrozkó seinen Wohnsitz verlegte und sich bestrebte durch Gründung deutscher Dörfer das Land um Grottkau zu bevölkern. Er hatte dort die sämtlichen Uebergänge über die Neiße bei Löwen, Michelau, Ossig, Tiefensee oder Breitenstück, Kirchberg, Winzenberg und Hennersdorf in der Hand, er brauchte nur den Verkehr über den Fluß zu fördern, in diesem Geschäft hatte er von Nitschen Erfahrung. In den alten vorhandenen Erbschanzen brauchte er den neueren Verhältnissen entsprechend nur einen gemauerten Thurm zu errichten und er war Herr der Straße und des Zolles; daß er dies that, beweisen die Ziegelreste zu Ossig, Breitenstück und Winzenberg, sie gleichen denen der alten Kirchen des 13. Jahrhunderts. Das Dunkel aber das bisher über Nitschen und den anderen genannten Orten lagerte, dürfte sich hierdurch lichten.

Von Nitschen weisen die Spuren über Peisterwitz nach der Schanze bei Postelwitz, zu denen beim Vorwerk Kruschwitz und Hammer, über die Schanzen bei Bogschütz bei Juliusburg, und zu Bogschütz bei Festsenberg nordöstlich weiter, ich bin ihnen jedoch nicht nachgegangen.

Eine andere Richtung weist von Nitschen über Scheidelwitz-Alt-Cöln, auch sie habe ich nicht verfolgt. Der im Sumpf gelegene Schloßberg bei Winken, der Keller bei Liednitz und auch der Sauberg sind als Fortsetzungen der Straßenschanzen zu betrachten.

¹⁾ Daß in Brieg schon sehr früh eine Brücke über die Oder errichtet wurde, ergibt sich aus einer Urkunde vom 11. März 1274, in welcher Herzog Heinrich der Bürgerschaft zur Reparatur der Brücke alle Schuhbänke schenkte. Schlef. Regesten Nr. 1458.

Das sind die Spuren der Vorzeit, die ich auf meiner Wanderung nach der Luftlinie Polnisch-Wette-Ritschen fand.

Es schließt sich hieran jedoch noch eine andere Wahrnehmung, die ich kurz anführen will.

Der Bommelbamm zieht sich vom Kieferberg gegen 1500 m südöstlich, er bildet an den jetzt noch an ihm stehenden Häusern ein Knie.

An seinem südöstlichen Ende beim Vorwerk Rothhaus lag ehemals ein Hügel, der Ueberlieferung nach führte er den Namen Werder. Dieser Name bedeutet ein vom Wasser derart umschlungenes Land, daß der Zugang zu ihm nur von einer Seite möglich ist; oder auch eine Insel im Fluß. Auf diesem Werder befand sich eine so angenehme Stelle, daß die Herzöge von Brieg täglich hierher spazieren gingen. Einer dieser Herren begann sogar den Weg von Brieg hierher zu pflastern, ohne damit fertig zu werden, hielt diese That jedoch für etwas so großes, daß er sie in stolzer Inschrift auf einer wohl gegen 4 m hohen Steinplatte verewigte, sie steht unter dem Namen Breitestein noch am Wege, während das Pflaster längst verschwand.

Auch genoß diese Stelle schon vorher ein solches Ansehen, daß die Wallfahrer in großer Zahl hier herkamen. Zu dem bei dem Vorwerk Rothhaus befindlichen Hedwigsbrunnen kamen sie aus weiter Ferne zu Fuß, zu Wagen und zu Schiff und für das Werder nördlich von Rothhaus und seine alten Eichen besaß General v. Zarembo eine solche Vorliebe, daß er sich hier begraben ließ.¹⁾

¹⁾ Die Aufzeichnungen Schönwälders in den Ortsnachrichten von Brieg S. 53 stimmen mit der Sage überein, die Quelle des Hedwigsbrunnens wurde 1650 von dem Kaiserlichen Obrist Marquis von Moncada (einem Spanier) Commandanten von Brieg gefaßt, sie befand sich da wo später das erste Haus am Stockteich errichtet wurde im Garten; jetzt sprudelt sie im Röhrtrug des Gutshofes, ohne daß ihr Name und ihre ehemalige Bedeutung bekannt ist. Es wurden Tische und Bänke aufgestellt, Laubhütten errichtet, für die Reisenden eine Sonnenuhr angebracht und später wird auch einer Gastwirthschaft mit Regelpahn gedacht. Der Brunnen ist verfüllt, der Ort bietet hute nichts anziehendes, der damalige Nimbus muß außer den alten Eichen noch einen anderen Grund gehabt haben.

Zarembo ließ sich folgende Grabschrift setzen:

Dieser Gain hat mir im Leben
Mehr Vergnügen oft gegeben
Als der allerschönste Garten;
Drum hab ich ihn mir erwählt
Um in ihm, erblaßt, entselet,
Die Verklärung abzuwarten.

Zweitausend Schritt östlich befand sich in dem damaligen Briefener Gemeindewalde unter uralten Eichen wiederum ein solcher stark besuchter Hügel und 1500 Schritt weiter lag ein dritter, der „am Pfaffenkümpel“ hieß, weil an ihm eine ganze Wagenladung von ihnen umgekommen sei.¹⁾ Ziehe ich vom Bommeldamm eine gerade Linie über diese drei Punkte, so gelange ich direkt in das alte Piastenschloß zu Brieg. Besteht hier ein vorgeschichtlicher Zusammenhang? — Die drei Hügel sind verschwunden, ihre ehemalige Anwesenheit hat sich aber noch bis in die neuesten Karten übertragen.

Abweigung von Würben nach der Richtung Brieg.

Von der Stelle, wo in Würben die Reiffe-Breslauerstraße mit der Münsterberger-Grottkauer Straße kreuzt, führt eine Straße in nordöstlicher Richtung weiter über Hohengiersdorf an der auf einem Hügel stehenden Kirche vorüber nach Gutschen und nordöstlich weiter durch den Olbendorfer Wald, am Croatengraben an dem hochgelegenen Mittelhof

Michael Konstantin v. Kalinowa = Zarembo, Königl. Preuß. General-Lieutenant von der Infanterie, Obrist über ein Regiment zu Fuß und des schwarzen Adler-Ordens Ritter, geboren 25. September 1711, gestorben 30. August 1786.

Zarembo hat in seiner Ruhestätte wenig Ruhe gehabt.

Nach den Ueberlieferungen wie ich sie an verschiedenen Orten ermittelte, waren ihm goldene Sporen mit ins Grab gegeben, diese wurden ihm geraubt, dann als die Einebnung des Werders und die Urbarmachung des umgebenden Landes erfolgt war, befand sich die Grabstätte und das Denkmal in dem ringsum liegenden angebauten Lande.

Offiziere der Garnison Brieg besuchten öfters das Grabmal, wobei sie genöthigt waren, ein Stüd über das Feld zu reiten; das ärgerte einen Vorbesitzer derart, daß er die Steine des Grabmals zerschlug, in sein Gehöft führte und die Grabstätte überdeckte.

Der jetzige Besitzer wurde von einem Offizier der Garnison Brieg um Ueberlassung der Steine ersucht, was dieser bereitwilligst that und so befindet sich jetzt ein Rest des Denkmals des Generals im Garten des Offizierkasinos in Brieg, in der nordwestlichen Ecke. Die Asche Zarembo's aber verschwand mit dem Hügel, jetzt ist dort eine Sandgrube.

1) Lucä nennt den Pfaffenkümpel etwa ums Jahr 1680 einen gespenstischen Ort, an dem in der Mittagsstunde kein Fischer verkehren möge. Es mußten also zu jener Zeit noch alte Erinnerungen vorliegen. Ich vermüthe, es waren diese drei Orte alte Ringwälle, in denen die Slaven dann ihre Kultusstätten errichteten.

vorüber östlich des Finkeberges und der nördlich von ihm gelegenen kleinen Schanze, nach dem alten Straßenknotenpunkt Marienau. Von hier nordöstlich weiter überschreitet sie den Olbenbach. Etwa 500 m nördlich liegt eine Stelle die den Namen führt Krumkno (Knie), dort soll ehemals eine langer krummer Damm gelegen haben, südlich von ihm auf der Wiese liegt ein verflachter und verstrauchter Erdhaufen, er und die Wiese um ihn heißt das Höfchen, er war also wohl hier wie anderen Dries die Schutzwehr des Dammes. Lügen alle die bisher beschriebenen Dämme am Rhein oder in Westphalen, so würde man sie Langebrücke, Ponteslonge, nennen und heftiger Streit würde darüber entbrannt sein, welcher Feldherr sie und alle ihre schon beschriebenen Genossen erbaut, und zu welcher Schlacht er darauf marschirt sei. Darum kümmert sich hier Niemand.

Östlich liegt das Dorf Bankau.¹⁾

Als Sage ist bekannt, daß ein herzogliches Jagdschloß an der Stelle des heutigen Kreischams gestanden habe. Der Besitzer Königin fand beim Umbau Münzen.

Kruze beschreibt einen Fund, den etwa 1817 der damalige Pastor in der Sandgrube machte, es waren gegossene, kleine menschliche Figuren. Leider wurden sie so lange den Kindern zum Spielen gegeben, bis sie verspielt waren.

(Gegenwärtig ist bemerkenswerth der eigenartige Bau der Kirche mit doppeltem Schiff.)

Bankau entstammt somit ebenfalls sowohl nach seiner Dammanlage als seinen Funden, der Heidenzeit.

3 km weiter nordöstlich gelange ich nach dem Dorfe Jauer.²⁾

¹⁾ 1260. Herzog Heinr. III. befreit dem Wigo die Hufen, welche er in Bankowe von den Kreuzherrn frei besitzt, von allen herzoglichen Schatzungen. Reg. 1036.

29. April 1281 findet ein Gütertausch in Bankau statt; es werden 6 Hufen in Bankau gegen 5½ Hufen in Schmortsch vertauscht. Reg. Nr. 1663.

29. April 1282 wird derselbe Gütertausch ausführlich behandelt. Reg. Nr. 1706.

1317. Bankau wird unter den Dörfern genannt, die ihre Getreide frei nach Ohlau einbringen dürfen. Pfarr-Archiv Jauer S. 127, 128 K.-N. p. I.

1374. Das Freibauergut Nr. 28 in Bankau wird dem Schulzen Heinrich v. Mechwitz für 100 M. Prager Groschen verkauft. Illings Kreisbeschreibung von Brieg.

²⁾ Schönwälder in seinen Ortsnachrichten von Brieg und Pfarrer Stehr († 8. Mai 1862 zu Reiffe) berichten, daß nach einer Sage die Kirche

Hier befand sich bis in die Gegenwart an der am Südbende des Dorfes gelegenen Scholtisei eine Winkelschanze, während der etwa 1,80 m hohe Wall im Westen den Garten in einer Länge von etwa 120 m umschloß, war er südlich schon früher zur Straßen-Verbesserung abgefahren und nur noch gegen 60 m lang. Das Ganze hieß „die Schanze.“ Wenige Schritte davon östlich fließt der Ulbenbach.

Bei der Abtragung sind keinerlei Beobachtungen erfolgt. Westlich des Ulbenbaches und des Dorfes führte ein breiter, trockener Graben mit aufgeworfenem Wall in der Richtung nordöstlich nach Klossdorf quer

zu Zauer im Jahre 1152 an einen zerstörten Götentempel gesetzt worden sei, das heißt die damalige. Die heutige Kirche steht nicht wie üblich, mitten im Dorf, sondern am äußersten nördlichen Ende auf einem gegen 3 m hohen Hügel. Etwa 400 Schritt nördlich von ihr wurden im vorigen Jahre beim Sandschachten Urnen gefunden.

Südlich an der Außenwand der Kirche in der östlichen Ecke befindet sich unter dem Sims folgende Inschrift:

heNRICVS- DE NISZA MADICIDA Fvith MAGISTER- IOI
PeRIS- (Heinrich von Neisse war Meister dieses Baues.)

Pfarrer Stehr in seiner Chronik liest das Ganze: „Henricus de Nicza ladicida (aus lapidiseida d. i. Steinschneider) Magister operis fuit.“

Ich und der gegenwärtige Herr Pfarrer entzifferten die Inschrift, so wie ich sie hier vorführe, wir sahen Beide jedoch nur mit bloßen Augen.

Pfarrer Stehr sagt nun Seite 122 seiner ungedruckten Chronik: „Sonderbar findet man in beiden Worten sowohl Ladicida als auch Michaelis die Jahreszahl 1152.“ Diese Notiz findet sich auch in dem gedruckten Theil der Chronik S. 47. Das Wort Michaelis kommt aber in der Inschrift gar nicht vor, und in seiner Lesart Ladicida vermag ich die Zahl 1152 nicht herauszufinden. Die erwähnte sonstige Inschrift findet sich weder in der Kirche noch im Kirchenbuche. Die Kirche ist 1712 und zuletzt beim Thurmbau 1860 renovirt worden, Pfarrer Stehr schrieb seine Chronik bis 1845.

Um der Sage gemäß die Jahreszahl 1152 zu finden, betrat Pfarrer Stehr einen eigenen Weg, er nahm aus dem Namen der Kirche Michaelis, und aus der Inschrift die Buchstaben, die ihm die gewünschte Zahl ergaben. Ich halte das für werthlos. Auch bei Deutung des Namens Zauer schrieb er: Stammt von der Stadt Zauer. —

Die Sockelsteine bestehen aus langen bearbeiteten Werkstücken von Rasenerz, doch bin ich nicht sicher, ob es schlecht geschmolzene geformte, oder bearbeitete Stücken rohen Gesteins sind.

Bei der Renovation 1712 wurden hinter den Lehnen der Kirchenbänke viele lange Sensen, Siedemesser, Flegelsteden u. s. w. aufgefunden. Die Bevölkerung, die bei einem drohenden feindlichen Einfalle hierher ihre Geräthe versteckte, muß nicht mehr zurückgekehrt sein.

Der Name Zavor, wie Zauer ehemals geschrieben wurde, heißt Ahorn.

über das Feld, er hieß „der Obergraben.“ Er ist verschüttet und nur noch im kräftigeren Wuchs des Getreides zu verfolgen.

Von Klosdorf leitet ein Fußpfad nördlich an Bärzdorf¹⁾ vorüber. Das kleine Kirchlein in Bärzdorf steht auf einer geringen Erhöhung. Der alte Pfad verliert sich in der Straße nach Laugwitz,²⁾ dessen Kirche auf einer Aufschüttung steht. Von hier ist der kürzeste Weg über Mollwitz nach dem Krähenberge gewesen.

Die Fahrstraße aber von Zauer führt über Tempelfeld nach Klein-Zenkwitz,³⁾ dessen Doppelschanze bereits beschrieben ist.

Von hier leitete der Weg in gerader Linie nach dem Krähenberge, der ebenfalls bereits genannt ist.

Das verschwundene Dorf und die Schwedenschanze bei Grüningen.

Gegen 3 km östlich vom Krähenberge und etwa 1 km östlich vom Dorfe Grüningen auf dem Acker des Gutsbesitzer Goebel fördert der Pflug eine sehr große Menge ehemaliger gepflasterter Feuerherde, auf einer Seite roth geglühter Steine und Scherben aller Art, zu Tage; die Fläche beträgt etwa 60 Morgen und es muß hier ein recht bedeutendes Dorf gestanden haben.

Einen Fingerzeig geben die Schlesiſchen Regesten,⁴⁾ sie erwähnen, daß im Jahre 1288 ein verloren gegangenes Privileg erneuert wurde,

1) Bärzdorf wird 1317 erwähnt, wo Boleslaus der Dritte bekennt, daß die zur Commende gehörenden 4 Güter Berthelsdorf, Zindel, Bankau und Güntersdorf ihr Getreide zollfrei nach Ohlau einfahren dürfen mit Ausnahme der Händler. Pfarr-Archiv v. Zauer, S. 127 u. 128 aus den R.-A. p. I.

2) Laugwitz wird erst am 15. Juni 1347 als Lukowicz erwähnt. Cod. Dipl. Sil. IX. 121.

3) Petrus Janko verkauft dem Ordensmann, dem Kreuzträger Knecht von Sugwitz das Allodium genannt Jancwitz mit 4½ Hufen unterm Pfluge ic. im Jahre 1345.

R.-A. p. 92, in der Pfarr-Chronik v. Zauer S. 134.

4) 12. Oktober 1288, Breslau. Herzog Heinrich von Schlessien, Herr v. Breslau, erneuert ein verloren gegangenes Privileg seines Vaters, Herzog Heinrich (III.), durch welches der Schulz Dietrich der Sachse, das Dorf Malewicz (Mollwitz) bei der Stadt Brieg gelegen zur Aussetzung nach deutschem Recht erhält im Gesammtumfang von 67 Hufen, (einschließlich der von dem benachbarten Dorfe Cripoldisdorf zugeschlagenen 15 Hufen), von

wonach von dem Dorfe Cripoldisdorf 15 Hufen zur Anlage von Mollwitz abgezweigt wurden. Ein Dorf dieses Namens ist nicht vorhanden, muß auch schon bei der Gründung von Mollwitz nur noch dem Namen nach oder größten Theils wüst vorhanden gewesen sein, denn von einem völlig bewohnten Dorfe lassen sich doch nicht ohne Weiteres 15 Hufen zu einem Nachbardorfe werfen.

Das Dorf zog sich südöstlich die Anhöhe hinab und an seiner Stelle mag dann westlich auf der Anhöhe das heutige Grüningen entstanden sein.¹⁾

Etwa 500 m südöstlich des unbekanntes Dorfes und etwa hundert Schritt südlich der Strehleener Straße hat sich an der Stelle, wo jetzt die Stadt Brieg den Straßenkehrich ablagert, der Name erhalten: Schwedenschanze. Die Schanze hat östlich des Grenzrains gelegen, hat einen Durchmesser von etwa 60 Schritt Länge und 40 Schritt Breite gehabt, sie ist schon lange verschwunden, an ihre Stelle ist eine auch nicht mehr benützte Sandgrube getreten.

Außer Urnenscherben zc. wurden an der Dorfstelle steinerne Schmuckfachen in Erdbeerform gefunden, aber wieder verloren, deutlich war an ihnen die Bearbeitung zu erkennen.

Nur 2 km von hier nordöstlich von der Schanze befindet sich das alte Schloß zu Brieg.

Der Straßenzug, der in Würben abzweigte, und an welchen sich dann die Verbindungen aus verschiedenen Richtungen schlossen, ist somit Schritt für Schritt mit Schanzen belegt bis Brieg, wo er am alten Schloß seine Verbindung über die Oder fand und sich mit den von Neisse und Michelau herabkommenden Straßen vereinte.

denen 55 dem Herzoge jährlich als Zins je einen Malter Dreikorn und dem Bischof einen Bierdung (als Zehnt) entrichten, 15 Hufen der Schulze frei besitzt und 2 Hufen die Kirche. Der Schulz hat mit einem dextrarius saleratus (einem geschirrtten Streitrosse) seiner Zeit zu dienen, soll auch als freien Besitz eine Schänke, eine Brot- und eine Fleischbank, und eine Mühle haben.

Schles. Regesten Nr. 2089.

¹⁾ Im Jahre 1270 erscheint in Breslau ein Dietrich v. Grüningen als Zeuge, das ist die erste Nachricht. Regesten Nr. 1337.

Etwa um 1384 hatte das halbe Dorf Grüningen einen jährlichen Zins von 6 M. für eine Vikarie zu zahlen.

Etwa 1412 erscheint Grüningen als bischöfl. Tafelgut. Heyne's docum. Geschichte des Hochst. Breslau Bd. II, Seite 552 und 663.

Massel

Trebnitz

Richtung Bude über das Katzengebirge

Ungefähre Richtung Danzig - Zinzow Osobuck

Ungefähre Richtung Bude, Czernikau - Kolberg

Panduren

Schanze

Quarré Protsch

Schmed. Sch.

Schloss Liessa

Fähre bei Osowitz

Grattke Berg

Massebroitz

Pilsnitz

Altenhain

Cosel

Fähre

Schloss Pölnitz

Räuber Schloss

BRÄU

nicht erforscht

Sandinsel

Morgen

Urnenfunde

Gräbschen

Ohre

Brode

Oder Margarethe Jäschkomitz

Melischwitz

Urnenfunde

Laskomitz

Tschirne

Todtenberg

Ratenitz

Jeltsch

Berg

Eiskeller

Rimeck

Kottwitz

Organisten.Bg.

Keller

Sackerau

Schmiedeberg

Wiedlitz

Breschne

Grebeboitz

Rohrau

Unchristen (Bismarkfeld)

Wiedlitz

Sackerau

Wiedlitz

Breschne

Breschne

Richtung Kostenbluth, Striegau, Hohenfriedeberg

Richtung Friedland Hornschloss Schmeidnitz Pandurverschanze (Sandberg) Massel nach Katisch

nicht erforscht

Breschne

Breschne